Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

<36602188330019

Moderne

Romane des Auslandes

in guten Uebersetzungen.

Band 80.

Circe von **Babington White.**

Inhalt der Sammlung:

„Moderne Romane des Auslandes."

Bd. 1. 2. Victor Cherbuliez, Isabella, oder der Roman einer rechtschaffenen Frau. 2 Bde.
— 3—6. Ouida, Strathmore. 4 Bde.
— 7—9. Le Fanu, Onkel Silas von Bartram-Haugh. 3 Bde.
— 10—12. Mrs. Oliphant, Agnes. 3 Bde.
— 13—15. Wood, Elster's Thorheit. 3 Bde.
— 16—18. Kingsley, Hereward der Wachsame. 3 Bde.
— 19—2 . M. S. Schwartz, Sein oder Nichtsein. 3 Bde.
— 22. Erckmann-Chatrian, Das Forsthaus. 1 Bd.
— 23—24. Louis Ulbach, Der Garten des Dorfherrn. 2 Bde.
— 25—27. Mrs. Henry Wood, Lady Adelaide's Schwur. 3 Bde.
— 28—30. Braddon, Ein ungeschliffener Diamant. 3 Bde.
— 31—36. Mrs. Gaskell, Frauen und Töchter. 6 Bde.
— 37—40. Ainsworth, Der Connetable von Bourbon. 4 Bde.
— 41—42. Lascelles, Die Octrone, oder die Lilie von Louisiana. 2 Bde.
— 43—48 Ouida, Chandos. 6 Bde.
— 49—52. Braddon, Enttäuschte Herzen. 4 Bde.
— 53—58. Eliot, Felix Holt, der Radikale. 6 Bde.
— 59—60. Erckmann-Chatrian, Erlebnisse eines Conscribirten. 2 Bde.
— 61—62. Erckmann-Chatrian, Waterloo. 2 Bde.
— 63—66. Lascelles, Die schwarze Bande. 4 Bde.
— 67—68. Verf. vom John Halifax, Zwei Heirathen. 2 Bde.
— 69—71. M. S. Schwartz, Der Hänfling. 3 Bde.
— 72—75. Wood, Der Vorabend des St. Martinstages. 4 Bde.
— 76—78. Charles Reade, Griffith Gaunt.
— 79. Iwan Turgeniew, Dunst. 1 Bd.
— 80. Babington White, Circe. 1 Bd.

Weitere Werke werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

Preis eines jeden Bandes dieser Sammlung
20 Sgr.
Jedes Werk ist ohne Preis-Erhöhung auch einzeln zu haben.

Otto Janke in Berlin.

Circe

oder

Drei Acte aus dem Leben eines Künstlers.

Roman

von

Babington White.

Frei nach dem Englischen.

Berlin, 1868.
Verlag von Otto Janke.

Erster Act.

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Erste Scene.

Ein Künstler-Atelier.

Es giebt eine Gegend in London, welche die Genossenschaft der Maler sich vorzugsweise auserkoren hat. Wenn man von Fitzroy-square ausgeht, kommt man in ein Labyrinth von schmutzigen Straßen, in denen man überall die den Malerwerkstätten eigenthümlichen hohen breiten Fenster bemerkt. Diese dumpfen, düstern Straßen, welche den Anschein haben, als ob sie einst bessere Tage gesehen, sind der Aufenthalt der aufstrebenden Kunst, während die erfolgreiche Kunst nach Kensington entflieht, wo die Seele des Malers unter reinerem Himmel, unter dem Gesange der Vögel und dem Rauschen der Waldbäume einen freieren Aufschwung nimmt. Allerdings bleibt zuweilen auch ein großer Mann in der düstern Nachbarschaft zurück, gerade als ob er die Ringenden nicht gern allein und entmuthigt zurücklassen möchte; aber die Nachbarschaft wird mit jedem Tage düsterer und mit jedem Tage ziehen die erfolgreichen Maler mehr nach Westen.

Für Laurence Bell, Schüler, und Träger einer goldenen Medaille, der den ganzen Tag über in seiner Malerwerkstätte angestrengt arbeitete, war die Düsterheit der

Nachbarschaft von keinem sonderlichen Belang. Ein Mensch lebt nicht allein innerhalb der vier Backsteinmauern, die er von dem Hausherrn gemiethet hat. Er besitzt eine eigene Wohnung, die in seiner selbstgeschaffenen Welt liegt und für die er weder Miethe noch Steuern zahlt. Man kann zwei Menschen finden, die dasselbe Haus bewohnen und doch so entfernt von einander leben, als wären sie Bewohner von Kamschatka und Peru. Einer wohnt vielleicht in einer schönen, blühenden Gegend, wo die Stimmen der Singvögel ihm den ganzen Tag über Musik machen, während der Andere sich in einer nordischen, von Bären bevölkerten Wildniß aufhält.

Die Welt, welche Laurence Bell bewohnte, war eine sehr angenehme, und die Umgebung von Charnockstreet hatte für ihn nicht so viel Wirklichkeit, als die weißen Mauern der Paläste von Rom und die luftigen Säulenhallen von Athen, die er nur in seinen Träumen gesehen hatte. Er war jung und die Zukunft erschien ihm in so rosigem Lichte, daß es kaum zu verwundern war, wenn er einigermaßen die düstere Gegenwart vergaß. Der Glorienschein seiner Kunst umstrahlte ihn und die Welt erschien ihm wie ein leuchtendes Panorama, bewohnt von den Göttern und Göttinnen der italienischen Maler.

Auch fehlte in seinem Leben jener andere Zauber nicht, der auch den gewöhnlichsten Menschen gemein ist. Wie Laurence Bell im Zwielicht des kalten Märzabends vor seiner Staffelei saß, stand eine Mädchengestalt neben seinem Stuhle, und ein so liebliches Gesicht, wie er nur je eines gemalt, blickte in die tiefblauen Augen des Malers.

Es giebt Menschen, über deren Wiegen die Grazien ihre reichsten Geschenke ausgegossen haben. Laurence Bell war einer von diesen. Anmuth, Schönheit und Talent sind keine geringen Gaben, und alle diese waren ihm mit freigebiger Hand zugemessen.

Der einzige Fehler in dem Gesichte des schönen jungen Mannes war, daß es zu fehlerlos war. Der Antinous ist ein schönes Bild, wer aber ein Muster von Männlichkeit sucht, wird es lieber in Herkules finden. Seine Mitschüler im Faubourg Fitzroy sagten Laurence Bell, daß er Aehnlichkeit mit Raphael habe, und es ist möglich, daß er diese Aehnlichkeit cultivirte. Das lange goldene Haar, das auf seinen Byron'schen Hemdkragen hinabfiel, würde an einem älteren Manne eine unverzeihliche Ziererei gewesen sein; einem Jüngling von zwei und zwanzig Jahren wird aber Vieles verziehen. Und wer war der junge Maler? Von welchem großen, alten Geschlechte mittelalterlicher Krieger hatte er diese tiefblauen Augen geerbt? Von welchem adeligen Geschlechte stammten diese schmalen weißen Hände mit den schlanken Fingern und den rosigen, haselnußartigen Nägeln? Leider haben Romantik und Poesie damit wenig zu schaffen. Dieser junge Antinous war der Sohn eines deutschen Schneiders und einer hübschen englischen Frau, eines einfachen, ehrlichen Paares, welches den harten Kampf des Lebens in seiner ruhigen Weise tapfer genug gekämpft hatte, nur um darin besiegt zu werden. Beide waren jetzt nach dem harten, bitteren Kampfe zur Ruhe eingegangen. Sie schlummerten nebeneinander in dem kleinen Vorstadtkirchhofe, welchen Laurence an Sommerabenden

zuweilen besuchte, um die niedrigen Gräber mit Blumen zu schmücken.

Laurence hätte wahrscheinlich dem freudlosen Berufe seines Vaters folgen müssen, wäre nicht eines Nachmittags Signor Antonio Mocatti zufällig an der Werkstätte seines Vaters vorübergegangen, als der Knabe, mit Zeichnen beschäftigt, auf der Hausstaffel saß.

Nichts, was in dieses Fach einschlug, entging jemals dem Blicke des Mr. Mocatti. Er war ein großer, breitschultriger Neapolitaner mit den schwärzesten und schärfsten Augen, die man sich denken kann, und einem sehr dicken, starken Schnurrbart, welcher den Stolz und die Freude seiner Seele bildete. Uebrigens war er ein Mann, welcher für hübsch galt, eine krummnasige, blühende Persönlichkeit mit einer harmlosen Schwäche für Seidenzeuge, Sammetwesten und pelzverbrämte Ueberröcke.

Es gab Leute, welche behaupteten, daß Antonio Mocatti in der großen englischen Hauptstadt mehr als ein Geschäft betrieben und daß er das Nestei seines Vermögens durch den Kleinverkauf von Eis, welcher damals noch eine Neuheit für die Londoner war, erworben habe. Der Signor selbst behauptete, daß er, von einem edeln Hause abstammend, wegen seiner liberalen Ansichten aus seinem Vaterlande verbannt worden sei, und da er einen gewissen Grad von Bildung besaß, so wurde die Eislegende nur noch von seinen Feinden aufrecht erhalten. Was auch seine Antecedentien sein mochten, Mr. Mocatti von Pelham Lodge, Old Brompton, war jetzt ein berühmter Bilderhändler, ein Gönner des aufstrebenden Talents und der Vermittler zwischen Kunst und Handel.

Wenn ein reicher Manchester-Magnat Gemälde bedurfte, so gab er dem Mr. Mocatti unbeschränkte Vollmacht, und bald waren die Wände seiner Gemächer mit den reichsten Kunstschätzen geschmückt. Selbst diejenigen, die Antonio Mocatti einen Betrüger und Charlatan nannten, mußten zugeben, daß sein Geschmack tadellos sei und daß niemals ein schlechtes Gemälde aus seinen Händen komme.

„Er riecht sie, Sir," rief ein Künstler in seinem Aerger. „Seine große Nase verrichtet allein das Geschäft. Wenn sich im dunkelsten Winkel eines Zimmers, das voll von Bildern ist, auch nur ein einziges gutes Stückchen vorfindet, so ist Mocatti darüber her, noch ehe er sich drei Minuten in dem Gemach aufgehalten hat, und das könnte er gewiß nicht, wenn es nicht seine Nase thäte."

Mr. Mocatti stürzte sich auf den kleinen blondlockigen Knaben und entriß ihm mit seiner großen gelbbehandschuhten Pfote die Schiefertafel.

„Beim Jupiter," rief er, „es ist der Apollo!" Woher hat der Range den Apoll?"

Dabei deutete er ganz erstaunt auf die Zeichnung, welche die ungeübte Hand des Schneiderjungen auf die Tafel gekratzt hatte.

„Verzeihen Sie, Sir," sagte der Knabe, „um der Ecke dort ist ein Bilderladen und das Gemälde des Mannes befindet sich im Fenster. Ich habe es recht betrachtet und suche es jetzt nachzumachen."

„So, Du suchst also ein Bild zu copiren, das Du auf der Straße gesehen hast? Was würdest Du dazu

sagen, wenn ich Dich Bilder nach dem Leben, wirkliche Männer und Frauen malen ließe? Wie würde Dir das gefallen, kleiner Schneiderjunge?"

„O, das würde mir sehr gut gefallen, Sir," sagte der Knabe, ganz verwirrt durch die glänzende Erscheinung des Fremden.

Darauf ging Mr. Mocatti in die niedrige Werkstätte des Schneiders und kaufte den Schneidersohn, soweit nämlich die Gesetze von England den Kauf eines Knaben gestatten. Laurence Bell sollte in den nächsten zehn Jahren das Eigenthum von Antonio Mocatti sein, und von diesem ernährt, gekleidet und unterrichtet werden. In den fünf folgenden Jahren sollte der halbe Verdienst des Malers dem Gemäldehändler gehören, und in diesen letzten fünf Jahren hoffte Mr. Mocatti die Früchte seiner Speculation zu ernten.

Der Handel war dem Anschein nach nicht ungünstig. Was sollten Peter Bell und seine Frau mit dem Genie anfangen, das ihnen in ihrem Sohne bescheert worden war?

„Es ist eine harte Sache, uns von ihm zu trennen," sagte der Schneider, „aber es würde noch härter sein, wenn ich den Jungen als Lehrjungen verwenden wollte, während ihm der italienische Herr die Laufbahn, ein großer Maler zu werden, eröffnen kann." Und der arme Mann wischte sich die Augen, wenn er seinen Sohn betrachtete, der, gleich einem jungen, halbflüggen Vogel, vor Begierde brannte, das väterliche Nest zu verlassen.

So nach mehrtägiger Ueberlegung und nach mehr als einer schlaflosen Nacht, zog der Vater dem Jungen

seine besten Kleider an, und übergab ihn dem Gemäldehändler, nachdem er vorher ein, von dem Advocaten dieses Herrn aufgesetztes Document in gehöriger Form unterzeichnet hatte. Mr. Mocatti brachte seinen jungen Schützling sofort in das Haus eines andern Schützlings, eines Malers im mittlern Lebensalter, der niemals einen Erfolg von Bedeutung errungen, und jetzt nur allein für den neapolitanischen Händler arbeitete.

„Sehen Sie her, Graystone," sagte der Speculant, „dieser Knabe hat den Stoff zu einem großen Maler in sich. Ich wünsche, daß Sie seine Ausbildung übernehmen. Er kann bei Ihnen wohnen und die Akademie besuchen, wenn er alt genug ist. Ich setze Ihnen jährlich hundert Pfund für seinen Unterricht und Unterhalt aus. Sie müssen aber Sorge dafür tragen, daß etwas Tüchtiges aus ihm wird, Tom Graystone."

Mr. Graystone war arm, und vielleicht hatte es Mocatti mehr seiner Armuth, als seiner Neigung zu verdanken, daß er sich dazu verstand, den Vorschlag anzunehmen. Es befand sich keine freundliche Matrone in dem Hause des Malers und das Leben von Laurence Bell würde sehr einsam gewesen sein, hätte er nicht das einzige Kind seines Meisters, ein kleines, liebliches Mädchen, das drei Jahre jünger als Laurence war, und die düstern Räume des alten Hauses erheiterte, zur Gesellschafterin gehabt.

Mr. Mocatti war ein Mann, der niemals einen Mißgriff beging. Seine Speculation mit dem Knaben war eine höchst glückliche. In seinem neunzehnten Jahre galt der Zögling von Thomas Graystone für das Wun-

der der Akademie. Im zweiundzwanzigsten hatte er sich als Aussteller ausgezeichnet, und seine Gemälde wurden bereits mit guten Preisen bezahlt.

„Sie verkaufen sich unter meiner Hand ganz gut, Sir," sagte Mocatti, womit er andeuten wollte, daß die Gemälde mehr durch seine Bemühung, als durch ihren eigenen Werth einen mäßigen Preis erzielten.

Thomas Graystone war ein gewissenhafter Meister gewesen. Er gestand aber jetzt freimüthig ein, daß er seinen Zögling nichts mehr lehren konnte. „Schicken Sie den Jungen nach dem Vatican, damit er eine Lection von Raphael nehme. Ich kann nichts mehr für ihn thun."

Aber Antonio Mocatti war nicht so leicht zufrieden zu stellen.

„Was reden Sie mir da vor?" rief er verächtlich. „Dieses Kind versteht nicht mehr vom Malen, als ein Affe. Ich will Ihnen im Pflanzengarten einen Affen finden, der eben so viel leistet, wenn Sie ihn ein oder zwei Monate lang in Ihr Atelier nehmen. Mein Affe kann Ihnen deutsche Puppen malen, sein Weiß und Roth auf der Palette mischen und es Fleischfarbe nennen. Er kann seine deutschen Puppen auf der einen Seite dunkel, auf der andern hell malen, und es Licht und Schatten nennen. Es sind dies keine großen Heldenthaten für meinen Affen. Bah, Tom Graystone, der Tag wird kommen, wo Laurence Bell ein Maler sein wird, jetzt aber malt er noch wie das," dabei schnalzte er mit den Fingern.

„Das sagen Sie aber nicht Ihren Manchestermännern," sagte Mr. Graystone mit boshaftem Lächeln.

„Ich sage meinen Manchestermännern, daß ich einen Schützling habe, welcher Genrebilder besser malt, als irgend ein Mann in London, aber ich biete meinen Manchestermännern nicht diese rahmfarbige Venus dort zum Verkauf an. Laurence malt seine Venuse zu seiner Zerstreuung; wir brauchen aber kleine reizende Weiber in gelber Seide, mit spanischen Mantillen auf dem Kopfe und großen, schwarzen Augen, die Euch wie tausend Teufel anblicken, um den Topf kochen zu machen, wie Ihr in eurem englischen Kauderwelsch sagt."

Laurence Bell malte „Topfkocher", wie ihm sein Beschützer auftrug. Es waren dies reizende kleine Gemälde, bald eine häusliche Scene mit reicher Umgebung, bald ein Mädchen auf einem Balkon, wie es zu den Sternen aufblickt, bald ein venetianischer Bravo an einer Straßenecke lauernd, mit Augen von mörderischem Feuer im Dunkeln lauschend. Mr. Mocatti war sehr wohl zufrieden mit seinem Geschäfte, obschon er die Gewohnheit hatte, die Verdienste seines Schützlings in gutmüthiger Weise zu bemängeln und zu bezweifeln. Aber selbst in diesen wegwerfenden Aeußerungen lag eine gewisse Aufrichtigkeit. Das Vertrauen des Mannes in den jungen Maler war so groß, daß ihm diese kleinen, hübschen Cabinetsstücke, diese rohen, unentwickelten Nymphen und Göttinnen nur als das blinde Tasten eines mächtigen Genies erschienen, das seinen Weg zum Lichte zu finden suchte.

„Du hast das Zeug zu einem größeren Maler in Dir, als euer praktisches England seit hundert Jahren hervorgebracht hat," rief der Gemäldehändler, „aber Du hast bis jetzt nur mit der Kunst gespielt. Du bist ein

Kind, es fehlt Dir Tiefe und Leidenschaft, Kraft und Feuer. Du brauchst ein wenig Tollheit, mein Freund, um Dich zu einem Genie zu machen. Es gibt keine nüchternen vernünftigen Genies."

Während Laurence Bell sich mit den Grundlagen seiner Kunst abmühte, empfing Amy Bell in einem Institut zu Brixton ihre Erziehung. Als Laurence seine Großjährigkeit erlangte und das Uebereinkommen zwischen seinen verstorbenen Eltern und Mocatti ein todtes Stück Papier wurde, was indeß Mocatti sorgfältig verschwieg, kam Miß Graystone von der Schule zurück. Sie war jetzt achtzehn Jahre alt und ihre Erziehung galt für vollendet. Sie brachte eine große Anzahl schön eingebundener Preisbücher mit nach Hause, deren bunte Decken das Auge ihres Vaters beleidigten. Sie war auch in allen wichtigen Daten der Weltgeschichte, von Adam bis zur Reformbill herab bewandert. Aber die schönen Einbände der Preisbücher verloren im Staube und in der Sonne von Charnockstreet ihre Farben, und die geschichtlichen Daten schwanden eines nach dem andern aus dem Gedächtnisse der Miß Graystone. Als diese fort waren, blieb von der Erziehung in Brixton nur sehr wenig mehr übrig, aber Amy Graystone war eines jener reizenden und liebenswürdigen Geschöpfe, welche zu ihrer Geltendmachung keiner Gelehrsamkeit bedürfen. Sie sang Moores Melodien mit einer Stimme, welche zum Herzen ging. Sie konnte kleine Stücke italienischer Musik und deutsche Walzer spielen, welche im abendlichen Zwielicht sehr lieblich klangen. Sie war sehr hübsch, aber ihre Schönheit war so anspruchslos, daß man mit ihr eine Stunde in

einem Zimmer sein konnte, ehe man endeckte, welchen Anspruch sie auf Bewunderung hatte. Sie gehörte mit einem Worte zu jenen Frauen, die eine ganze Saison hindurch Bälle, Partien, Blumenausstellungen und Pferderennen besuchen können, ohne eine Eroberung aufzuweisen, die aber keine Woche lang dasselbe Haus mit einem Manne bewohnen können, ohne ihn zum Sklaven zu machen.

Laurence Bell hatte mit der Malerstochter ein Jahr lang unter demselben Dache gewohnt, und lange zuvor, ehe das Jahr um war, hatte er sie geliebt und ihr seine Liebe erklärt. Er war einer von den Männern, deren Schicksal es ist, entweder von den Weibern vergöttert, oder mißhandelt zu werden. Für Amy war er der Inbegriff alles Herrlichen und Poetischen im Menschen. Von ihm geliebt zu werden, hielt sie für das beneidenswertheste Loos, das einem Weibe zu Theil werden könne.

Thomas Graystone billigte zwar die Verlobung seiner Tochter, aber er war nichts weniger als entzückt davon.

„Es wäre mir lieber gewesen, Du hättest Dich in einen Lichterzieher verliebt,“ sagte er, Du denkst vielleicht, daß es eine schöne Sache sei, ein Genie zu heirathen, armes Kind! wenn Du diese Art Leute so gut kenntest wie ich, so würdest Du anders denken. Die Frau eines Genies ist eine sociale Märtyrin, welche sich daran gewöhnen muß, die Palme zu tragen, während er seine Lorbeern erntet!

Miß Graystone stellte sich auf die Spitzen ihrer hübschen kleinen Füße und küßte ihren Papa, aber sie setzte kein großes Vertrauen in seine weltliche Klugheit.

Sie dachte zu viel an ihren Geliebten, als daß sie Zeit gehabt hätte, viel an ihre eigenen Interessen zu denken. Wenn von Einem von ihnen Palmen zu tragen waren, so war sie gern bereit, die Krone des Märtyrthums auf sich zu nehmen, wenn es nur Lorbeern genug für ihr Idol gab. Sie haßte den glänzenden neapolitanischen Gemäldehändler mit seinen verbrämten Ueberröcken und Sammetwesten, mit seinen blanken Patentlederstiefeln, welche stets so unangenehm neu aussahen, mit seinem Geruche von Moschus und Ambra, mit seinem widerwärtigen Achselzucken und mit seinem krämerartigen Gerede von Gegenständen, die verkäuflich seien oder nicht.

An diesem Abend, während Laurence von einem mühevollen Tagwerke ausruht, plaudern er und Amy von dem großen Mocatti.

„Ich sehe mit Sehnsucht dem Tage entgegen, wo Du Dein eigener Herr sein wirst, Laurence," sagte Amy, „und dann kannst Du malen, was Du willst."

„Ja, ich werde dann meinen Oedipus auf Kolonos malen können," antwortete der junge Mann in erregtem Tone, so ein großartiger Gegenstand, Amy, größer als Lear. Der alte Mann, blind, sterbend, mit erhobenen Händen und schrecklichen, lichtlosen Augen die Rachegöttinnen der Hölle anrufend, und Verderben über seine unwürdigen Söhne heraufbeschwörend — seine zwei Töchter voll Hingebung und kindlicher Liebe — der klassische Hintergrund — der —. O Amy, wenn ich nur der Neigung meiner Phantasie folgen, wenn ich nur Zeit finden könnte, dieses Gemälde zu malen —".

„Was für eine edle Verschwendung von Zeit, Lein-

wand, Farben und Borsten unschuldiger Schweine würde das geben!" rief eine volltönende Stimme im Gange draußen und dann wurde die Thüre, welche nur angelehnt war, aufgestoßen und herein trat Mr. Mocatti mit seinem gewöhnlichen Moschusgeruch und seinem gewöhnlichen Glanz von Sammet und Pelzwerk.

„Mein Kind, für Deinen alten, blinden, räthsellösenden König giebt es keinen Platz mehr im civilisirten Europa, es sei denn an der frisch getünchten Wand irgend eines mechanischen Instituts in der Provinz, wo alle Monat eine Vorlesung über Chemie oder den gestirnten Himmel gehalten wird und wo Dein Oedipus bald so blau und schimmelig werden würde, wie ein Buttermilchkäse. Wie geht es, Miß Amy? Schön wie immer und wie ich vermuthe, eben so sehr, wie immer in unsern jungen Raphael verliebt. Wir geben Ihnen die Erlaubniß, ihn zu lieben, Miß Amy, aber nicht, ihn zu heirathen. Er darf in den nächsten zehn Jahren überhaupt nicht heirathen, er darf nicht heirathen, bis er etwas Großes vollbracht hat."

„Hände weg da, wenn's Ihnen beliebt, Mr. Mocatti!" rief Laurence. „Sie haben einen Anspruch auf meinen Erwerb, aber nicht auf meine Freiheit als Mann. Miß Graystone wird meine Gattin werden, sobald ich ihre Zustimmung zu unserer Verbindung erlangen kann. Ich werde Sie weder über meinen Hochzeitstag zu Rathe ziehen, noch von Ihnen verlangen, daß Sie zum Unterhalte meiner Frau beitragen sollen. In keinem Falle aber werde ich es dulden, daß man Miß Graystone unehrerbietig behandle."

Amy befand sich nicht im Zimmer, als ihr Geliebter seine persönliche Freiheit so wacker vertheidigte. Sie hatte sich, noch ehe Mocatti seine lange Rede geendigt, ruhig in das benachbarte Gemach zurückgezogen, da aber die Thüre nicht ganz geschlossen war, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie die kühne Unabhängigkeits-Erklärung des jungen Malers mit angehört hatte.

Jetzt hörte sie aber nichts weiter, denn Mr. Mocatti, dessen scharfes Auge die offene Thüre erspäht hatte, schloß sie bedächtig, ehe er die Unterredung fortsetzte.

„Und so willst Du wirklich heirathen, mein Lieber?"

„Ich bin stolz darauf, sagen zu können, daß Miß Graystone eingewilligt hat —".

„Schweig' mir von Miß Graystone," rief der Neapolitaner mit verächtlichem Fingerschnalzen, „es gibt hunderttausende von Miß Graystones in der Welt, die stets bereit sind, sich einem aufstrebenden Genie als Bleigewicht anzuhängen. Wenn Du dort aus dem zwei Stock hohen Fenster blickst, mein Freund, so siehst Du unten einen gepflasterten Hof und eine Reihe eiserne Spitzen, welche dazu dienen könnten, einem Manne den Garaus zu machen, wenn sein Sturz nicht hinreichen sollte. Willst Du wohl so gut sein, Dich herunter zu stürzen, mein Kind?"

Mr. Bell sah seinen Beschützer mit stummem Staunen an.

„Thue mir den Gefallen und stürze Dich aus dem Fenster," fuhr Mocatti fort. „Ich glaube nicht, daß es Einem sehr wehe thut, wenn er auf Eisenspitzen fällt, weil er glücklicher Weise durch die Erschütterung der Luft

schon betäubt ist, ehe er an die Spitzen kommt. Mag es aber noch so schlimm ausfallen, so ist es doch immer noch besser für Dich, als zu heirathen."

„Bah, das ist nichts als Unsinn," murmelte Laurence ärgerlich.

„Nein, ich spreche nur die Wahrheit. Ich spreche wie ein Mann, der das Genie aus Erfahrung kennt und weiß, aus welchem Stoffe es gemacht ist. Willst Du ein Verkäufer von bemalter Leinwand, oder ein großer Maler werden? Ich möchte Dich zum großen Maler machen. Ich habe Schützlinge genug, die mir Geld einbringen; ich möchte aber, daß Du etwas mehr thätest als dieses. Wenn ein Juwelier einen Diamanten verkauft, so hat er seinen Vortheil dabei und das ist Alles. Seine Diamanten sind doch nur gewöhnliche Diamanten. Ich möchte aber für den Besitzer eines blauen Diamanten gelten und dieser blaue Diamant sollst Du werden, Laurence Bell."

Diese schmeichelhafte Aufforderung traf den schwächsten Punkt in dem Charakter des jungen Malers. Der Gedanke, daß es wirklich in seiner Macht stehe, der blaue Diamant unter den Malern zu werden, erfüllte ihn mit Entzücken.

„Ich weiß, wie viel Sie für mich gethan haben, Mocatti," sagte er mit besänftigtem Tone, „und ich hoffe, meine Pflicht erfüllt zu haben. Sie hatten niemals Ursache, sich über meinen Mangel an Fleiß zu beklagen."

„Bah!" rief der Gemäldehändler, „Fleiß ist die Tugend eines Schneidergesellen. Ich verlange etwas mehr von Dir."

„Sie können nicht mehr verlangen, als ich zu leisten vermag und gerne leiste. Ich bin bereit, alle Kraft und Fähigkeit, die ich besitze, der Kunst zu widmen. Für was sollte ich auch sonst leben? Aber auch der Künstler hat ein Recht auf einen häuslichen Herd. Weshalb nun wollen Sie sich meiner Heirath widersetzen?"

„Weil sie Dein Verderben sein würde."

„Aber warum denn?"

„Warum, warum?" wiederholte der Händler ungeduldig. „Warum macht Dich Laudanum schläfrig? Warum löscht Wasser Feuer aus? Ich sage Dir, ein verheirathetes Genie ist nichts, als ein zu einem kinderwartenden, kirchengehenden, hausgebackenen Spießbürger plattgebügeltes Genie. Armer Bursche! Seine Träume waren einst mit Göttern und Göttinnen bevölkert, jetzt wird sein Schlummer durch Metzgersrechnungen gestört. Früher war er gewohnt, einsame Plätze aufzusuchen und Stunden lang sich in der Anschauung der Natur zu vertiefen; jetzt muß er Kinderwägen schieben und kann die Natur in Bloomsbury-square betrachten. Sonst führte er ein wildes Wanderleben, indem er bald die welschen Berge durchstreifte, bald die lieblichen Thäler Frankreichs besuchte, bald die Gletscher und Gipfel der majestätischen Alpen bestieg; jetzt geht sein weitester Ausflug nicht über zwei oder drei Stunden. Kannst Du wirklich glauben, die Kunst könne das Kinderwiegen und die Sorge um Metzgersrechnungen überdauern? Ich sage Dir, sie kann es nicht. Wenn Du ein Genie bist, so ist Dein wahres Element das Feuer und um so schlimmer für Dich, wenn Du dich nicht verbrennen willst. Du bist von einem Fieber verzehrt.

Um so besser. Du gehst vom höchsten Entzücken der Hoffnung zu den Qualen der Verzweiflung über. Du bist heute zum Himmel erhoben, morgen kriechst Du im Staube. Um so besser, und immer besser. Weißt Du, warum in unsern Tagen die Kunst auf einer so niedrigen Stufe steht? Der Grund liegt darin, daß die Künstler zu gut bezahlt werden. Sie leben in bequemen Häusern, sie bezahlen ihre Schulden, sie haben alle Tage ihr Essen und wir haben keine so begeisterten Werke mehr, wie in den Zeiten, wo die Künstler verhungerten. Und Du willst ein schönes Institutspüppchen heirathen, daß sich in den Kopf gesetzt hat, Dich nach Art eines Advocatenschreibers oder Landpfarrers glücklich zu machen. Nein, nein, ich will ein solches Opfer nicht erleben! Lieber wollte ich mein eigenes Leben hingeben, als dies gestatten. Nein, tausendmal nein, mein Laurence, mein Stolz, mein Ruhm! Breche dieses Mädchens Herz, breche Dein eigenes, wenn Du willst, aber sprich mir nicht vom Heirathen!"

„Lieber wollte ich alle meine Hoffnung in den Staub treten, als Amy Graystone auch nur eine Stunde lang Schmerzen bereiten," antwortete Laurence ernst. „Lassen Sie mich in meiner eigenen Weise glücklich werden, Mr. Mocatti."

„Glücklich in Deiner eigenen Weise? Denkst Du thörichtes Kind, daß irgend ein Wesen glücklich sein kann, das seiner Bestimmung untreu wird? Denkst Du, Du kannst das Genie in einer Schachtel einschließen und mit dem Deckel niederpressen, wie das Gliedermännchen einer Kinderpuppe? Glaubst Du, Du kannst die Seele eines Riesen in dem Körper eines Zwergs einsperren? Bah,

laß uns nicht in Eifer gerathen," sagte Mocatti, der ganz hitzig geworden war und sein blühendes Gesicht mit dem seidenen Taschentuche fächelte. „Wir wollen nichts mehr von Heirathen sprechen. Du sollst Gemälde malen, und mehr Gemälde und immer mehr Gemälde. Wenn Du dann nach zehn Jahren, nachdem Du Europa mit Deinem Namen erfüllt und ein Vermögen wie Rothschild erworben, noch heirathen willst, so heirathe meinetwegen die eilftausend Jungfrauen von Köln, ich werde nichts dagegen haben."

Laurence Bell erwiederte nichts auf diese Schlußrede, behielt sich aber stillschweigend das Recht vor, zu handeln, wie es ihm beliebte.

„Und nun laß mich sehen, was Du gethan hast, während ich in Brighton war. Was ist das unter dem grünen Vorhang? Zünde das Gas an und laß mich sehen, was ich kann. Ich bin auf dem Wege hierher aufgehalten worden, sonst würde ich noch ehe es finster geworden, gekommen sein."

Laurence zündete das Gas an und stellte erst eines, dann ein zweites Bild auf die Staffelei. Es waren hübsche kleine Cabinetsstücke, wie man sie so häufig sieht, und in denen fast jeder Beschauer etwas zu bewundern findet. Das eine stellte eine kleine coquette Zofe aus der Zeit Ludwig XV. vor, wie sie am offenen Fenster einige Tauben füttert, das andere zwei Liebende, in einem offenen Boote sitzend, das den sonnigen Fluß hinab treibt, mit einer vergessenen Guitarre zu ihren Füßen.

„Musik auf dem Wasser," murmelte Mocatti, auf den Zettel blickend, den der Maler an der Rückseite des Bildes

aufgeklebt hatte. „Ja, das ist hübsch, sehr hübsch. Der Sonnenschein auf dem Gesichte des Mädchens ist recht geschickt angebracht. Aber Deine Binsen sind zu steif und der Himmel ist etwas zu stark aufgetragen. Nichts desto weniger ist es ein nettes Stück, das für etwa 45 Pfund verkauft werden kann. Für das „Mädchen und die Vögel“ können 20 Pfund gelöst werden. Man ist im Stande, solche Stücke bis auf eine Kleinigkeit abzuschätzen. Aber wann wirst Du aufhören, niedliche Bilder zu malen? Wann wirst Du mir meinen blauen Diamant geben?“

Laurence wurde roth und zögerte zu antworten. Der Italiener verstand dieses Erröthen.

„Aber, mein Gott,“ rief er, „Du hast mir ja noch etwas zu zeigen. Mein blauer Diamant wird jetzt kommen.“

„Ich fürchte, daß es kaum des Zeigens werth ist,“ stotterte der junge Mann, eine mit der Vorderseite gegen die Wand gelehnte aufgespannte Leinwand ergreifend. „Der Gegenstand ist verbraucht genug und die Behandlung eben so gewöhnlich als der Gegenstand, aber ich träumte eines Nachts von dem Gesichte, nachdem ich eine Uebersetzung des Aeschylus gelesen —“

„Halt!“ rief Mocatti. „Der Gegenstand wird doch nicht etwa aus dem Aeschylus genommen sein?“

„Nein, er ist aus dem Shakespeare.“

„Hm,“ sagte der Kenner in verächtlichem Tone, „Shakespeare ist nichts besonders Großes, aber er ist besser als Aeschylus.“

Laurence Bell stellte das Bild auf die Staffelei und

beobachtete ängstlicher, als es sonst seine Gewohnheit war, das Gesicht Mocatti's.

Es entstand eine lange Pause, während welcher Mocatti das Gemälde einer kritischen Prüfung unterwarf.

Es war das Bild einer Frau, eine große dunkle, majestätische Gestalt, deren finsteres Gesicht aus dem Halbdunkel klar hervortrat. Sie mochte Judith oder Klytämnestra, Semiramis oder Johanna von Neapel sein, aber aus Rücksicht für das englische Publikum hatte sie Laurence Bell Lady Macbeth getauft. Er hatte ihr einen Dolch in die kräftige weiße Hand gegeben, sie in schweren Purpur gekleidet und ein Diadem auf ihr königliches Haupt gesetzt. In ihrem Gesichte war der leidenschaftliche Ausdruck von Rache mit heldenmüthigem Entschluß gemischt. So mag eine zornige Göttin, oder auch ein mörderisches Weib aussehen. Vor ihr auf den Knieen, das Gesicht halb verhüllt, lag eine zitternde Gestalt, in der man den Than von Cawdor erkannte. Der Schauplatz war eine düstere gewölbte Halle mit einem weit geöffneten Fenster, durch das man den dunkelgrauen Himmel mit schwarzem Gewölk und einem einsamen rothen Stern erblickte, den man für den Planeten halten konnte, der in dem Hause eines Mörders regierte.

„Das ist etwas," sagte Mr. Mocatti, nachdem er das Gemälde hinlänglich betrachtet hatte. „Wenn dieses Bild nicht in der Ausstellung zugelassen wird, wenn nicht darüber geschrieben, gesprochen und kritisirt wird, wie über kein anderes in der Akademie, so darfst Du Antonio Mocatti einen Dummkopf nennen. Umarme mich, mein Schatz.

Ich kann jetzt Alles von Dir hoffen, Du fängst an, leidenschaftlich zu werden.

Zweite Scene.

In der königlichen Akademie.

In Trafalgar-square standen zahlreiche Equipagen, und eine Menge betreßter Bedienten drängte sich auf den Stufen und in der Vorhalle der königlichen Akademie. Es war die Eröffnung der Frühlings-Ausstellung, zu der heute nur ein auserlesenes Publikum Zutritt hatte. Vornehme Frauen und elegante junge Damen streiften mit ihren rauschenden Seidengewändern die purpurnen Draperien. Die Akademiker bewegten sich geschäftig hin und her und empfingen die Glückwünsche ihrer Freunde. Die Kunstkritiker kauten an ihren Bleistiften und machten Noten in ihren Katalogen, diejenigen Gemälde aufzeichnend, die sie zuerst hernehmen wollten.

Als der Raum am vollsten war, nicht so gefüllt von einer drängenden und stoßenden Menge wie an gewöhnlichen Tagen, sondern von einer auserwählten Herren- und Damengesellschaft, trat Mr. Mocatti, der große Gemäldehändler ein, dessen Erscheinen eine kleine Bewegung hervorrief, denn der Neapolitaner war eine allen Kunstkennern und Kunstliebhabern wohl bekannte Persönlichkeit. Mr. Mocatti sah wie gewöhnlich sehr blühend aus und hatte sich auf's Glänzendste herausgeputzt.

Er stand mit allen vornehmen Personen im Saale auf dem Sprechfuße, und während er seinen aristokratischen Gönnern und Gönnerinnen seine Ehrfurcht bezeugte, hatte man Zeit, einen jungen Mann zu bemerken, der mit dem

großen Gemäldehändler eingetreten war und sich etwas schüchtern unter dieser privilegirten Versammlung bewegte.

„Wer ist der junge Mann mit dem langen gelben Haare?" fragte eine Dame. „Wahrscheinlich ist es ein Maler, denn Niemand als ein Maler würde ein solches Haar zur Schau stellen."

„Er hat noch etwas Besseres ausgestellt als sein Haar," antwortete ein königlicher Akademiker, der groß genug war, um unparteiisch zu sein. „Haben Sie die Lady Macbeth gesehen?"

„Was, die lebensgroße Gestalt mit der Aufschrift: „Gieb mir den Dolch!" Es ist das beste Bild dieses Jahres, mit Ausnahme" — Hier stotterte die Dame und hielt inne.

„Mit Ausnahme des meinigen," sagte der Akademiker lachend. „Das versteht sich eigentlich von selbst. Nein, es ist nicht das beste Bild des Jahres, Lady Burton, aber es ist das eigenthümlichste und versprechendste. Dieser junge Mann wird Großes leisten, wenn er auf sich Acht hat."

Während die Leute von seinem Gemälde sprachen, hielt sich der junge Mann so nahe er konnte an der Seite seines Beschützers, und, als dieser Herr seinen vornehmen Kunden seine Verbeugung gemacht und ein oder zwei Geschäfte abgeschlossen, fand er wieder Zeit, sich mit seinem Schützling zu beschäftigen.

„Ganz wie ich vorausgesetzt," bemerkte er vertraulich, „die Lady Macbeth ist die Löwin der Saison und Du bist ein gemachter Mann, wenn Du dem Heirathen und den Metzgersrechnungen aus dem Wege gehst. Ein Bischen mehr Tollheit und Fieber und Feuer und Flamme, und

Du wirst die Leiter des Ruhms erstiegen haben, und dies ist eine Leiter, welche die Männer heutzutage in einem Anlauf oder gar nicht erklimmen. Ein langsames Ersteigen auf bequemen Stufen giebt es nicht. Prometheus hat sein Feuer nicht terminweise gestohlen."

„Prometheus war ein verfehltes Werk," murmelte der junge Maler traurig. „Hat Jemand das Gemälde gekauft?"

„Ich hätte es seit einer Stunde ein halbes Dutzendmal verkaufen können," erwiederte Mocatti, „aber ich behalte es."

„Behalte es? Für wen?"

„Für eine Dame, für eine meiner besten Kunden. Ich bin überzeugt, daß sie heute hierher kommen und daß sie Dein Gemälde kaufen wird."

„Warum?"

„Weil es wild und ungewöhnlich ist. Sie hat eine Manie für alles Wilde und Seltsame. Sie ist darin vernarrt. Ja, sie wird kommen," murmelte Antonio Mocatti nachdenklich, „Du wirst sie sehen und dann wirst Du mir vielleicht nicht mehr von diesem jungen Mädchen, Miß Graystone, sprechen."

„Es gibt kein weibliches Wesen auf der Erde, das meine Liebe zu Miß Graystone zu schwächen vermöchte," antwortete der junge Mann mit ernstem Tone.

„Warte ein wenig, mein Lieber, Du hast noch nicht alle Weiber auf Erden gesehen. Und nun laß uns einen Gang durch die Zimmer machen und ich will Dir dabei die Löwen des Tages zeigen."

Unter dieser Beschäftigung war fast eine Stunde ver-

flossen, aber die Dame war noch nicht da und Mocatti selbst zweifelte daran, ob sie noch kommen würde. Der junge Maler war ein wenig verstimmt darüber. Bisher hatte es für ihn nur ein weibliches Wesen in der Welt gegeben und sein Name war Amy Graystone. Desohngeachtet aber war sein Interesse oder vielmehr seine Neugierde durch Mocatti's kurze Schilderung seiner Gönnerin erregt worden.

„Welches ist der Name dieses wundervollen Weibes?“ fragte er jetzt.

„Ihr Name ist Giulia d'Aspromonte, oder auch Prinzessin d'Aspromonte.“

„Eine Prinzessin!“ sagte der junge Mann erstaunt. Selbst mit dem Stempel der göttlichen Kunst auf seiner Stirne blieb er der Sohn eines deutschen Schneiders und der hochtönende Titel machte einen sichtbaren Eindruck auf ihn.

„Die Wittwe eines römischen Prinzen,“ sagte Mocatti achselzuckend. „Das ist gerade nichts Besonderes. Zu ihrem Glücke war der Fürst, dessen Vorfahren dem jüdischen Stamme angehörten, ein Bankier, der ein ungeheures Vermögen angesammelt hatte. Aber die Prinzessin hat ein eigenes Genie zum Geldverschwenden und so werden selbst die Millionen des alten Aspromonte nicht ewig währen. Wenn man vom Wolf redet, so —“ murmelte der Händler und Laurence Bell sah nach der Thüre des kleinen achteckigen Zimmers und erblickte die Dame, welche seine Bilder kaufen wollte.

Er erkannte sie augenblicklich. Woher er wußte, daß diese Fremde die Frau sei, von der Mocatti gesprochen,

weshalb sein Herz schneller schlug und ihm das Blut ins Gesicht stieg, als er sie erblickte, darüber vermochte er sich niemals Rechenschaft zu geben.

Für den Augenblick war er sich nur seiner Jugend, seiner Unerfahrenheit, seines Erröthens und seines linkischen Wesens bewußt. Wie gerne wäre er durch eine Fallthüre im Boden des achteckigen Gemachs versunken, um sich vor den durchdringenden Blicken dieses strahlenden Wesens zu verbergen. War sie wirklich so strahlend, wirklich so reizend? Sie war eine Italienerin und hatte Augen und Haare von jener mitternächtlichen Schwärze, wie sie den Töchtern des Südens eigen ist. Ihr Gesicht war von wahrhaft klassischer Form, vielleicht etwas zu blaß, ein wenig abgespannt und gealtert, als ob die Frau in der kurzen Spanne ihrer dreißig Jahre zu viel gelebt und gelitten, ein Gesicht, das man sich, wenn es von dem Wetterleuchten der Leidenschaft belebt war, erhaben, aber auch schrecklich denken konnte, wenn es die Schatten der Verzweiflung verfinsterten, ein Gesicht, als Vorwurf für den Maler und Dichter ganz wie geschaffen. Laurence Bell betrachtete es mit Verwunderung und Staunen. Es war ihm so bekannt und doch so neu. Er hatte es oft in seinen Träumen gesehen, aber bis heute noch niemals in der Wirklichkeit.

„Geh' und unterhalte Dich einstweilen mit den Bildern," sagte Mocatti leise. „Ich will Dich ihr später vorstellen."

Laurence verbeugte sich und zog sich zurück. Um in das nächste Zimmer zu gelangen, mußte er an der römischen Prinzessin vorübergehen und dabei faßte sein künst-

lerisches Auge alle Einzelheiten ihrer sorglosen Toilette auf. Ah, was für ein Reiz lag in dieser Sorglosigkeit. Die Prinzessin sah aus, als ob sie in der Eile ihre Kleider blos übergeworfen hätte. Das Morgenkleid von feinem indischen Musselin und Spitzen war ein Gewand, wie man es im Boudoir trägt, und über diese weite wolkenartige Robe war in kunstlosem Faltenwurfe ein scharlachrother Kaschmirshawl geworfen, den sie mit einer Grazie trug, wie ihn nur Continentalschönheiten zu tragen wissen. Als Kopfbedeckung hatte sie einen Hut von feinen alten Spitzen und darunter in ihrem purpurschwarzen Haare eine natürliche gelbe Rose. Der Phantasie des Malers kam es so vor, als ob die duftige Blüthe sich niederbeugte, um die Stirne der römischen Dame zu küssen. In der Hand trug sie ein Bouquet von gelben Theerosen, deren Duft das kleine Zimmer erfüllte.

„Ich möchte einen solchen Kopf mit einem Kranz von gelben Rosen malen," dachte Laurence Bell, als er seinen Weg durch die größeren Zimmer verfolgte.

In einem derselben traf er Mr. Graystone und seine Tochter. Amy's sanfte blaue Augen hatten längst nach ihrem Geliebten ausgeschaut. Sie begrüßte ihn mit einem Lächeln und einem Erröthen und als er ihre kleine Hand in seiner eigenen fühlte, verschwand die Erscheinung eines dunkeln mit Blumen bekränzten Hauptes aus seinem Sinne.

„Ich habe das Gemälde gesehen", flüsterte Miß Graystone. „Jedermann spricht davon. Ich bin so stolz auf Dich, so glücklich. Ich kann Dir kaum sagen, was ich fühle. Die Freude ist zu groß."

Ihr Geliebter zog die kleine Hand unter seinen Arm und als sie dort ruhte, fühlte er, daß sie zitterte. Dies war eine Liebe, die zu gewinnen selbst das Genie mit Stolz erfüllen durfte. Die Ueberzeugung von ihrer Tiefe und Reinheit erweckte ein Gefühl des Entzückens in dem Herzen des jungen Malers, als er in das ausdrucksvolle Gesicht der Geliebten blickte. Die Aufregung des Augenblickes machte sie unendlich liebreizend. Sie trug nicht das Gepräge einer classischen Heldin, sie war nicht das Wesen, von dem man träumen und für das man wahnsinnig werden kann, sie war einfach ein Weib, dem man vertrauen, das man lieben konnte.

„Ja, die Lady Macbeth ist ein Erfolg, Amy," antwortete Laurence, als sie Arm in Arm vor dem Bilde standen „und es besteht jetzt für unsere Verbindung kein Hinderniß mehr. Ich befinde mich auf dem Wege zum Glücke und wir wollen ihn Hand in Hand mit einander betreten."

„Aber wenn ich ein Hinderniß für Deinen Erfolg wäre, Laurence, wenn ich Dir zur Bürde würde, die Dich niederdrückte?"

„Eine Bürde, mein süßes Mädchen? Du weißt nicht, wie schwach ich bin und wie sehr ich Deiner Liebe bedarf. Wenn ich aber diese theure Hand in der meinigen fühle, halte ich mich für stark genug, die Welt zu erobern."

Während die jungen Liebenden in den weiten Räumen langsam die Runde machten, die Bilder betrachteten und an einander dachten, eilte Madame d'Aspromonte, von einer fieberhaften Unruhe getrieben, bald da bald dort hin.

blieb sie einen Augenblick vor einem Gemälde, das ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, stehen, so wendete sie sich im nächsten mit verächtlicher Miene wieder ab. Ein Ausdruck hochmüthiger Gleichgiltigkeit war in ihrem Gesichte ausgeprägt. Wohin sie ging, überall begleitete sie Mocatti mit unterthäniger und dienstwilliger Aufmerksamkeit.

Die Prinzessin hatte sich kaum herabgelassen, etwas zu bewundern, als sie vor das Bild von Laurence Bell traten.

„Eure Ausstellung wird jedes Jahr schlechter," sagte sie. „Alles ist fade, schwach und abgenützt, immer und immer dasselbe. Dieselben Getreidefelder, derselbe Sonnenschein, dieselben dicken piquanten Schönheiten aus der Regierungszeit Eures Karl, dieselben Schiffsjungen in denselben Booten. Bah, ich bin aller dieser Plattheiten überdrüssig," rief die Prinzessin, mit einer gewissen Heftigkeit ihren Katalog zuklappend.

„Wie finden Ew. Excellenz dieses?" fragte der Händler, auf das Bild seines Schützlings deutend.

Die Prinzessin blickte es lange und aufmerksam an und dann richtete sie ihre schwarzen, blitzenden Augen auf Mocatti.

„Ich finde, daß es mir etwas ähnlich sieht," sagte sie mit einem Anfluge von Aerger in ihrem Tone.

„Gerade das dachte ich auch, als ich das Gemälde zum erstenmal sah," erwiederte Mocatti.

„Kennt mich der Mann, der es gemalt hat?"

„Er hat Sie bis heute niemals gesehen, außer vielleicht in seinen Träumen. Es ist ein wunderbares Stück von Licht und Schatten, ist's nicht so, Madame?"

„Was kümmere ich mich um Ihr Licht und Schatten, das Gesicht der Frau ist wundervoll. Nr. 126. Gib mir den Dolch," las sie aus ihrem Katalog. „Shakespeare. Immer Euer Shakespeare. Ich muß dieses Bild haben, Signor Mocatti."

„Wenn es aber bereits verkauft ist, Signora?"

„Was liegt mir daran, ob es verkauft ist oder nicht, ich muß es desohngeachtet haben. Weiß ich denn nicht, daß Eure Kunst nichts weiter als eine Geldfrage ist. Wahrscheinlich verlangen Sie eine große Summe für Ihr Bild. Betrügen Sie mich, so viel Sie wollen, Signor Mocatti, aber das Bild muß mein sein."

„Kann ich einen Wunsch, der mit solcher Liebenswürdigkeit ausgesprochen wird, abschlagen?" sagte der Neapolitaner in seiner Muttersprache. „Sie sollen das Bild erhalten, Madame. Sind Sie nicht neugierig auf den Maler?"

„Ihr Maler ist ein unverschämter Mensch."

„Weil er die Kühnheit hatte, von einer Schönheit zu träumen, die er nie gesehen? Gewiß werden Sie ihm wegen der zufälligen Aehnlichkeit nicht grollen wollen."

„Wer ist er denn?" fragte die Dame in wegwerfendem Tone. „Wie ich vermuthe, einer von Euren Akademikern, obschon mir sein Styl neu vorkommt."

„Sein Styl ist ganz neu und er gehört nicht zur akademischen Genossenschaft, wie Ew. Excellenz vermuthen. Er ist ein junger Mann, Namens Laurence Bell, und dies ist sein erster Triumph. Er gehört zu meinen Schützlingen und sein Triumph ist auch der meinige."

Hierauf erzählte ihr Mocatti die Geschichte des deutschen Genies. Doch nahm er sich die Freiheit, den jungen Maler für den elternlosen Sohn eines armen österreichischen Offiziers auszugeben.

Die Prinzessin ließ sich herab, ein gewisses Interesse an den Tag zu legen.

„Und wie sieht Ihr Schützling aus?" fragte sie.

„Wie Raphael in einem modernen Frack, wie Raphael in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, wie der Raphael, den Buonarotti beleidigte, weil er den Anstand und das Aussehen eines Prinzen hatte."

Die Prinzessin sprach den Wunsch aus, daß das Streben des jungen Mannes von Erfolg gekrönt sein möge.

„Ja," sagte Mocatti, „und sein Erfolg wäre so gut wie gewiß, wenn er nicht entschlossen wäre, sich aus dem Fenster zu stürzen."

„Was?" rief die Prinzessin.

„Verzeihung! Wenn er nicht entschlossen wäre, zu heirathen. Es kommt fast auf dasselbe hinaus."

Und dann gab Mocatti seine Lieblingstheorie zum besten.

„Er will heirathen," rief er, „er will sein Genie auf dem häuslichen Heerde opfern. Seine Phantasie wird in der gemeinen Atmosphäre eines bürgerlichen Haushalts dahinsiechen. Er wird Ihnen, mir und der Welt verloren. O Madame, es ist mehr als ein Opfer, es ist ein Frevel. Der göttliche Hauch hatte niemals die Bestimmung, das Feuer anzublasen, an dem das häusliche Mahl

gekocht wird. O Madame, können wir nichts thun, um dieses Unglück zu verhüten?"

„Wir!" rief die Prinzessin, indem sie die Augenbrauen stolz emporzog. „Was habe ich damit zu schaffen?"

„Entschuldigen Sie, Prinzessin," sagte der Neapolitaner. „Ich dachte, wenn Sie sich herablassen wollten, einige Bewunderung für das Gemälde auszusprechen — ein wenig Interesse für die Laufbahn des Malers an den Tag zu legen, so möchte er — d. h. so möchten seine Augen für die glänzende Zukunft, die vor ihm liegt, geöffnet werden und —"

„Das sind nichts als Chimären," rief die Prinzessin. „Auf ein Wort von mir soll der junge Mann seine Braut verlassen, die er, wie ich annehmen muß, liebt —"

„Urtheilen Sie selbst," sagte Mr. Mocatti. „Dort steht der Maler und die Braut. Ist es nicht ein eben so hübsches Bild, als eines im Saale?"

Madame Aspromonte betrachtete das Paar lange mit forschenden Blicken, während sie Mocatti beobachtete.

„Ist sie nicht sehr hübsch?" sagte er dann. „Alle Anwesenden haben sie bewundert."

„So haben also Alle einen schlechten Geschmack," bemerkte die Prinzessin mit mehr als gewöhnlicher Gleichgiltigkeit. „Das Mädchen ist die Personificirung Eurer englischen Plumpheit, eine Hausmagd im Sonntagsstaat."

„Aber ihr Gesicht ist wahrhaft reizend. Jetzt, wo sie ihren Geliebten anblickt, hat es fast einen seraphischen Ausdruck. Finden Sie es nicht auch, Prinzessin?"

„Ich weiß nichts von Euren Seraphen," erwiederte

die Dame mit aller Aufrichtigkeit. „Das Mädchen ist offenbar schwindsüchtig.“

„Und mein Schützling? Darf ich ihn Ihnen vorstellen?“

„Wie es Ihnen beliebt,“ sagte die Prinzessin nachlässig. „Hat er jemals in Fresco gemalt?“

„O Himmel, jetzt ahne ich Ihren glücklichen Gedanken: die Fresco's, die Sie für Ihren neuen Musiksaal gemalt wünschen, die Fresco's, für die Sie so lange einen Maler gesucht. Meine Prinzessin, er ist ganz der Mann dafür. Seine Träume bewegen sich alle im classischen Alterthum, sie sind mit nichts Anderem, als mit Göttern und Göttinnen bevölkert. Seine Ideen sind großartig, erhaben und antik, die Phantasien und Eingebungen eines Apelles. Und ich halte den armen Burschen zurück, ich binde ihm Hände und Füße. Ich sage ihm, Du sollst nur kleine Stücke für Manchestermänner malen, über die halbe Länge eines Bischofs hinaus darf sich Dein Genie nicht versteigen. Seine Schwingen sind gebrochen, so sehr hat er sie gegen die Eisenstangen seines Gefängnisses geschlagen. Ah, Madame, seien Sie die Hand, die seine Fesseln löst. Oeffnen Sie den Käfig dieses jungen Adlers. Befreien Sie diesen angeschmiedeten Prometheus. Lassen Sie ihn Ihren Musiksaal in Fresco malen,“ schloß Mocatti, von dem Erhabenen zur Geschäftssphäre herabsteigend.

„Noch ehe ich weiß, ob er etwas Anderes malen kann, als das böse Weib aus Eurem Shakespeare?“ rief die Prinzessin. „Das geht denn doch etwas zu schnell, Signor Mocatti.“

„Mr. Bell!“ rief der Neapolitaner, Laurence heranwinkend. „Madame d'Aspromonte erweist Ihnen die Ehre, Ihr Bild zu bewundern und erlaubt mir, Sie ihr vorzustellen.“

„Ja, ich habe das Vergnügen, im Besitze Ihres Bildes zu sein,“ sagte die Prinzessin in ihrem schlaffen Contrealtton. „Es ist sehr frappant. Ich hoffe, daß Sie noch Größeres vollbringen werden. Wie ich sehe, haben Sie die italienischen Maler studirt. Ich besitze einige sehr gute Muster der venetianischen Schule, die ich Ihnen gerne zeigen will, wenn Sie dieselben zu sehen wünschen. Ich bin jeden Dienstag Abend zu Hause, um meine Freunde zu empfangen. Damit überreichte sie ihm ihre Karte, welche die Aufschrift trug:

Princess d'Aspromonte.

Adrian's Villa, Fulham.

Er verbeugte sich, murmelte einige kaum hörbare Worte des Dankes für ihre Güte und kehrte an den Platz zurück, wo Amy seiner harrte.

„Sind Sie zufrieden, Signor Mocatti?“ fragte die Prinzessin.

„Vollkommen,“ antwortete der Neapolitaner mit vielsagendem Lächeln.

Dritte Scene.

Abfall.

Am Dienstag früh nach der eben beschriebenen Unterredung stattete Mocatti einen Besuch in der Charnock-

straße ab. Er traf Laurence an seiner Staffelei, energisch an einer neuen Idee arbeitend und allein.

„Hum!" rief der Neapolitaner, „was ist aus der jungen Dame geworden?"

„Miß Graystone befindet sich in ihrem Zimmer," antwortete Laurence ernst.

„Man hat sich vielleicht ein wenig brouillirt?" warf Mocatti hin.

„Man hat nichts der Art gethan. Amy war erst vor einer halben Stunde hier. Aber ich war in meiner Arbeit vertieft und, wie ich fürchte, ein wenig reizbar und ungeduldig. So entfernte sie sich wieder. Ich fange an zu glauben, daß es ein Mißgriff ist, beim Malen Jemand im Zimmer zu haben."

„Das geht ja prächtig," murmelte der Händler. „Es giebt manche irrige Ideen, die Du mit der Zeit los werden wirst, junger Freund. Was ist das?" fragte er, auf die Leinwand schauend, „noch sehr verschwommen, aber kühn und frei. Soll es etwas Wilderes werden, als die Lady Macbeth? Haha, Deine Hand zittert ein wenig, lege den Pinsel nieder und laß uns ein Bischen plaudern."

Laurence legte Pinsel und Palette weg und warf sich ungeduldig in einen Stuhl. Sein Beschützer beobachtete ihn mit tiefer Befriedigung.

„Gut!" sagte er für sich, „er macht sich, er fängt an, leidenschaftlich zu werden; sein phlegmatisches sächsisches Temperament ist endlich aufgeregt. Der Sturm und das Feuer, die Raserei und das Fieber sind endlich im Anzuge und ich werde einen großen Maler haben."

Er setzte sich dem jungen Manne gegenüber und betrachtete ihn mit einer gewissen zärtlichen Aufmerksamkeit, wie etwa ein Arzt einen interessanten Patienten studirt.

„Deine Wangen sind geröthet und Deine Augen eingesunken, Laurence," sagte er darauf. „Laß mich Deinen Puls fühlen. Ah, das ist recht, 110 Schläge in der Minute, der wahre Puls eines Raphael. Mein Freund, Du bist auf dem Wege, ein großer Mann zu werden. Fühlst Du nicht, daß Dir der Ruhm in den Kopf steigt?"

„Ich habe ein Gefühl von Unruhe, von Aufregung und Ungeduld in mir, wie ich es noch nie hatte," antwortete der Maler mit einem Seufzer. „Ich bin unzufrieden mit mir selbst, mit meiner Stellung, mit meiner Arbeit, mit der ganzen Welt. O Mocatti, liegt etwas Giftiges in der Berauschung des ersten Erfolges? Ich war so ruhig, so glücklich, ehe ich dieses Bild ausstellte und jetzt —"

„Kind," rief Mr. Mocatti, „glaubst Du, die Raupe ist nicht glücklicher, wenn sie in ihrer bequemen Puppe eingebettet ist, als wenn sie das verhängnißvolle Geschenk der Schönheit erhält und sich als Schmetterling im Sonnenlicht wiegt, der überall mit seinen zarten Flügeln anstößt, bis er endlich unter den grausamen Händen eines Kindes zu Grunde geht. Wenn Du glücklich sein willst, so verbrenne Pinsel und Palette und werde ein Advocatenschreiber oder Commis bei einem Leinwandhändler. Wenn Du aber in Raphaels Fußstapfen treten willst, so liegt Dein Weg klar vor Dir."

„Mocatti, Sie wissen, daß ich blos für meine Kunst lebe."

„Ich weiß nichts davon, wenn Du mir von Ruhe und Glück vorredest. Kunst ist Sturm und Leidenschaft, und wenn Du groß werden willst, so mußt Du dem Sturme Deine Brust entblößen und zu dem Blitze sagen: „Schlage ein!" Dein Glück ist gemacht, Laurence. Die Fluth desselben ist im Flusse begriffen."

Und dann erzählte Mr. Mocatti seinem Schützling von dem großen Musiksaale, den die Prinzessin d'Aspromonte in Fresco malen lassen wollte.

„Denke Dir, mein Lieber," rief er, „ganze Wandfelder von Göttern und Göttinnen — Amphion, Orpheus, Apollo und die ganze Sippschaft. Bist Du nicht begierig, zu beginnen?"

„Ja," rief Laurence mit leuchtenden Augen, „ja, Amphion in Fresco, das müßte großartig sein: Amphion und Zethus von den Schäfern des Berges Citheron erzogen, die goldene Leyer von dem Gotte verliehen, die Felsen und Marmorblöcke durch die magischen Töne in Bewegung gesetzt, ein herrlicher Vorwurf für ein Frescobild! Ich will noch heute eine Skizze davon entwerfen. O Mocatti, werde ich jemals ein solches Glück haben? Glauben Sie wirklich, daß sie mich diese Fresken malen lassen wird?"

„Wer weiß es," sagte der Neapolitaner achselzuckend, „das Glück kommt manchen Menschen im Schlaf, und während Du über Deinen sentimentalen kleinen „Topfkochern" und Deinen unmöglichen Madonnen mit porcellanblauen Augen schläfrig die Zeit vergeudetest, kommt eine Prinzessin mit einem Lorbeerkranz und einem Sack mit Gold und bittet blos um die Erlaubniß, Dir den

einen auf die Stirne zu drücken, den andern zu Deinen Füßen zu legen. Das Glück liegt in Deiner Hand, Laurence. Doch darfst Du nicht vergessen, daß Deine Prinzessin ihre Launen und Eigenthümlichkeiten hat, daß ihr der Hof gemacht werden muß, weil sie sonst ihre Lorbeern und ihr Gold irgend einem klügeren Genie zuwenden würde. Laß sehen, ist heute nicht Dienstag?"

„Ja," antwortete Laurence mit einem bedeutungsvollen Blicke, der seinem Gönner nicht entging.

„Und am Dienstag Abend empfängt die Prinzessin ihre Freunde. Hast Du einen Anzug für derartige Staatsbesuche?"

„Ich habe mir von dem letzten Gelde, das Sie mir gegeben, einen solchen gekauft. Aber sind Sie wirklich der Meinung, daß ich schon so bald hingehen soll?"

„Darüber mußt Du selbst entscheiden. Die Prinzessin d'Aspromonte braucht selten eine Einladung vergebens zu machen, und es giebt Bewerber genug für die Ehre, ihren Musiksaal malen zu dürfen."

„Ich sollte allerdings hingehen, Mocatti, und ich sehe, daß auch Sie es wünschen. Ich dachte nur —"

„Was?"

„Ob es Amy nicht beleidigt, wenn ich ohne sie in Gesellschaften gehe. Ich weiß, daß der gute alte Meister ein Vorurtheil gegen das fashionable Volk hat und einen jungen Maler, der solche Gesellschaften besucht, auf dem Wege zum Verderben wähnt."

„Der gute alte Tom Graystone!" rief Mr. Mocatti, „das ist ein Weg zum Verderben, zu dem er nie eine Einladung erhalten hat. Er ist ein guter Meister und

ein besserer Anatom, als die Hälfte der Männer, die über seinem armen ehrlichen Haupte hinweggingen; aber er ist niemals in die Mode gekommen und er haßt die Gesellschaft, die ihn nicht beachtet hat. Höre nicht auf ihn, Laurence. Wenn Du groß werden willst, so mußt Du zuerst populär werden. Die Mode des heutigen Tages ist die Größe des morgigen. Es wäre ein guter Anfang, wenn Du die erste günstige Gelegenheit versäumtest, um zu Hause zu bleiben und Theebrod für Miß Graystone und ihren Herrn Papa zu rösten."

Laurence wurde roth. Ja, er war bei dieser erniedrigenden Beschäftigung überrascht worden. Wie oft war er am Kamin gekniet mit einer Zweigroschengabel Brotschnitten röstend, und dabei mit Amy plaudernd, während ihr Vater auf der andern Seite des Kamins nickte. Was für glückliche Abende hatte er in dem bequemen Wohnzimmer unter dem Atelier zugebracht, von Kunst und Poesie sprechend, oder vage Phantasien in sein Skizzenbuch kritzelnd, während Amy ihre träumerischen Walzer spielte und ihre süßen kleinen Lieder sang. Welche glänzenden Visionen der Zukunft hatten dieses gemeinsame Gemach verherrlicht! Welche beseligende Liebe hatte das reizende Gesicht seiner Geliebten überstrahlt! Aber in diesem Augenblicke erinnerte er sich an nichts Anderes, als daß er Brotschnitten geröstet und daß es eine Schande sei, daß er es gethan.

„Zu welcher Stunde soll ich zu Madame d'Aspromonte gehen?" fragte er darauf.

„Du wirst gut daran thun, wenn Du etwas vor

zehn Uhr dort eintriffst. Nach zehn sind ihre Salons oft schon überfüllt. Soll ich Dich abholen?"

„Wenn Sie die Güte haben wollen."

„Das wird das Beste sein. Sorge dafür, daß Du bis um neun Uhr fix und fertig bist. Wir brauchen nahezu eine Stunde zum Fahren."

Mr. Mocatti entfernte sich und Laurence nahm seinen Pinsel wieder zur Hand. Aber er hatte keine Lust zum Arbeiten und so suchte er das abgegriffene classische Lexikon von Mr. Graystone auf und brachte den Morgen mit dem Nachlesen der Geschichten von Amphion und Orpheus hin.

Um drei Uhr rief ihn Amy zum Mittagessen, das aus Roastbeef und Yorkshire Pudding bestand. Er hatte keinen Appetit und es schien ihm etwas Anwiderndes in diesen gemeinen derben Speisen zu liegen. Mr. Graystone aß mit seinem gewöhnlichen guten Appetit, aber er bemerkte mit Verdruß, daß sein Zögling dem Lendenbraten nicht zusprach.

„Du hast Dich überarbeitet, Laurence," sagte er. „Wenn Du Dich nicht vorsiehst, so wird Antonio Mocatti Dein Tod sein. Deine Organisation ist zu empfindlich, als daß sie die Behandlung dieses Mannes vertrüge. Du gleichst einem jener Vollblutpferde, die ein Speculant für das Rennen zu Derby bestimmt hat. Es wird dazu abgerichtet, den Preis zu gewinnen, und gewinnt ihn auch, nachher aber ist es niemals mehr das erste auf der Bahn. Mocatti möchte gern noch etwas Tüchtiges aus Dir herausschlagen, ehe Du von ihm loskommst, und er kümmert sich nicht darum, was es Dich kostet."

Amy hatte ihren Geliebten, während ihr Vater sprach, ängstlich betrachtet.

„Glaubst Du, Papa, daß Laurence wirklich krank aussieht?" fragte sie.

„Ja wohl," brummte der Maler. „Er hat zu angestrengt gearbeitet, sage ich Dir. Er bedarf frische Luft, Ortsveränderung und Ruhe. Wir wollen Alle am Sonntag Morgen mit dem ersten Zuge nach Windsor fahren und in dem Wald herumstreichen. Die Rhododendron am Wege nach Virginia Waters müssen jetzt blühen und die jungen Kaninchen hüpfen mit ihren Schweifen in der Luft über den Weg. Wir wollen bei Wheatsheaf einen Imbiß von Brod, Käse und Bier einnehmen, denn ihre Mittagessen sind zu theuer für arme Maler, und in der Dämmerung wieder nach dem rauchigen Babylon zurückkehren, nicht wahr, Laurence?"

Mr. Bell stimmte bei, aber ohne Enthusiasmus. Er ging schweigend nach dem Atelier zurück und nahm Palette und Pinsel zur Hand; aber die Skizze, die ihm am Morgen gefallen hatte, gefiel ihm jetzt nicht mehr, und er arbeitete verdrossen.

Amy öffnete bald darauf die Thür und steckte den Kopf herein.

„Ich will mit Miß Wilson einen Gang in Regents Park machen, Laurence," sagte sie, „und Papa sagt, es würde Dir gut thun, wenn Du uns begleiten wolltest. Willst Du mit uns kommen, Lieber?"

Wenn ich an der Arbeit bin, Amy?" antwortete Mr. Bell in vorwurfsvollem Tone.

„Papa sagt, Du arbeitest zu viel."

„Und ich fühle, daß ich nichts vollbringe. Du weißt gar nicht, was es ist, hier den Gedanken zu haben," rief er, sich an die Stirne schlagend, „und die Kraft nicht zu besitzen, ihm dort auf der Leinwand Gestalt und Leben zu geben. O meine theure Amy, halte mich nicht für unfreundlich, aber ich kann nicht in diesen Cockney-Park gehen, wo die Bäume alle so klein und gerade und mager sind wie die kleinen hölzernen Bäume in einer Kinder-Puppenschachtel. Ich kann das Geplauder Deiner Freundin, Miß Wilson, das sich immer nur um Moden und Putz dreht, nicht anhören."

„Laurence, es sieht Dir gar nicht gleich, ungeduldig zu sein," sagte Amy traurig.

„Ja, ich weiß es. Ich war stumpf, träge und zufrieden, den ausgetretenen Pfad zu gehn, aber das ist vorüber. Ich fühle jetzt, was es ist, Erfolg zu haben und bin ein anderer Mensch. Du weißt, was die Kritiker über mich gesagt haben: Mein Gemälde trage zwar den Stempel des Genies, es sei aber noch ungezügelt und unausgebildet und ich müsse arbeiten. Alle predigten mir dieselbe Lehre: „Arbeite! Arbeite! Arbeite!" und ich habe seit der Eröffnung der Ausstellung Zeit vergeudet. O meine theure Amy, unterstütze mich in jedem guten Entschluß, ich bitte Dich darum. Ich bin so schwach, so schwankend und es steht in meiner Macht, so Vieles auszuführen."

Er begann nun zu seiner Braut von der Prinzessin d'Aspromonte und den Fresken zu sprechen, mit denen ihr Musiksaal ausgeschmückt werden sollte.

Amy hörte gedankenvoll zu, bis Laurence über ihren Mangel an Enthusiasmus fast ärgerlich wurde.

„Ich dachte, Du würdest über das unerwartete große Glück, das sich mir darbietet, erfreut sein," sagte er in vorwurfsvollem Tone.

„Ist es aber auch wirklich ein so großes Glück?" fragte das Mädchen ernst. „Papa pflegt zu sagen, daß solche Gönnerschaft einem Manne mehr schadet als nützt. Diese italienische Dame mag reich und sehr freigebig sein; aber sie ist ohne Zweifel auch launenhaft und schwer zu befriedigen. Die Kunst soll sich nicht zu einem weiblichen Spielzeug herabwürdigen, Laurence. Du bist der Tyrannei des Mr. Mocatti so überdrüssig und doch willst Du Dir eine neue Knechtschaft von dieser Dame aufbürden lassen."

„Mein liebes Mädchen, Du redest wie ein Kind," rief Mr. Bell mit äußerster Ungeduld. „Ich übernehme keine Knechtschaft von Madame d'Aspromonte. Sie hat ein prächtiges Gemach gebaut, das sie nach altitalienischer Weise ausschmücken lassen will. Eine solche günstige Gelegenheit fällt selten einem englischen Künstler zu. Du weißt, wie ich die kleinlichen Gegenstände, die ich für Mocatti gemalt, verachte. Dieser Auftrag wird mir Spielraum für Großartiges und Erhabenes geben. Wenn ich wirklich Anlage zur Größe habe, Amy, so wird diese Gelegenheit alle meine Fähigkeiten entwickeln."

„Du hast aber noch nie in Fresco gemalt, Laurence."

„Ich werde es lernen, wenn ich den Auftrag erhalte. Mocatti wünscht, daß ich ihn heute Abends nach der Villa der Madame d'Aspromonte begleite und ich werde

mehr über die Sache hören, wenn ich sie wieder gesehen habe."

Der Spaziergang in Regent's Park unterblieb. Miß Graystone ließ sich bei ihrer Freundin entschuldigen und brachte den Nachmittag allein im Wohnzimmer zu, indem sie geduldig an einem Stoß Hemden ihres Vaters nähte, welche der Ausbesserung bedurften. Die helle Maisonne strömte in das einfach möblirte Gemach und verwandelte die abgeschossenen rothen Vorhänge in glänzende Draperien. Miß Graystones Kanarienvogel sang ein Loblied auf das goldene Licht und Mr. Graystones französischer Pudel schwelgte in der angenehmen Wärme; aber in Amys Brust war ein scharfer Schmerz; wenn sie der ersten Maiabende des verflossenen Jahres gedachte, wo Laurence einen Spaziergang in Regents Park für die köstlichste Erholung hielt und sehr gerne dem Geplauder der Miß Wilson zuhörte, während Amys Hand auf seinem Arm ruhte.

„Mr. Mocatti hat Recht," dachte sie bei sich, „das Genie kann nicht in einen Käfig eingeschlossen werden. Es ist gemein und grausam von mir, über Laurence's Erfolge zu murren, weil diese Erfolge ihn von mir entfernen."

Es war keine Wolke auf Miß Graystones Stirne, als sie eine Stunde später den Vorsitz am Theetische einnahm und sie ergriff für ihren Geliebten Partei, als Mr. Graystone über die Prinzessin d'Aspromonte und all ihres Gleichen loszog.

„Was würde Rubens gethan haben, ohne Albert und Isabella? sagte sie scherzend.

„Albert und Isabella waren von anderem Schlage als die Prinzessin d'Aspromonte," erwiederte der alte Maler zornig. „Die Prinzessin ist — — Ich habe schon früher von ihr gehört und mein Rath an Laurence ist, sich von ihr fern zu halten. Er kennt seine Odyssee auswendig und er weiß, was dem Ulysses begegnet ist, als er in anrüchige Gesellschaft kam."

„Mocatti wünscht, daß ich hingehe," murmelte Laurence halb entschuldigend.

„Mocatti hat eine Gans gefunden, die goldene Eier legt und er ist jetzt im Begriff, diese Gans zu schlachten, um seine Eier auf einmal zu erhalten," sagte Tom Graystone vom Tische aufstehend und seinen braunen Meerschaumkopf anzündend.

Laurence verließ gleich darauf das Zimmer, obgleich Amy sich an das kleine Piano gesetzt und einen ihrer deutschen Walzer spielte.

Es begann bereits dunkel zu werden, während der junge Mann sich für den beabsichtigten Besuch ankleidete. Die Uhren der Nachbarschaft schlugen neun, als er die Stiege hinunterging. Er sah in dem einfachen Gesellschaftsanzug sehr hübsch aus. Es war kein Licht in dem Atelier, aber er wollte doch lieber hier seinen Beschützer erwarten, als in dem Gemache, aus dem noch immer die Töne der deutschen Walzer sich vernehmen ließen. Er liebte Amy Graystone aufrichtig, aber er scheute sich, ihren zärtlichen Augen diesen Abend zu begegnen, weil er fürchtete, den Schatten eines Tadels darin zu lesen. Dieser Besuch bei der Prinzessin schien an sich nur eine

Kleinigkeit zu sein und doch kam er ihm wie eine Art Abfall vor.

Mr. Mocatti's Brougham fuhr um ein Viertel nach neun Uhr an der Hausthür vor. Der Gemäldehändler war groß in Pferdefleisch und jeden Abend während der Saison trug er im Park, in einem prächtigen Phaëton fahrend, seinen schwarzen Schnurrbart zur Schau. Seine großen braunen Holsteiner stampften ungeduldig das Pflaster, während der Brougham wartete.

„Laß Dich ansehen, junger Mann," sagte der Händler, welcher wie ein Wirbelwind in das Haus stürmte und dem jungen Maler auf dem erleuchteten Gange des ersten Stocks begegnete. „Ah, Du bist ja vollkommen hergerichtet, schön wie Adonis und elegant wie ein Gesandtschafts-Secretair. Hast Du einen Hausschlüssel? Die Prinzessin hat diesen Abend Gesellschaft und Du wirst spät nach Hause kommen."

Nein, Laurence hatte niemals dieses unheiligen Vorrechts für sich bedurft. Er ging in das Wohnzimmer, um Amy gute Nacht zu sagen, halb stolz, halb beschämt, sich in seinem Gesellschaftsanzuge zu zeigen.

Das Mädchen erhob sich vom Piano, um ihren Liebhaber zu betrachten.

„Es ist wahr, was die jungen Maler sagen, Laurence," rief sie, „Du siehst wie die alten Kupferstiche von Raphael aus."

Sie legte die eine Hand liebkosend auf seinen Arm, während sie ihn bewundernd betrachtete, zog aber die arme kleine Hand sogleich zurück beim Anblick des grinsenden Gesichts Mocatti's, welches unter der Thür erschien.

„Ist der junge Mann nicht schön?“ rief Mephistopheles in französischer Sprache. „Verlassen Sie sich darauf, Mademoiselle Grayston, das ist nicht der Teig, aus dem man Ehemänner knetet, aber er wird Furore bei den Damen machen.“

Laurence bat um den Hausschlüssel, dessen sich Mr. Graystone bediente, wenn er spät aus einem Künstlerclub in der Nachbarschaft zurückkehrte. Amy reichte ihm denselben stillschweigend. Sie schien nichts von dem giftigen Pfeil zu wissen, den Mr. Mocatti abgeschossen.

„Gute Nacht, Amy.“

Gute Nacht, Laurence.“

Zwei Minuten darauf schlugen die feurigen Holsteiner im vollen Trabe den Weg nach Westen ein.

Vierte Scene.

Bezauberung.

Auf einer Fläche von einem halben Dutzend Morgen mit schönen Gehölz-Anlagen versehenen Landes, wo früher ein rothes Giebelhaus stand, hatte sich die Prinzessin d'Aspromonte eine classische Villa erbaut, reich an Säulen, Säulengängen und Marmorhöfen, in denen Citronen und Orangen blühten. Sowohl außen wie innen war die Villa der römischen Dame ein wahres Wunder, und die Summe, welche die Erbauung und Einrichtung des Wunders gekostet, soll der Sage nach eine fast fabelhafte gewesen sein. Drei Jahre lang war die Prinzessin die Freude der Architekten, Bauunternehmer, Decorateurs und Landschaftsgärtner. Sie hatte ihr Haus ein halbes dutzendmal mö-

blirt und wieder möblirt, bis es nach ihrem Geschmack war, und zuletzt, als Alles fertig, machte sie erst die unangenehme Entdeckung, daß die Villa keine Räumlichkeit besaß, die groß genug für einen Musiksaal war.

Madame d'Aspromonte hatte jede Saison eine andere Manie. Im letzten Jahre war es die Leidenschaft für die Musik gewesen, und während die Passion auf ihrem Höhepunkt stand, hatte sie ein geräumiges Gemach nach den neuesten Entdeckungen der Akustik erbauen lassen. Noch waren aber die Wände desselben nicht ganz trocken, als ihre Leidenschaft für die Musik einen Umschwung zu Gunsten der Malerei erfuhr. In Folge davon faßte sie den Beschluß, die Wände des Saales, dessen Decke ein riesiger Resonanzboden war, mit glänzenden italienischen Fresken schmücken zu lassen. Da sie sich niemals herabließ, von irgend Jemand einen Rath anzunehmen, und überhaupt in keinem Verhältnisse des Lebens wie andere Sterbliche handelte, so war es wahrscheinlich, daß sie sich in der Wahl des Malers zuletzt von einer Laune des Augenblicks leiten lassen würde. Mr. Mocatti wußte dies und seine Seele dürstete nach den Tausenden, die sich aus der unerschöpflichen Goldquelle der römischen Dame herausziehen ließen.

An diesem Abende waren die classischen Gemächer mit Männern und Weibern gefüllt, wie sie Laurence Bell bisher nur in seinen Träumen gesehen hatte. In diesen Räumen, mitten unter dem Schimmer von glänzenden Edelsteinen und glänzenden Augen, in dieser Atmosphäre, die mit einem namenlosen Parfüm erfüllt war, glaubte sich der junge Maler wie in einem wachenden Traume befan-

gen. Dieser Alles durchdringende Duft von Schönheit und Glanz wirkte berauschender auf die Sinne des Künstlers, als irgend ein irdischer Wein. Befand er sich wirklich auf der Erde oder wurde er durch einen göttlichen Zauber getäuscht? Konnten das düstere Haus in der Charnockstraße und dieser Feenpalast demselben Planeten angehören? O nein, er war Faust, der Alchemist, und dieses herrliche Wesen, das aus einer Schaar von Göttern und Göttinnen hervortrat, um ihn mit einem Lächeln des Willkomms zu begrüßen, mußte Helena, die Tochter Jupiters sein.

Laurence verbeugte sich vor der glänzenden Erscheinung, die Mr. Mocatti, der Gemäldehändler, ohne die geringste Verlegenheit begrüßte. „Ich habe Ihnen meinen jungen Raphael gebracht, Prinzessin,“ sagte er.

„Sie können keinen bessern Führer haben, um Ihnen meine Gemälde zu zeigen, als den Signor Mocatti“, sagte die Prinzessin mit gnädigem Lächeln.

Wenn sie Laurence in ihrem sorglosen Morgenanzuge schon reizend vorgekommen war, so dünkte ihm an diesem Abend ihre Schönheit fast übernatürlich. Er war nicht hinlänglich Herr seiner Sinne, um ihre Toilette von ihr selbst zu trennen, oder die genaue Grenze zu unterscheiden, wo die Schönheit der Frau aufhörte und der Triumph der Putzmacherin begann. Er wußte nur, daß Giulia d'Aspromonte die Gestalt einer Göttin hatte, daß ihre Augen Sterne einer tropischen Nacht, daß ihre Schultern der lebende Marmor eines Pygmalion waren. Ihr Anzug an diesem Abend hatte mehr von der ausschweifenden Pracht, wie sie am kaiserlichen Hofe zu Paris herrscht, als

von der einfachen englischen Eleganz an sich. Es war eine wolkenartige Masse von weißem Tüll, über der kleine tropische Vögel mit Juwelen statt der Augen zu fliegen schienen. Auf dem Kopfe trug sie eine Krone von tropischen Federn, zwischen denen ein Stern von Diamanten glänzte, und in ihren Händen hielt sie einen tropischen Fächer von demselben bunten Federschmuck. Einen solchen Ballanzug mochte sich Dido oder Semiramis von den Putzmacherinnen von Carthago oder Babylon bestellt haben, aber dieser barbarische Glanz kam blos von einem Modehändler in Paris, dem die Prinzessin jährlich 80,000 Francs bezahlte, damit sie stets als Löwin der Mode erscheinen konnte.

Die Räume waren mit feinen Herren und schönen Damen gefüllt. Das Continental-Element herrschte vor, namentlich unter dem weiblichen Geschlecht, und die Unterhaltung wurde lauter und lebhafter geführt, als es in der gewöhnlichen englischen Gesellschaft Mode ist.

„Siehst Du," sagte Mr. Mocatti in seiner Eigenschaft als Mentor zu Laurence, „den kleinen dünnen Mann mit dem kahlen Kopf und dem gelben Bart, mit welchem die Prinzessin jetzt spricht? Es ist ein großer deutscher Philologe und sie discutirt mit ihm über die Urheberschaft der Odyssee. Sie ist groß in der homerischen Geographie und kann Dir die Lage jeder Insel im ägäischen Meere beschreiben. Sie hält es mit Schubarths Theorie und behauptet, daß das griechische Epos von einem Trojaner geschrieben sei. Die Weiber halten es immer mit den Paradoxen, und sie ist nach einer Seite hin ein wahres Weib. Du siehst den Mann mit dem dunkelgelben Ge-

sicht, der sich jetzt seinen Weg zu ihr bahnt. Das ist Carlo Venturini, der italienische Patriot. Sie läßt den Homer fallen und vertieft sich im Handumdrehen in die italienische Politik. Dann wird sie nach einander über die Darwin'sche Theorie, über den zweiten Theil von Faust, über die Topographie von Carthago, über die Echtheit der Privat-Correspondenz der Königin Marie Antoinette, über Emil Augiers neuestes Lustspiel, über George Sands neueste Novelle, kurz über Alles, was man will, sprechen. Ist sie nicht ein wunderbares Weib, mein Freund?"

Laurence Bell gab keine Antwort darauf, aber seine Augen folgten der Prinzessin, wie sie sich von einem Gaste zum andern wendete, und seine Blicke sagten dem Neapolitaner genug.

„Und jetzt will ich Dir das Haus zeigen," sagte Mocatti, „nicht wahr, es ist reizend? Es ist ganz nach den in Pompeji ausgegrabenen Mustern erbaut und vereinigt den römischen mit dem modernen Luxus. Wenn Du Dich bei der Prinzessin in Gunst setzen willst, so mußt Du Dir die classischen Namen der Gemächer merken.

Die maßlose Pracht, die Verschwendung an Kunst, edeln Metallen, Elfenbein und kostbaren Hölzern, die überall entwickelt war, setzte den jungen Mann in Erstaunen und Verwirrung.

Mr. Mocatti führte ihn darauf in eine mit weißen Marmorstatuen geschmückte Säulenhalle, von der man durch ein Vorzimmer in eine lange Gallerie gelangte, deren Wände von oben bis unten mit Gemälden geschmückt waren. Hier ließ Mr. Mocatti, der in der Gesellschaft der Prin-

zessin seinen eigenen Interessen nachgehen wollte, seinen Schützling allein zurück.

Laurence verweilte lange unter den Gemälden. Die Atmosphäre des Saals war ihm zuletzt fast erstickend geworden, und er fand in der Einsamkeit eine Erleichterung. In der Mitte der Gallerie hing als Brustbild gemalt das Portrait der Prinzessin. Der Kopf war von einer sichern Hand sehr gut ausgeführt, und in die Augen hatte der Maler einen Ausdruck gelegt, der kein seraphischer war.

Laurence knieete auf einem gepolsterten Schemel, der dem Bilde gegenüber stand, nieder und vertiefte sich in Betrachtung dieses glänzenden dunkeln Gesichts.

„Ja, sie gleicht meiner Lady Macbeth," sprach er zu sich. „Welch ein Gesicht für einen Maler! Durch welche sonderbare Schicksalsfügung verfolgte es mich im Traum, bis es auf meiner Staffelei in's Leben trat? Werde ich jemals vergessen, daß sein eigenthümlicher Zauber mich eingenommen hat? Kein Gesicht, das man liebt, nein, nein, nein — aber ein Gesicht, von dem man träumt, ein Gesicht zum Malen, ein Gesicht, um das verborgene Genie dessen, der es malt, zu entwickeln. Was für eine rohe Skizze ist dieses Portrait, obschon man auf den ersten Blick wahrnehmen kann, daß es von einer Meisterhand herstammt. Wenn mir nur die Prinzessin sitzen wollte, wenn sie mir nur ihr Gesicht Linie um Linie studiren und mein Genie an den Formen ihrer Schönheit sich bilden ließe, dann wollte ich ein Gemälde zu Stande bringen, das für immer leben würde wie Raphaels Fornarina, wie Guidos Beatrice Cenci. Im Ganzen ist es doch das Weib,

das dem Maler Unsterblichkeit giebt, nicht der Maler, der das Weib unsterblich macht.

Er versenkte sich in einen köstlichen Traum, in welchem er sich als den Maler eines Portraits — nur eines Portraits — dachte, das ein Wunder der Kunstwelt werden sollte. Er glaubte bereits die Lobpreisungen der Kritiker zu vernehmen, welche darin übereinkamen, daß das goldene Zeitalter der Malerei zurückgekehrt, und daß ein junger Mann, würdig des Ranges von Raphael und Guido erstanden sei. Hatte er Unrecht gethan, daß er das Haus dieser Frau besucht? O nein, gewiß nicht, denn er fühlte jetzt ein Feuer in seiner Brust, das niemals zuvor dort gebrannt hatte und er suchte sich einzureden, daß es die Flamme des Vulkans sei, den man Genie nennt.

„Mocatti hat Recht. Ich war nichts als ein Handwerker, der für's tägliche Brod gearbeitet hat. Zum ersten Mal fühle ich jetzt, was Ehrgeiz ist, das Fieber, die unersättigliche Sehnsucht, der Durst, die gleich einem wilden Feuer das Innere verzehren. O Himmel, groß zu sein um irgend einen Preis und sei er auch noch so hoch, nur ein einziges Gemälde zu malen, das im Andenken aller Nationen auf ewige Zeiten fortlebt! Solche Dinge waren schon da. Was war Raphael, daß kein zweiter Raphael sollte erstehen können? War ein wilderes Feuer in seiner Brust, als in der meinigen brennt? War er bereitwilliger, sein Leben für die Kunst zu opfern, als ich es bin? Nein, ich habe meine Lippen an den Becher des Erfolgs gesetzt und ich will tief von diesem Göttertranke trinken oder sterben."

Er war zweiundzwanzig Jahre alt, leidenschaftlich,

närrisch, wenn man will. Die Schmeicheleien seines Gönners, das Lob seines früheren Meisters, des ehrlichen alten Graystone und die Vergötterung eines schönen jungen Mädchens hatten ihm den Kopf verrückt. Vor dem Portrait von Giulia d'Aspromonte knieend, bildete er sich ein, daß er ein zweiter Raphael werden könne.

Und wie er so da kniete, gleichsam in Verehrung vor diesem unheiligen Bild, war da Falschheit gegen Amy Graystone in seinem Herzen? Nein, die Berauschung, der er unterlag, war nicht unter dem Einflusse der Liebe entstanden. Es war der Künstler, nicht der Liebende, der von der malerischen Schönheit dieses Weibes bezaubert war. Eine weiche verführerische Stimme erweckte Laurence aus seinen Träumereien.

„Was halten Sie von meinem Bilde, Mr. Bell?

Der Maler sah empor und erblickte Madame d'Aspromonte, welche an seiner Seite stand und mit ihren glänzenden italienischen Augen auf ihn niederschaute.

Er würde aufgesprungen sein, aber sie legte ihre Hand leicht auf seinen Arm.

„Beeilen Sie sich nicht so sehr, aufzustehen," sagte sie lächelnd. „Ihre Stellung ist eine sehr angenehme Schmeichelei. Gefällt Ihnen mein Portrait? Es ist eines der Hauptwerke des armen Ingres."

„Es ist weder großartig, noch schön genug," rief Laurence, ermuthigt durch ihr herablassendes Wesen, in dem sich halb Gönnerschaft, halb Bewunderung ausdrückte, „und doch ist es zugleich großartig und schön", murmelte er, die träumerischen Augen auf das Bild gerichtet. O,

Madame, wenn Sie mir nur gestatten wollten, Ihr Bild zu malen."

„Vielleicht werde ich mich eines Tages bestimmen lassen, Ihnen dieses Vorrecht zu gewähren", erwiederte die Prinzessin, über seinen Enthusiasmus lächelnd. „Aber ich sage Ihnen im Voraus, daß ich gar keine Geduld im Sitzen habe. So glauben Sie also, daß Sie ein besseres Portrait malen können, als Ingres? Es fehlt Ihnen wenigstens nicht an Muth und ich glaube, daß Sie Genie besitzen," setzte sie mit sanftem Tone und nach einem langen forschenden Blick auf das Gesicht des Malers, der mit so tiefer Bewunderung zu ihr aufblickte, hinzu. „Ja, ich glaube, Sie haben Genie," wiederholte sie gedankenvoll, „und Sie sollen mein Portrait malen. Ich will Ihnen geduldiger sitzen, als ich dem armen Ingres saß. Ihr Genie ist anderer Art, Mr. Bell, zart und plastisch, ein Genie, das in der Atmosphäre eines ewigen Sommers gehegt und gepflegt werden muß, kein Genie, das dazu angethan ist, hohe Gebirge mühsam zu ersteigen und seine Stirne den Stürmen preiszugeben. Es ist eine exotische Pflanze, die in einem Warmhause wohnen muß. Ja, Sie sollen mein Portrait malen."

„Madame —"

In diesem Ausruf lag Staunen, Entzücken, Dankbarkeit, Selbsterniedrigung. Laurence kniete noch immer auf dem Schemel und blickte mit ehrfurchtsvollen Augen zu dieser gnädigen Göttin empor.

„Genie," murmelte die Prinzessin, „das wahre Feuer des Prometheus. O welches Glück ist es, die göttliche Flamme in der Lampe von Thon brennen zu sehen. Sie

wissen nicht, wie sehr ich das Genie verehrt habe, Laurence Bell, wie meine Träume von den Schatten der großen Todten belebt waren, wie meine Seele sich nach der Gemeinschaft der vom Himmel begnadeten Lebenden gesehnt hat. Ich habe das Schönste in Kunst und Poesie um mich gesammelt; aber das Genie in seinem himmlischen Aufgang zu sehen, die schwache Flamme desselben mit meiner eigenen Hand zu nähren, das würde für mich ein Vergnügen ohne Gleichen sein. Ja, das ist eine neue Freude, welche der despotische Sybarite für sich hätte aufsuchen sollen, nachdem er alle anderen Vergnügungen erschöpft hatte."

Sie hielt inne, während ihre Augen mit einem so begeisterten Blicke auf das Gesicht des Malers gerichtet waren, als ob sie wirklich das wachsende Licht einer überirdischen Flamme beobachten wollte.

Laurence schwieg, verwirrt durch diesen Blick. Sein lose herabwallendes Haar fiel auf die gefalteten Hände der Prinzessin, als er zu ihrem gedankenvollen Gesichte emporblickte.

„Sie sollen mein Portrait malen, Mr. Bell," sagte sie in leichterem Tone, und wenn Sie es mit Glück ausführen, so sollen Sie allein meine Fresken malen. Signor Mocatti hat seit unserer Unterredung in der Academie mit großem Eifer zu Ihren Gunsten mit mir gesprochen und ich bin sehr geneigt, mich von seinen Rathschlägen leiten zu lassen. Sie brauchen nicht länger für Geld zu malen. Ich bin reich und mein Bankier soll der Ihrige sein, bis die Fresken vollendet sind, wo dann der unersättigliche Mocatti seine eigene Rechnung machen kann.

Ich muß jetzt zu meinen Gästen zurückkehren, Mr. Bell," sagte sie, „sie haben gewalzt, als ich den Saal verließ und der Walzer muß jetzt vorüber sein. Wenn Sie wollen, können Sie mich begleiten. Vergessen Sie nicht, von heute an malen Sie nur für den Ruhm und — für mich."

Sie ging voraus und Laurence folgte ihr. Als sie in den Saal traten, war der Tanz vorüber und ein deutscher Professor verrichtete Wunder auf einem neu erfundenen Instrument, welches zugleich Orgel und Piano war. Die Prinzessin setzte sich auf eine Ottomane und ihre Verehrer schaarten sich um sie und entzogen sie ganz den Blicken von Laurence Bell.

Er sah Männer mit Sternen und Bändern auf ihrer Brust, Männer in halbofficiellem Anzuge, Männer, welche in allen ihren sorglosen Bewegungen den Stempel militärischen Ranges an sich trugen, Männer, deren blaues Blut selbst den ungewohnten Augen von Laurence Bell nicht entging. Von den Frauen wußte er nur, daß sie elegant und viele von ihnen schön waren. Uebrigens war für ihn die Scene, in deren Mitte er sich befand, wie ein Blick in eine neue Welt und es schmerzte ihn nur, daß er so bald schon in die alte zurückkehren mußte.

Mr. Mocatti ging unter den fashionabeln Gästen ganz ungenirt herum. Leute, die sich durch seine Gegenwart in einem englischen Hause beleidigt gefunden hätten, nahmen hier die Thatsache als eine Excentricität der continentalen Gesellschaft ruhig hin.

Der Signor fand Laurence unbeachtet unter einer

Schaar Gesandtschaftssecretäre stehen, welche mit Ungeduld auf den nächsten Walzer warteten.

„Nun, mein Freund," sagte er scherzend, „Sie scheinen ja hier schon zu Hause zu sein". (Nur in vertraulichem Zwiegespräche dutzte Mocatti seinen Zögling.) Wie gefällt Ihnen Adriens Villa? Die Leute haben mich über Sie gefragt. Man weiß, daß Sie der Maler der Lady Macbeth sind. Sie können jeden Dienstag hierher kommen, wenn es Ihnen beliebt. Vielleicht werden wir jetzt nichts mehr von dieser jungen Person hören."

Laurence schien diese letzte Bemerkung nicht zu verstehen.

„Ich werde die Fresken malen, Mocatti," rief er, „die Prinzessin hat es mir selbst gesagt. Wenn ich Ihnen das wirklich zu danken habe, so danke ich Ihnen von ganzem Herzen."

Damit schüttelte er dem Neapolitaner die beiden Hände. Mocatti sah ihn mit einem Ausdruck, der nicht ohne Mitleid war, an.

„Der göttliche Funken ist zur Flamme angefacht," sagte der Gemäldehändler. „Sie werden große Gemälde malen. Die Prinzessin spricht von Ihnen mit Sir Verbockhöven. Sehen Sie, sie winkt Ihnen. Gehen Sie und lassen Sie sich dem großen Akademiker vorstellen."

Das Gesicht des jungen Mannes verklärte sich, als er dem Rufe seiner Gönnerin folgte. Antonio Mocatti sah ihm mit gedankenvollem Lächeln nach und sagte für sich:

„Du hast ein wenig meiner Diplomatie, aber mehr Deinem hübschen Gesicht und der Laune eines Weibes zu danken, das veränderlicher ist, als Wolken und Sonnenschein Eures mörderischen englischen Aprils und Mai's."

Fünfte Scene.

Verschmähung.

Die Fluth des Erfolgs war gekommen und sie riß Laurence mit der Gewalt eines reißenden Stromes mit sich fort. Noch ehe der Monat Mai vorüber war, wußte Thomas Graystone, daß sein Zögling für ihn verloren sei und Amy weinte im Geheimen über den Abfall ihres Geliebten. Er hatte zwar keinen offenen Act der Unbeständigkeit begangen, er malte noch immer in dem großen nackten Zimmer der Charnockstraße, er nahm noch immer seinen alten Platz an dem bescheidenen Tische ein, er widmete Amy Graystone noch immer einen Theil der Huldigungen, wie sie eine Braut von ihrem Bräutigam in Anspruch nehmen kann; aber die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, war darum, weil er seine alten Umgebungen noch nicht ganz abgeschüttelt hatte, nicht weniger vollständig. Der Schmetterling hatte seine glänzenden Flügel ausgebreitet und wenn noch einige Reste der geborstenen Puppe, die sein Gefängniß waren, an ihm hingen, so wartete er nur auf den geeigneten Augenblick, um sie abzuwerfen.

Amy trug ihren Kummer mit stiller Ergebung. Ihr Geliebter sprach nicht mehr von der Zukunft, die sie mit einander zu theilen gehofft. Er sprach von nichts als von seiner Kunst, seinen Hoffnungen, seinen Befürchtungen, seinem Ehrgeize. Er war auf einmal die eingefleischte Selbstsucht geworden. Er, für den früher jedes Hutband, das seine Braut ausgewählt, ein Interesse hatte, war jetzt so sehr in seinen Tagesträumen versunken, daß er

selbst ihre Gegenwart nicht bemerkte, ausgenommen, wenn sie zwischen ihn und das Licht kam.

Dieser Schutzengel des jugendlichen Genies, Mr. Mocatti, war bei seinen häufigen Besuchen des Hauses in der Charnockstraße in einem Gemüthszustande, der nahe an Entzücken grenzte. Sein kräftiger Arm hatte seinen Schützling aus dem schlammigen Abgrund des häuslichen Lebens gezogen, und anstatt der kleinen Genrestücke im Werthe von 25 Guineen durfte der Gönner und Eigenthümer jetzt hoffen, jene wilden Kunstflüge zu sehen, welche die Welt mit Bewunderung und Entzücken betrachtet und denen es auch nicht an materiellen Triumphen fehlt.

„Ah, dem Himmel sei Dank," rief der sentimentale Neapolitaner, „Du hast Dich über den gemeinen Jammer von Metzgersrechnungen und Kinderwagen erhoben. Du träumst nicht mehr von einem Häuschen zu Camberwell, wo die Wände nicht dick genug sind, um das Geschrei Deiner zahnenden Kinder abzuhalten, und wo Du in Deinen schönsten Phantasien durch den schrillen Ruf des Krämerjungen unterbrochen würdest."

Mr. Bell setzte jetzt den ehefeindlichen Ideen seines Gönners keinen Widerspruch mehr entgegen.

„Ich werde nicht heirathen, bis ich mir einen Namen gemacht," sagte er. „Ich fange an zu glauben, daß in dem, was Sie sagen, etwas Wahrheit liegt. Meine Neigung für Miß Graystone ist unveränderlich und —"

„Wird um so besser werden, je länger sie aufgehoben wird, wie die Weine der guten Lagen," erwiederte Mocatti.

Der junge Mann hatte jetzt nur wenige Morgen für nüchterne Arbeit im Atelier der Charnockstraße zur Ver-

fügung. Mr. Graystone arbeitete emsig nach seiner bisherigen Weise fort, aber das enthusiastische Geplauder seines Zöglings und Mitarbeiters heiterte ihn nicht mehr auf, wenn er vor seiner Staffelei stand. Er schüttelte bedenklich den Kopf, wenn einer seiner Freunde und Kunstgenossen sich nach Laurence Bell erkundigte.

„Er hat das Unglück gehabt, einen Erfolg zu erringen," sagte er trocken, „und das noch weit größere Unglück, eine aristokratische Gönnerin zu finden. Sie müssen nach irgend einer medischen Villa im Norden fragen, wenn Sie etwas von Laurence Bell erfahren wollen. Er läßt sich jetzt nur selten herab, dieses Haus mit seiner Gegenwart zu beehren."

Ja, ehe die Junirosen in Blüthe standen, war es wirklich dazu gekommen. Laureuce brachte den größten Theil seiner Zeit in Adrians Villa zu. Die Prinzessin hatte ihm ihren Musiksaal für sein Atelier eingeräumt, und hier war bereits eine Staffelei aufgestellt, um die Skizzen für die Fresken zu entwerfen.

Madame d'Aspromonte war so freigebig, wie die Pathe in einem Märchen. Als ihr Schützling den Musiksaal zuerst sah, war er ein nacktes Zimmer mit getünchten Wänden und Fenstern ohne Vorhänge. „Dies soll Ihr Atelier sein," sagte die Prinzessin. „Bringen Sie in einem oder zwei Tagen Ihre Staffelei und was dazu gehört hierher, und Alles soll bereit sein."

Der Maler wollte Einwendungen dagegen machen, aber sie schnitt ihm mit einer herrischen Bewegung das Wort ab.

„Sie müssen Ihre Skizzen hier entwerfen," sagte

sie. „Sie haben keinen Begriff davon, wie schwer ich in Bezug auf diese Fresken zu befriedigen bin. Ich will ebenfalls meinen Antheil an dem Triumph des Malers haben und sagen können: „Diese Auffassung ist meine Erfindung, diese Einzelheiten habe ich angegeben.“ Sie müssen diesen Saal haben, Mr. Bell. Sie können auch Ihren Graystone mitbringen, wenn Sie wollen. Er kann an Ihrem Hintergrunde arbeiten.“

Laurence wußte recht wohl, daß Thomas Graystone der letzte Mann war, der sich dazu hergab, den Hintergrund der Gemälde seines früheren Zöglings zu malen; aber er machte doch den Versuch, seinem Meister und Freund Vorschläge zu machen. Er bot ihm nämlich einen Antheil an der Bestellung an.

„Die Prinzessin will ihren Saal in einem Jahr fertig haben,“ sagte er, „und es ist mehr Arbeit daran, als ich in drei Jahren fertig bringen kann. Weshalb sollten wir nicht zusammen arbeiten, Graystone?“

„Ich bin kein großer Mann, Mr. Bell und hoffe auch keiner zu werden,“ antwortete der Maler ernst; „aber ehe ich meine schwachen Fähigkeiten von den Launen Ihrer Prinzessin erniedrigen ließe, wollte ich lieber eine kurze rothe Jacke anziehen (was meiner mittelalterlichen Gestalt schwerlich gut anstehen würde), in den Straßen niederknieen und Stiefel, das Paar um einen Penny, wichsen. Wissen Sie, was eine größere Dame, als Ihre römische Prinzessin einst sagte, als ihr eine Skizze von William Etty gezeigt wurde. „Nehmt dieses Ding fort,“ rief sie ungehalten, „der arme Mann weiß nicht, was er will.“ Und die Skizze wurde in eine Ecke geworfen, wo sie ver-

moderte, und dem armen Mann bot man 40 Pfund für seine Arbeit, die dreihundert werth war. So viel, Mr. Bell, hat die aristokratische Gönnerschaft in England zu bedeuten. Ueberdies," setzte der Maler traurig hinzu, „sind Sie und ich mit einander fertig. Sie haben mehr gelernt, als ich Ihnen jemals gelehrt habe, und Sie gehören Antonio Mocatti an. Sie sind seine Schöpfung und er will seine Früchte davon ernten."

„Wie können Sie sagen, daß wir mit einander fertig sind, lieber, alter Freund," rief Laurence, „während ich dem Tage entgegensehe, wo ich Sie Vater nennen soll?"

„Ah," seufzte der alte Maler, „sieh ihm nur immer entgegen. Es wird lange währen, bis er kommt."

Dies wurde in halbleisem Tone gesprochen und von Laurence nicht gehört. Seine Gedanken waren abwesend, sie befanden sich unter den Bewohnern des Olympus, mit welchen ein Mann, der Fresken malt, häufig Unterredungen halten muß. Als er wieder nach der Villa zu Fulham kam, fand er die Wände des Musiksaals mit ambrafarbigem Damast behangen, den Fußboden mit dicken purpurnen Sammetteppichen belegt, und eben so prächtig als geschmackvoll eingerichtet. Wohin er seine Blicke wendete, fielen sie auf reich verzierte Möbel und werthvolle Kunstgegenstände. Während Laurence Bell das Gemach einer genauen Musterung unterzog und die Prinzessin sich an seinem Erstaunen weidete, stand Mocatti im Hintergrunde und rieb sich nach Art des Mephistopheles die Hände.

„Sie sind ja ganz geblendet," rief die Prinzessin. „Dachten Sie vielleicht, ich würde Sie in einem Zimmer mit nacktem Fußboden und getünchten Wänden malen

lassen. Nein, Mr. Bell. Ich weiß, daß dem Künstler eine schöne Umgebung ebenso nothwendig ist, als meinen Blumen da unten Luft und Sonnenschein." Mr. Mocatti dachte dabei an Hemling, der als Genesender in dem Spitale zu Bruges seine berühmte Jagd malte, an Poussin in seiner Hütte, aber er hütete sich, seine Gedanken laut werden zu lassen.

„Dieses Gemach ist das Ihrige, bis die Skizzen vollendet sind, Mr. Bell," sagte die Prinzessin, als der Maler in halblautem Tone seinen Dank und sein Entzücken gemurmelt hatte, „und dann werden wir es, ehe Sie mit den Fresken beginnen, wieder ausräumen müssen. Unterdessen vergessen Sie nicht, daß Sie hier zu Hause sind und ich die Besucherin bin. Der Saal ist, wie Sie sehen, von der Villa getrennt und die einzige Verbindung geht durch diese Orangerie. Wenn Sie die Orangerie verschließen, so sind Sie allein und ungestört."

Was konnte der Maler sagen, um für so viel Güte seinen Dank auszudrücken? Wäre er zehn Jahre älter und klüger gewesen, so hätte er eine solche Last von Verbindlichkeiten aus der Hand eines schönen Weibes abgelehnt, aber er war erst zweiundzwanzig Jahre alt, unerfahren, ein Phantast, für alle Eindrücke empfänglich, leichtgläubig und in der Hand dieser herrischen Schönheit knetbar wie Wachs. Er, der erst vor Kurzem noch ein unbekannter und unbeachteter Lehrling gewesen, konnte leicht durch solche zarte Schmeichelei berauscht werden. Sein Kopf war verdreht, er dachte an Tasso und Leonora, an Chastelard und Maria Stuart, an alles Andere, als an seine Braut und seine Unabhängigkeit als Mann.

Von nun an ging er fast täglich nach Adrians Villa. An manchen Tagen war Madame d'Aspromonte nicht zu Hause, oder sonst unsichtbar und er kam und ging, ohne sie zu sehen und an solchen Tagen machte seine Arbeit erträgliche Fortschritte. An andern Tagen ging sie in seinem Atelier ab und zu, wie es auch Amy Graystone gethan haben würde, nur war sie weniger rücksichtsvoll, als es Amy gewesen war, indem sie ihn zu vielfachen Zeitverschwendungen verleitete. Sie saß gewöhnlich in einem der mittelalterlichen Stühle und plauderte in ihrer wilden unzusammenhängenden Weise von Kunst. Zuweilen ließ sie sich auch ihr Kästchen mit Wasserfarben bringen und nahm in einem der Fenster Platz. Sie war eine vollendete Dilettantin in dieser und wie es Laurence vorkam, auch in jeder andern Kunst. Es machte ihm ein besonderes Vergnügen, wenn sie arbeitete, zuweilen über ihre Schultern zu schauen und an solchen Tagen machte die Skizze auf seiner eigenen Staffelei nur geringe Fortschritte.

So wurde der Geliebte von Amy Graystone nach und nach aus der Charnockstraße hinweggelockt. An manchen Abenden speiste er in der Villa, er wohnte regelmäßig den wöchentlichen Gesellschaften seiner Gönnerin bei, er wurde von den Leuten, die diese Gesellschaften besuchten, eingeladen, er hatte einen Platz in der Loge der Madame d'Aspromonte und konnte deshalb nur sehr wenig Zeit für die Gesellschaft seiner Braut erübrigen. Die wenigen Abende, die er im Hause des Mr. Graystone zubrachte, kamen ihm langweilig und ermüdend vor, die schläfrige Ruhe des Hauses drückte ihn nieder, die ärm-

liche düstere Umgebung widerte ihn an und er sehnte sich nach dem Lichte und Dufte, nach der Augenweide in Form und Farbe, die ihn in der Villa zu Fulham erwarteten.

Der Grund davon lag nicht darin, daß Amy Graystone weniger liebend und weniger liebenswürdig war, oder daß er aufgehört hatte, ihre Liebe zu schätzen oder ihre Schönheit zu bewundern. Er liebte sie noch immer, aber er liebte sie wie ein Trunkenbold oder Spieler sein schönes junges Weib liebt, das er alle Nacht verläßt, um sich den Vergnügungen des Wirthshauses oder Spieltisches hinzugeben. In Adrians Villa hatte der Maler einen berauschenden Trank gefunden, schlimmer als Wein und als er einmal das feurige Getränk gekostet, konnte er an nüchternen Vergnügungen keine Freude mehr finden.

Seine Freunde in der Charnockstraße sahen wie es mit ihm stand und fühlten seinen Abfall nach ihrer verschiedenen Denkweise. Amy nahm den Beschluß des Schicksals mit erhabener Resignation auf. Dieser Genius, den sie angebetet und geliebt hatte, gehörte ihr nicht länger an. Er gehörte der ganzen Welt, der Zukunft, allen kommenden Zeiten an. Was war sie, daß sie sich ihm in den Weg werfen und rufen sollte: „Bleibe bei mir, Du bist mein.“

Sie beugte ihr Haupt und opferte ihr Glück dem Ruhme ihres Geliebten, wie sie für ihn ihr Leben geopfert hätte, wenn es nöthig gewesen. Wenn er zufällig einmal eine Anspielung auf die Zukunft, wo sie sein Weib sein würde, fallen ließ, so lächelte sie sanft. Dieses

Lächeln war sehr reizend, aber es war das Lächeln einer Märtyrin.

Tom Graystone betrachtete dagegen die Sachlage von einem ganz andern Standpunkt aus. Er war über seinen früheren Zögling empört, aber er hielt seinen Groll zurück. Hatte er nicht hinlänglich Ursache für den stillen Ingrimm, der ihn verzehrte, wenn er das Gesicht seines einzigen Kindes mit jedem Tag bläßer werden sah mit einem kummervollen Blick in den Augen, die noch kürzlich von Glück und Hoffnung gestrahlt hatten?

Eine Zeit lang lagerte eine düstere Wolke auf der Stirne des alten Malers und die Abende, welche Laurence zu Hause zubrachte, hatten für Alle etwas Peinliches. Amy wußte, daß ihr Vater grollte und daß alle ihre Zärtlichkeit und Geduld nothwendig war, um den drohenden Sturm abzuwenden. Amy war der Schutz und Schirm ihres Geliebten und während dieser ganzen schweren Zeit führte sie mit brechendem Herzen seine Vertheidigung. Laurence Bell hatte keine Ahnung weder von ihrer Großmuth, noch von seiner Niederträchtigkeit. Der Zauber, dem er unterlag, war in seiner Art ein blinder wahnsinniger Rausch. Er dachte an nichts Anderes, als an seinen Erfolg in der Gegenwart und Zukunft. Er sollte groß werden. Mocatti, der Kenner und Enthusiast hatte es gesagt. Die Prinzessin, die selbst ein Genie war und deshalb die göttliche Gabe besitzen mußte, fremdes Genie zu erkennen, hatte es ebenfalls gesagt.

Er war durch die Berührung eines Zauberstabs aus der dumpfen geduldigen Thätigkeit aufgerüttelt worden. Das Blut, das so langsam in seinen Adern gekreist,

hatte sich in einen Feuerstrom verwandelt. Eine fieberhafte Ungeduld verzehrte ihn. Er war aufbrausend, reizbar, launisch, leicht aufgebracht über Kleinigkeiten und von dem gewöhnlichen Laufe des täglichen Lebens angeekelt.

Dies war ein Antheil seiner göttlichen Erbschaft, dies die Strafe des Genies.

Eines Tages brach der Sturm los. Es war Amy's Geburtstag und der Maler hatte ein kleines Fest ausgesonnen. Er hatte einen Wagen bestellt in der Absicht, mit seiner Tochter und seinem Zögling eine Spazierfahrt nach einem außerhalb Londons gelegenen Vergnügungsort zu unternehmen und dort zu speisen.

Mr. Graystone entdeckte seinen Plan erst beim Frühstück. Er nahm für gewiß an, daß Laurence sich, selbst unter den jetzigen Umständen, nicht von der Partie ausschließen würde.

„Du scheinst vergessen zu haben, Junge, daß heute ein Geburtstag ist," sagte er in herzlicherem Tone, als er ihn seit lange gegen seinen Zögling gebraucht hatte.

Laurence sah von seinem unberührten Frühstück auf und starrte ihn mit leeren Blicken an.

„Ein Geburtstag?" sagte er. „Wahrscheinlich von Einem aus der königlichen Familie. Sie haben immer Geburtstage. Was haben wir denn heute für ein Datum? Ich habe schon lange keinen Brief mehr geschrieben."

„Ich dächte, Du hättest Dich des 29. Juni auch ohne Briefschreiben erinnern können," erwiederte Mr. Graystone scharf.

Der Engel im Hause war schnell mit einer Entschuldigung bei der Hand.

„Laurence ist zu sehr in die Arbeit vertieft, um sich der Daten zu erinnern," sagte sie. „Nur Schreiber und Ladendiener müssen das Datum im Kopfe haben."

„An Deinen Geburtstag hätte er doch denken können," antwortete der beleidigte Vater.

„Amy's Geburtstag! Richtig, der neunundzwanzigste und ich habe nichts, was ich Dir geben kann. Du mußt mich für heute entschuldigen, Amy, im nächsten Jahre werde ich wohl im Stande sein, Dir ein schönes Geburtstagsgeschenk zu machen, wenn meine Bilder Erfolg haben."

„Gib mir ein Blatt von Deinem Lorbeerkranz, lieber Laurence, und ich bin vollkommen zufrieden," sagte das Mädchen in sanftem Tone.

„Lorbeer? Unsinn!" brummte Tom Graystone. „Du darfst Dich glücklich schätzen, wenn er Dir ein Bleistiftkästchen für 10 Silbergroschen geben kann. Wenn ein Maler sein Leben damit beginnt, daß er die Nächte in Gesellschaften und die Tage mit Antichambriren bei modischen Damen zubringt, so kann man sich wohl denken, was dabei herauskommen wird. Doch ich will heute nicht mit Dir hadern, Junge. Du bist jung und thöricht und ich darf mich nicht darüber wundern, daß das Gerede über Dein „glotziges Weib mit dem Tranchirmesser" Dir etwas in den Kopf gestiegen ist. Warte bis zum nächsten Jahre. Wenn Du dann ein anderes glotziges Weib ausstellst, so werden die Kritiker sagen, Du habest Dich selbst wiederholt, stellst Du aber ein lachendes Weib aus,

so wird es heißen, Du habest das Feuer und die Kraft verloren, das sich in Deinem Erstlingswerk geoffenbaret. Doch ich darf ihm nicht darüber böse sein, daß er seine Rosen pflückt, so lange er kann, nicht wahr, liebes Kind?" sagte der Maler, seiner Tochter zunickend. — „Ich will Dir sagen, Junge, was ich für Dich thun will zu Ehren des neunzehnten Geburtstags dieses kleinen Mädchens. Ich will Dir eine Spazierfahrt und gebratene Hühner mit Moselwein „bei den Spaniern" zum Besten geben und Du sollst poetischen Unsinn mit Amy schwätzen, wenn wir im Mondschein nach Hause fahren."

Laurence Bell wurde glühend roth. „Das würde mir lieber als Alles sein, aber —"

„Aber!" schrie Tom Graystone mit Donnerstimme. „Giebt es ein solches Wort, wie aber, an meines Mädchens Geburtstage?"

„Du weißt gewiß, Amy, wie gern ich in Deiner Gesellschaft gewesen wäre," sagte Laurence mit einem bittenden Blick an seine Geliebte, „aber ich hatte vergessen, daß heut der 29. ist, und so habe ich Mocatti und — der Prinzessin versprochen, im „Stern und Hosenband zu speisen, wo heute eine Art Künstlerkränzchen ist, — Sir Edgar Verbockhöven, — jung Curtius und "

„Du kannst Dein Versprechen am Geburtstage meines Mädchens brechen," unterbrach ihn Mr. Graystone in strengem Tone.

„Nein, Papa, er soll es nicht brechen," rief Amy, sich plötzlich erhebend und nach der Thür eilend. „Er soll sein Versprechen — der Prinzessin nicht brechen, denn ich weiß, daß er es lieber halten möchte."

Es war das erste Mal, daß sie über ihren Geliebten ungehalten war. Laurence blickte sie staunend an. Ihre Wangen waren geröthet, ihre Augen glänzten, aber noch ehe er sie zurückhalten konnte, hatte sie das Zimmer verlassen. Sie eilte die Stiege hinauf in ihr Heiligthum, in ihr eigenes kleines Gemach, und hier fiel sie an ihrem Bett auf die Knie und gab sich ihrer Verzweiflung hin. Es war eine wirkliche Verzweiflung, obwohl es nur der erste Kummer eines Mädchens war. Sie erinnerte sich ihres vorjährigen durch kein großes Fest gefeierten Geburtstages, eines unfreundlichen Regentages, aber, ach, wie glücklich war sie gewesen, indem sie die Stunden in dem Atelier zubrachte, während ihr Vater und Laurence arbeiteten! Was für ein fröhliches kleines Mahl hatten sie mit einander, mit einer Flasche perlenden Weins ihr zu Ehren! Und am Abend waren sie Alle in das Odeontheater gegangen, um die Komödie zu sehen, und der Vater war eingeschlafen, noch ehe das Stück aus war, und Laurence hatte seinen Stuhl zu dem ihrigen gerückt, um ihr Unsinn vorzureden, der ihr witziger dünkte, als alle Späße der Posse. An alles dieses erinnerte sie sich heute, und diese Erinnerung schnitt ihr tief ins Herz.

Tom Graystone schaute seinen Zögling, als Amy das Zimmer verlassen hatte, mit wüthenden Blicken an.

„Nun, Sir,“ schrie er, „je eher diese Farce endet, desto besser.“

„Welche Farce?“

„Ihre Wohnung in diesem Hause, Ihre Stellung als Geliebter meiner Tochter.“

„Mein lieber Mr. Graystone,“ entgegnete Laurence,

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich meiner geliebten Amy weniger ergeben bin, weil ich eine Einladung nach Richmond annehme? —“

„Nein, Mr. Bell, aber weil Sie ein Leben von Gastereien zu Richmond angefangen, weil Sie sich selbst dem Teufel verkauft haben, wie der Mann in der alten Geschichte sich verkauft hat. Meine Tochter soll ihr junges Dasein nicht den Sorgen und Plackereien einer Ehe opfern, wenn der Mann, der um sie freit, nicht durch und durch redlich und aufrichtig ist. Sie haben Ihren Weg gewählt. Wenn Sie eine Frau brauchen, so nehmen Sie Ihre Gönnerin, Ihre römische Prinzessin, Ihre Madame d'Aspromonte.“

„Ich muß bitten, Mr. Graystone, den Namen dieser Dame respectiren zu wollen,“ rief Laurence, plötzlich bleich werdend.

„Ist die Wunde bereits so tief?“ sagte der alte Maler halb ironisch, halb traurig. „Gut, gut, ich will nicht vergessen, daß Sie jung und thöricht sind. Es ist vielleicht besser, daß es so ist, wie es ist. Ich weiß sehr wenig von Ihrer Prinzessin, ausgenommen, daß Niemand viel von ihr weiß, und das spricht mitunter an sich schon gegen eine Dame. Sie nennt sich die Wittwe eines römischen Banquiers und giebt so viel Geld aus, daß man hoffen muß, daß der Banquier ein Rothschild war. Ihre Partien sind angenehm und ihre Gäste Legion. Aber obschon Sie reizende Weiber unter ihrer Bekanntschaft finden, so werden Sie doch keine finden, die in der großen Welt eine Stellung einnimmt. Das ist Alles, was ich für und gegen Ihre Prinzessin gehört, und das ist auch

Alles, was ich von ihr zu sagen habe. Und nun, Mr. Bell, je schneller wir von einander scheiden, desto besser."

„Ist dies wirklich Ihre Meinung, Mr. Graystone?" fragte der junge Mann.

„Allerdings."

„Und Amy?"

„Amy Graystone soll mit meinem Willen niemals mehr ein Wort mit Ihnen sprechen," antwortete der alte Maler. „Sie haben Ihren Weg gewählt, bleiben Sie darauf. Ich und meine Tochter geben alle Ansprüche auf Sie auf."

„Wie es Ihnen beliebt," antwortete Laurence.

Er stürzte aus dem Zimmer, nahm seinen Hut von einem Nagel im Gang und verließ das Haus, das ihn zehn Jahre seines Lebens beherbergt hatte. So sagte er der Knaben- und Jünglingszeit Lebewohl.

Er rief das erste leere Cab an und fuhr geradeaus nach Pelham Lodge, wo er den großen Mocatti in einem prachtvollen sammtnen Morgenschlafrock in der angenehmen Beschäftigung mit einer straßburger Gänseleberpastete antraf. Ihm erzählte Mr. Bell das ungerechte Benehmen von Thomas Graystone.

„Du hast gut daran gethan, Dich aus ihren Klauen zu retten," sagte der Neapolitaner. Es ist eine andere Sache, das ABC Deiner Kunst von dem alten Tom Graystone zu lernen und eine andere, seine Tochter zu heirathen. Und so hast Du die Charnockstraße für immer verlassen. Es war auch die höchste Zeit. Die große Welt hat Notiz von Dir genommen und die große Welt wird ihre Einladungsschreiben nicht nach der Charnockstraße

richten. Ich will Dir eine Junggesellenwohnung im Westend ausmachen. Für heute Nacht kannst Du in diesem Hause schlafen."

Laurence Bell unterwarf sich seinem Geschick. Er folgte der Einladung in Richmond, wohin er sehr bequem in Mocatti's neuem Phaëton fuhr. Das Essen war glänzend, und unter Madame d'Aspromonte's gnädigem Lächeln vergaß Laurence Bell, daß Amy's Geburtstag und daß seine Anwesenheit bei dem Banket eine Art Verrath war.

Erst als er im Mondschein nach Hause fuhr, dachte er an Amy. Es ist wahrscheinlich, daß er kaum bedauerte, von einem Joche frei zu sein, das ihm lästig zu werden begann. Er glaubte noch immer seiner Liebe treu zu sein, aber er war dessenungeachtet des Hauses in der Charnockstraße herzlich müde, und er athmete freier auf, jetzt, da er wußte, daß er von demselben ausgeschlossen sei.

Er schrieb noch in dieser Nacht, bevor er sich niederlegte, an Amy einen langen Brief voll leidenschaftlicher Versicherungen seiner Treue und Standhaftigkeit, untermischt mit begeisterten Stellen über den Lorbeerkranz, den er der jungen Dame baldigst zu Füßen legen wollte. Es war ein Brief, wie ihn nur ein Mann schreiben kann, welcher fühlt und glaubt, was er schreibt, während er es schreibt, und es war ein Brief, wie er fast immer von dem Schreiber durch sein nachfolgendes Benehmen Lügen gestraft wird.

Laurence Bell benetzte das Schreiben mit seinen Thränen und küßte den Namen, den er oben auf die erste Seite geschrieben. Dann adressirte und siegelte er seinen Brief und warf sich, von den Aufregungen des Tages er-

müdet, auf das Lager, um von Giulia d'Aspromonte zu träumen.

Er erwartete eine Antwort auf diesen Brief. Aber er erwartete sie sehr geduldig, denn die Prinzessin nahm den größten Theil seiner Zeit und Gedanken in Anspruch. Mr. Mocatti gab ihm einen Wechsel für 120 Pfund, gerade den halben Betrag des Preises, den Madame d'Aspromonte für die Lady Macbeth bezahlt hatte, und mit diesem kleinen Capital fühlte er sich sicher vor allen niedrigen Sorgen. Derselbe gütige Freund besorgte ihm ein paar Zimmer im zweiten Stocke eines Hauses in North Audleystreet, ein wahres Junggesellennest, wie der Besitzer sagte, mit blauem Zitz behangen und mit bequemen Lehnstühlen versehen.

Als Mr. Mocatti seinen Schützling in dieses freundliche Nest eingeführt hatte, sagte er ihm vor dem Antritt einer Geschäftsreise auf den Continent Lebewohl.

„Wenn Sie mehr Geld bedürfen, ehe ich zurückkehre, so können Sie auf mich einziehen. Ich habe keine Besorgniß für Ihre Zukunft. Die Prinzessin wird Sie in die Mode bringen, und in der Mode zu sein, ist heut zu Tage schon etwas Großes. Ich sage nicht, daß Madame d'Aspromonte eine wirkliche Stellung unter eurem Insularadel mit seiner Ausschließlichkeit einnimmt, aber in einem gewissen Kreise ist sie eine Art Königin, und wenn die Leute wissen, daß Sie für sie malen, werden Sie Aufträge genug erhalten. Die Fresken werden Ihnen großen Vorschub leisten, denn man wird überall davon sprechen. Und nun Adieu. Vergiß nicht, welche Hoffnungen ich auf Dich setze. Ich habe Dich auf den Weg zum Tempel des Ruhms gebracht.

An Dir ist es nun, denselben mit Riesenschritten zu erreichen."

Hierauf umarmte Mr. Mocatti seinen Schützling oder that wenigstens so, wischte mit dem Finger seiner untadeligen Handschuhe eine Thräne weg und entfernte sich, den jungen Mann seinem Alles verzehrenden Traume von Größe und der Gnade seiner Beschützerin überlassend.

Und so endete der erste Act in der Laufbahn von Laurence Bell, dem Maler.

Erste Scene:

Knechtschaft.

Die Junirosen wurden blaß in der glühenden Julisonne. Die Kornfelder waren in Seen von wogendem Gold verwandelt. Die Londoner Saison war vorüber und die Bewohner der fashonabeln Stadtviertel wanderten in Schaaren auf das Land oder in die Bäder.

Für Laurence Bell war diese Londoner Saison eine kurze Zaubernacht gewesen, ein Tagestraum in einem sonnigen Garten, eine Maskerade, eine ergötzliche Art von Hexerei, kurz alles Andere, als die nüchterne Wirklichkeit, welche er bisher als Leben gekannt hatte.

War das darum, weil die Liebe das Stundenglas aufgenommen hatte und es in ihrer glühenden Hand umdrehte? O nein, gewiß nicht deshalb allein, denn die Liebe hatte früher schon das Glas umgedreht und die ruhigen Abende in der Charnockstraße waren unter ihrem Einflusse sehr schnell entschwunden. Die Stunden waren an den beiden Liebenden wie geräuschlose Wogen an einem

dahin gleitenden Nachen vorübergegangen; aber jetzt schienen die Stunden fieberhaft und trunken von starkem Weine. Berauscht tanzten und jagten sie dahin ohne Ruhe und Rast. Der Maler verlor den Faden der Zeit und des Nachts, wenn er auf den verflossenen Tag zurückblickte, wunderte er sich darüber, was er für eine Feder auf dem Strome gewesen, der ihn mit fortgerissen. Er schwamm auf keinem gewöhnlichen Fluß dahin, der Strom, der ihn auf seinen lauen, vollen Gewässern dahin trug, hatte riesige Fälle wie der Niagara, Wirbel, tiefer als der große nordische Mahlstrom. Was konnte er thun, als sich kopfüber in die Katarakte hinabstürzen und von den Strudeln verschlingen lassen nach dem süßen Willen seiner Eumeniden und dankbar dafür sein, wenn noch ein Lebensrest in ihm zurückgeblieben war, als er die Prüfung überstanden hatte?

Mr. Bell unterwarf sich ohne Sträuben seinem Schicksale. Ob der Einfluß, welcher seine Seele unterjocht hatte, von einem Engel oder Dämon ausging, war eine Frage, die ihm keine Sorge verursachte. Die Jugend hat keine Neigung zur Selbsterforschung, sie ist sich ihrer eigenen Thorheiten nicht bewußt und hegt eben so wenig gegen sich als gegen Andere Mißtrauen. Von sich und über sein eigenes Leben hatte Laurence Bell nur geringe Kenntniß. Er wußte, daß seine Hoffnungen auf künftigen Ruhm und künftiges Glück in der rosigen Hand eines Weibes lag, aber er wußte nicht, daß sie dieses Weib mit eben so wenig Bedenken zerdrücken würde, als wären sie eine Hand voll verwelkte Rosenblätter gewesen.

Hast Du jemals die Liebkosungen bemerkt, welche eine

launenhafte Schönheit an ihrem Malteser Wachtelhund verschwendet und das glückliche Schicksal des Thieres beneidet, — ihr nahe zu sein, zu ihren Füßen zu liegen, den sanften Druck ihrer Hand zu fühlen, von ihrem duftigen Haar berührt zu werden, wohl verstanden von ihrem eigenen, nicht von erkauftem Haare? Was für ein herrliches Schicksal, welches köstliche Leben! Aber würde der feurigste Anbeter der Schönheit eine solche süße Sklaverei annehmen? Den ganzen Sommertag hindurch zu ihren Füßen zu liegen, was für eine Seligkeit! Am Abend aber würde vielleicht der begünstigte Sklave Lust bekommen, in seinen Club zu gehen, oder sich erinnern, daß er sich mit einigen lockern Gesellen zu einem fröhlichen Gelage zusammenbestellt habe.

Laurence Bell hatte das süße Joch auf sich genommen, aber erst noch die Entdeckung zu machen, daß Ketten sich keineswegs angenehm tragen, selbst wenn sie von Rosen verfertigt sind. Vorerst behielten die Rosen noch ihre volle Frische und die Dornen waren nicht sichtbar, und wenn Mr. Bell auch nicht ganz glücklich war, so fühlte er sich wenigstens auch nicht unglücklich, und das ist der negative Zustand von Glück.

Noch niemals war männliche Eitelkeit mit süßerer Kost genährt worden. Die Prinzessin wurde nicht müde, sein Lob zu wiederholen. Er war ihr Genie, ihr Findling, der Maler, den sie entdeckt und der dankbaren Welt geschenkt hatte. Dies war der Hauptinhalt ihres romantischen Geredes, obwohl es in so schöne Worte gekleidet und in so viele Blumen weiblicher Phantasie eingehüllt

war, daß Laurence entschuldigt werden muß, wenn er die Schlange, die darunter lauerte, nicht gewahrte.

Die Prinzessin erklärte, daß Laurence Bell der Maler der Zukunft sei, und daß sie ihn über alle Maßen bewundere. Die Verehrer der Prinzessin lebten nur, um ihren Launen zu fröhnen, und sie waren ganz bereit, Laurence Bell mit eben so guter Miene hinzunehmen, als sie ihren Schooßhund und ihre Toilette aus der Pariser Modehandlung hinnahmen. Der Maler war weniger unangenehm als die Schooßhunde, weniger im Wege, als diese umfangreichen Schleppkleider, welche unüberschreitbare Wogen von Sammet und Seide zwischen Giulia d'Aspromonte und ihren Bewunderern bildeten.

So hieß die enge Welt der Villa Adrian das aufsteigende Gestirn dieses neuen Raphael willkommen und Laurence trank tief aus dem berauschenden Becher, den ihm seine Beschützerin an die fieberhaften Lippen hielt. Die Leute redeten ihm von seiner künftigen Größe vor und er schenkte ihren schmeichelhaften Versicherungen Glauben; er glaubte an sie und an sich selbst. War nicht dieses milde Klopfen in seiner Brust, dieses unauslöschliche Feuer in seinen Adern ein Vorbote des kommenden Ruhms? Er gehörte nicht mehr der gemeinen Heerde an, geduldig, fleißig, hoffnungsvoll, mit kleinen Erfolgen zufrieden. O nein, er sehnte sich nach einem einzigen und außerordentlichen Triumph. Er wartete auf den wilden Impuls eines entfesselten Genius, der ihn auf die Höhen des Olympus emporheben und seinen Namen unsterblich machen sollte.

Er hatte in der jüngsten Zeit so viel von seiner Zukunft gehört, daß es kaum zu verwundern war, wenn er

ein wenig träge und bequem wurde. Wenn ein Mann die Gewißheit hat, früher oder später ein Millionair zu werden, so darf man nicht von ihm erwarten, daß er mittlerweile mit kleinen Ausgaben und Ersparung besonders sorgsam zu Werke gehen wird. Die Welt von Adrians Villa hatte den jungen Mann über den Reichthum seines Genies aufgeklärt, und er ist deshalb zu entschuldigen, wenn er, da er sich so reich fühlte, einen kleinen Theil seiner ungeheuern Besitzung vergeudet, mit andern Worten: sein früherer Fleiß hatte Laurence Bell ganz verlassen.

Es war sehr angenehm für ihn, in dem glänzenden Musiksaale der Villa vor seiner Staffelei zu sitzen und von seiner schönen Zukunft zu träumen, während Pinsel und Platte müßig zur Seite lagen. Wie verschieden war dieses Leben von den dumpfen, mühevollen Tagen in der Charnockstraße. Dort nichts als unaufhörliche Arbeit, hier ein ewiges Fest von Form und Farbe und Eingebungen, die ihn über sich selbst erhoben.

Die Thatsache, daß noch keine von diesen Eingebungen auf die Leinwand übertragen war, galt ihm für eine Kleinigkeit. Hatte er doch in seinem gewöhnlichen Notizbuch Aufzeichnungen davon gemacht, die mehr Andeutungen als wirkliche Skizzen waren.

Die Skizzen für die Fresken waren besprochen und gemalt und in vielen Fällen wieder übermalt worden. Es konnte nicht geleugnet werden, daß die Prinzessin schwer zu befriedigen war. Sie hatte ihre eigenen Ideen über Amphion, ihr eigenes Ideal von Orpheus, das ein sterblicher Pinsel nicht so leicht auf die Leinwand zu übertragen vermochte.

„Ihr Amphion würde mir besser gefallen," sagte sie eines Tags, „wenn sein Fleisch nicht so roth wäre. Ich verstehe nicht viel von den Personen dieser Klasse, aber ich kann kaum glauben, daß der Sohn des Jupiter und der Antiope so viel Rosenfabrbe in seinem Teint hatte."

Und darauf fuhr Mr. Bell mit seinem dicksten Pinsel über die rosigen Glieder des rosigen Amphion, die im Sonnenaufgang des Berges Cytheron gebadet waren und warf sich in seinen römischen Stuhl, unzufrieden mit der Prinzessin, mit sich selbst und der ganzen Welt.

Der Typhus ist nicht so ansteckend, als ein veränderliches Temperament. Laurence Bell, noch vor sechs Monaten der liebenswürdigste Mensch, war ein nervöses, launenhaftes Wesen geworden, bald düster, schweigsam und mürrisch, bald wieder fieberhaft aufgeregt, in einem Augenblick bereit, seine Prinzessin aufzugeben und sich den Hals abzuschneiden, und im nächsten zu ihren Füßen liegend und sie mit leidenschaftlichen Thränen anflehend, auf den Nacken ihres Sklaven zu treten.

„Liebte er Giulia d'Aspromonte?" Das ist eine Frage, die ich, sein Biograph, mir nicht zu beantworten getraue. Gewiß ist, daß ihr Einfluß jede andere Liebe in ihm verdrängt hatte. Er dachte jetzt selten mehr an Amy Graystone und wenn es geschah, so erschien sie ihm nur als ein Theil seiner verschwundenen Jugend, als etwas, was einst sehr werthvoll, aber jetzt nicht mehr zurückzurufen und nicht weiter für sein Dasein nöthig war.

„Sie wird glücklicher mit einem besseren Manne sein," sagte er zu sich. „Ich war so vieler Liebe, solcher Opferwilligkeit nicht würdig. Ich bin ein Wesen von Sturm

und Leidenschaft. Ich will lieber ein Sklave unter den Füßen von Giulia d'Aspromonte sein, wenn mir ihre Grausamkeit nur Stoff zu großen Ideen darbietet.

Es gab Zeiten, wo die Prinzessin entzückt von seinen Skizzen war, aber gerade an diesen glücklicheren Tagen hatte sie stets Allerlei anzugeben, und da ihre Angaben immer mehr oder weniger unpraktisch waren, so hinderten sie nur die Arbeit des Malers, indem er sich ihretwegen vergebens abmühte, das Unmögliche auszuführen. So kam es, daß, als die Londoner Saison vorüber war, Laurence Bell nichts weiter von seiner dreimonatlichen Arbeit aufzuweisen hatte, als ein Paar Versuchsskizzen von Amphion und Orpheus.

Der Sommer war vorübergegangen und er hatte nichts verdient. Aufträge waren nach dem Aufsehen, das seine Lady Macbeth hervorgerufen, in großer Zahl eingegangen, aber er konnte sie nicht annehmen, weil er nicht frei war und bald wurde es bekannt, daß er seine Freiheit verkauft habe; oder mit anderen Worten, daß er von der Prinzessin d'Aspromonte gefangen sei.

„Haben Sie jemals ein Kind von zwölf Monaten mit einem kostbaren Stück Porcellan spielen sehen?" äußerte ein Herr, der die Prinzessin vom Continent her kannte. „Eine kurze Weile ist das kleine Gesicht entzückt davon und unverständliche Worte der Freude entströmen seinen kindlichen Lippen. Aber auf einmal wird das liebe Kind des zerbrechlichen Spielzeugs überdrüssig und ohne daß Jemand eine Ahnung davon hat, schleudert es dasselbe auf den Boden, wo es in Atome zersplittert. Ganz in

derselben Weise behandeln Weiber wie Giulia d'Aspromonte solche Männer wie Laurence Bell".

Die Saison war vorüber, der Maler stand in seinem glänzenden Atelier und blickte beschämt auf seine Staffelei. Die Skizze, die er betrachtete, war ein halbes Dutzendmal umgearbeitet worden und heute war er weniger als jemals mit seinem Werke zufrieden. Es standen noch zwei Staffeleien im Zimmer und auf jeder befand sich eine Skizze. Hier Orpheus und Eurydice, dort das Schinden des Marsyas, eine scheußliche Studie, nach den alten flemischen Meistern entworfen.

Es war sein Amphion, den der junge Maler mit verzweifeltem Blicke betrachtete. Die Gestalt, die er auf seiner Staffelei sah, war nicht das Wesen, das in seiner Einbildung lebte. Er hatte sich einen Halbgott gedacht und blos einen schönen jungen Mann gemalt. Das Bild war gut ausgeführt, aber es fehlte ihm der Lichtstrahl des Olympus.

„Meine Skizzen sind verfehlt," sagte der Maler zu sich, „ich muß mein Werk von Neuem beginnen. Ich will nichts Gewöhnliches vollbringen und nicht in das Schwächliche und Abgedroschene verfallen. Ich — kann ich überhaupt etwas wahrhaft Großes leisten? Ich beginne selbst daran zu zweifeln. Ich hegte gewöhnlich die Meinung, daß mir nichts als die Gelegenheit fehle. Die Gelegenheit ist jetzt da, aber die Kraft scheint zu fehlen. Vielleicht bin ich für die Fresken gar nicht geeignet."

Er blickte fast verzweifelt auf die hohen Wände, die er mit seinem Pinsel schmücken sollte. Die ambrafarbigen Draperien bedeckten noch immer dieselben und mehr als

einmal schon hatte die Prinzessin zu verstehen gegeben, daß sie dieser seidenen Vorhänge müde sei und das große Werk bald begonnen zu sehen wünsche.

„Wenn es in dieser Weise fortgeht, so werde ich eine alte Frau sein, bis Sie meinen Musiksaal fertig bringen und dann wird Niemand mehr zu meinen Concerten kommen wollen,“ sagte sie eines Tages. „Das Werk macht so langsame Fortschritte! Und ich hatte mir doch gedacht, das Genie sei immer schnell, eine Macht, zu fein organisirt, um unter dem Einflusse der Zeit zu stehen. Ich hatte geglaubt, Sie würden meine Fresken fast eben so leicht malen, als Amphion seine Mauern baute; aber leider haben wir heut zu Tage keine Zauberleyern, keine Zauberpinsel. Ich wollte, ich hätte in dem Zeitalter der Götter gelebt.“

Solche Bemerkungen mußte Laurence Bell nur zu oft hören. Sie verletzten ihn ärger als Dolchstöße. Es gab Zeiten, wo er mit Sehnsucht auf die ruhigen Tage in der Charnockstraße und den Frieden, dessen er sich damals erfreut hatte, zurückblickte.

„Wird der Ruhm eines Raphael mich auch für so viele Leiden schadlos halten?“ sagte er oft zu sich, „wenn ich ihn überhaupt erringe, wenn ich ihn erringe.“

Aber diese Anfälle von Entmuthigung waren nur selten und dauerten nicht lange. Das Temperament des Künstlers war kaum weniger wandelbar, als das seiner Gönnerin. Er hatte seine trüben Tage, aber auch seine glücklichen und von ihm wurden sowohl Freude als Schmerz tiefer empfunden, als von gewöhnlichen Sterblichen. In

seinen glücklichen Stunden kam ihm das Leben wie ein einziges langes Fest vor.

In den Augen der Prinzessin bestand das Glück in der Erfüllung jedes Wunsches und jeder Laune. Ihre ungemessene Verschwendung, ihre gänzliche Nichtachtung des Preises, den sie für ihre Grillen bezahlte, hatte sie in den Ruf der Großmuth gebracht, ob sie ihn aber verdiente, vermochten nur diejenigen zu beurtheilen, die sie näher kannten.

Sie hätte gern den jungen Maler mit Geldgeschenken überhäuft; aber der Stolz des Schneiderssohnes konnte diese Erniedrigung nicht ertragen. Laurence bedurfte auch kein Geld, denn er trug kein Bedenken, von der Erlaubniß des Mr. Mocatti Gebrauch zu machen und reichlich auf ihn zu ziehen, wenn er sich im Trocknen befand.

Das Leben des aufstrebenden Malers in North Audleystreet war eine sehr kostspielige Sache im Vergleich zu dem Leben bei seinem alten Meister. Raphael kann sich nicht damit abgeben, die Wochenrechnungen seiner Hausfrau oder die Bücher seiner Wäscherin durchzusehen. Raphael kann auch nicht die langsame Qual einer Omnibusfahrt aushalten, wenn eine ungeduldige Prinzessin seiner harrt.

In dieser Zeit gab Mr. Bell mehr für Cabs und andere kostspielige Fuhrwerke aus, als ihm sein ganzer Unterhalt in dem bescheidenen Hause des Mr. Graystone gekostet hatte. Er lebte jetzt unter Leuten, die niemals die Ausgaben für ihre Vergnügungen berechneten und der Einfluß dieser Umgebung hatte ihn bereits verschwenderisch gemacht. Es gab Zeiten, wo er seines Ruhms und seines Glücks so sicher zu sein wähnte, daß er es kaum für eine

Unklugheit hielt, wenn er von der reichlichen Ernte, die er von der Zukunft zu erwarten hatte, schon jetzt einen Theil verbrauchte.

Die drei Monate, welche seit der Eröffnung der Akademie verflossen waren, hatten für Laurence Bell mehr Vergnügungen enthalten, als sein ganzes früheres Leben. Wenn er darauf zurückblickte, so kam es ihm vor, als sei diese Zeit eine ununterbrochene Reihenfolge von Gastereien, Bällen, Wettrennen, Wasserfahrten und andern Partien gewesen.

„Sie tadelt den langsamen Fortgang meines Werks," sagte er mit Bitterkeit zu sich, „aber wie selten gestattet sie mir zu arbeiten."

Das war vollkommen richtig. Nachdem Madame d'Aspromonte einen jungen zahmen Löwen gefangen, war es ihr größtes Vergnügen, das edle Thier zur Schau auszustellen und ihren Bewunderern zu zeigen, wie demüthig dasselbe unter ihren Füßen kroch.

Und gestattete ihr die Gesellschaft, ein solches Leben zu führen und neu entdeckte Genies ohne Schaden für ihren guten Namen in Schutz zu nehmen? Ja und nein. Die Gesellschaft hatte sich niemals herabgelassen, die überspannte Dame anzuerkennen. Sie nahm allerdings eine gewisse Stellung in der fashionablen Welt ein, aber es war keine solide, denn die höhere Gesellschaft betrachtete sie gewissermaßen als eine fremde Abenteurerin.

Die Thüre der Orangerie öffnete sich leise, während der Maler vor seiner Staffelei stand, und darauf folgte

das sanfte Rauschen von Seidenzeug, welches die Ankunft einer eleganten Dame anzeigt.

„Und unser Amphion, wie steht es damit, mein Freund?“ fragte sie, sich ihrem Schützling nähernd. „Was, Mr. Bell, haben Sie heute einen Anfall von Verzweiflung, daß Sie Ihr Bild mit solchem Gesichte betrachten, nach allen Ihren glänzenden Visionen am vorigen Abend?“

„Je glänzender meine Träume sind, desto bitterer ist das Erwachen,“ antwortete Laurence. „Ich bin ein Betrüger, Madame d'Aspromonte. Warum werfen Sie Ihre Theilnahme für mich weg? Lassen Sie mich zu meinem alten Leben zurückkehren.“

„Zu Ihrem alten Leben? Das heißt wohl zu Miß Graystone,“ sagte die Prinzessin boshaft.

Der Maler schien die Anspielung nicht zu beachten.

„Lassen Sie mich jeden Gedanken an die Fresken aufgeben,“ Prinzessin,“ fuhr er fort, „und vergessen Sie, daß Sie mich gekannt haben.“

„Ich kann dies nicht vergessen, wenn Sie alle meine Hoffnungen vereiteln. Wissen Sie auch, daß Sie mich in den Augen meiner Freunde lächerlich machen, wenn Sie nichts Großes vollbringen? Kennen Sie die Versprechungen, die ich für Sie gemacht habe? Wird Ihr Arm sogleich schwach, weil Ihnen eine große Gelegenheit geboten ist? Es gab eine Zeit, wo Sie die Kühnheit des Genies und den Fleiß eines Handwerkers besaßen; jetzt aber scheinen Sie keines von beiden mehr zu haben.“

„Sie lassen mir ja keine Zeit zum Arbeiten,“ murmelte der Maler vorwurfsvoll.

„Wie, wenn ich Ihre Zeit zu sehr in Anspruch nehme," rief die Prinzessin, „so brauchen Sie nur die Thüre zu schließen, und Ihr Gemach ist unverletzlich."

„Kann ich die Thüre verschließen, wenn Sie auf der andern Seite derselben sind?"

Ein träumerisches Lächeln umspielte das Gesicht der Prinzessin und in ihren Augen war eine ungewohnte Sanftheit.

„Es giebt Tage, an denen ich fast an mir selbst irre werde, Tage, an denen ich fast verzweifle," rief Laurence leidenschaftlich. „Sie hoffen zu viel von mir, Sie verlangen zu viel von mir, Sie legen mir Verbindlichkeiten auf, die zu schwer für mich sind. Ihr Lob ist nur eine Last, die mich niederdrückt. Ich war einst zufrieden mit den unmerklichen Fortschritten meiner einförmigen Tage; wenn aber das Jahr um war, so sah ich mit Ueberraschung, wie viel ich vollbracht hatte. Jetzt hat sich Alles verändert. Ich glaube jeden Tag Wunder zu thun, aber am Ende des Monats habe ich nichts gethan. Wie kommt das?"

„Das kommt daher, weil Sie ungeduldig sind."

„Wer macht mich ungeduldig?"

„Ich vermuthe, daß ich dieser Wer bin, „antwortete die Prinzessin mit einem neuen Lächeln. Sie war eine Coquette bis auf's Mark hinein.

„Vergeben Sie mir," bat Laurence. „Ich bin geneigt, mit der ganzen Welt zu hadern, wenn ich mich so schwach und unfähig fühle."

„Sehen Sie mich nicht so verzweifelt an. Sie werden bald vor aller Störung sicher sein."

„Wie meinen Sie das, Madame?“

„Ich gedenke, da die Saison vorüber ist, in einem oder zwei Tagen die Stadt zu verlassen.“

„Sie wollen diesen Ort verlassen?“

„Natürlich. Selbst die Commis der Kaufleute haben in dieser Jahreszeit ihre Ferien. Sie werden doch nicht wünschen, daß ich mir das Vorrecht eines Commis versagen solle?“

„Ja, die Commis verlassen London,“ murmelte Laurence trostlos, „aber dieser Ort ist ja nicht London.“

„Das heißt, er liegt nicht in Cheapside oder einem anderen Theile der Stadt,“ sagte die Prinzessin.

„Aber in diesen Gärten, unter diesen alten Bäumen könnte man sich hundert Meilen von der Stadt entfernt wähnen.“

„Ich habe nicht die Phantasie dazu, so etwas zu wähnen,“ antwortete die Prinzessin achselzuckend. „Für mich ist ein Landaufenthalt in der Nähe der Stadt die armseligste aller Nachäffungen, ebenso erbärmlich als die falschen Diamanten des Palais Royal. Ich liebe es, zu jeder Zeit Bäume und Blumen um mich zu haben, aber ich kann mir nicht einbilden, von Holz- und Weideland umgeben zu sein, weil ich Bäume und Blumen habe. Ich sehne mich nach weiten Ebenen, purpurnen Bergspitzen, in Morgennebel gehüllt, nach der Aussicht auf die im Sonnenlicht leuchtende Meeresfläche — tausend Vergnügungen, die in der Nachbarschaft von Fulham unmöglich sind.“

„Und Sie gehen also wirklich fort?“ fragte der Maler mit dem Ausdruck der Verzweiflung im Gesichte.

Giulia d'Aspromonte wartete einige Augenblicke, ehe sie diese ängstliche Frage beantwortete. Der verzweifelnde Blick ihres Schützlings war ihr ein angenehmer Anblick. Solche Blicke der Angst, solches Herzeleid, solche langsame Qualen waren ihr schon längst der wahre Wein des Lebens. Sie zögerte ein wenig, um das Aroma dieses Weines hinlänglich zu kosten.

„Ja, Mr. Bell, ich gehe fort," sagte sie endlich. „Ich habe mich noch nicht ganz entschlossen, wo ich den Herbst zubringen werde, aber ich werde ihn jedenfalls nicht in England zubringen. Nach dem Juli ist Euer Klima unerträglich. Ich glaube, ich werde nach Biarritz gehen. Ich war zwar schon mehr als einmal dort, aber unglücklicher Weise war ich überall schon und muß mich deshalb mit dem Ort begnügen, dessen ich am wenigsten überdrüssig bin. Mittlerweile bleibt dieses Gemach ganz zu Ihrer Benutzung vorbehalten, und bei meiner Rückkehr hoffe ich, Amphion und sein Gefolge von der Staffelei auf die Wand übertragen zu sehen."

Der Maler schwieg einige Augenblicke. Er stand vor der römischen Dame, seinen Pinsel verlegen in der Hand drehend und mit leerem Blicke auf den Boden starrend.

„Ich hatte gedacht, Sie würden mich durch Ihre Theilnahme begeistern, Sie würden sich für den Fortschritt der Fresken interessiren," sagte er endlich gedankenvoll, und gleich darauf rief er leidenschaftlich aus: „Wie kann ich arbeiten, wenn Sie fort sind?"

„Sie sind wirklich noch unvernünftiger, als es selbst dem Genie gestattet sein kann," rief die Prinzessin. „Sie

haben sich ja so eben erst darüber beklagt, daß Ihnen meine Anwesenheit ein Hinderniß ist."

„Wenn Sie mich zuweilen stören, so begeistern sie mich auch wieder. Ja, Prinzessin, Sie haben Recht, ich bin ein Wesen voll von Widersprüchen. Zuweilen fühle ich ein Feuer, eine Kraft in mir, die stark genug scheinen, um alle Schwierigkeiten, die zwischen mir und der Kunst Vollkommenheit liegen, zu übersteigen, und dann befällt mich eine Niedergeschlagenheit, die der Verzweiflung gleichkommt. O Madame d'Aspromonte, in Ihrer Wahl liegt es, mir neue Kraft und neue Begeisterung zu verleihen."

„Aber auf welche Weise?" fragte die Prinzessin.

Während sie diese Frage stellte, entfernte sie sich und trat an eines der hohen Fenster. In dieser Handlung, so unbedeutend sie war, erblickte Laurence einen schmerzlichen Beweis ihrer Gleichgiltigkeit.

„Haben Sie das Versprechen vergessen, das Sie mir gegeben, als ich zuerst in dieses Haus kam?"

Madame d'Aspromonte dachte ein wenig nach, dann sagte sie:

„Ich habe eine so unglückliche Gewohnheit, meine Versprechungen zu vergessen. Was habe ich Ihnen versprochen, Mr. Bell?"

„Daß Sie mir zu Ihrem Portrait sitzen wollten."

„Ah, ich erinnere mich jetzt," sagte die Prinzessin nachlässig, „und es sollte ein besseres Portrait sein, als das von Ingres. Lassen Sie mich gefälligst erst meine Fresken haben. Wenn Sie Michael Angelo in Fresken

ausgestochen haben, sollen Sie Ingres im Porträtiren übertreffen."

„Es giebt Ihnen Vergnügen, sich über mich lustig zu machen," sagte Laurence gereizt. „O Madame, Sie begreifen die Natur eines Künstlers nicht."

„Sie scheint auch etwas zu sein, was nicht leicht zu begreifen ist."

„Lassen Sie mich Ihr Portrait malen," bat Laurence. „Geben Sie mir Zeit zu den Fresken und halten Sie Ihr Versprechen, das Versprechen, das Sie mir an dem Abende gaben, wo ich zuerst zu Ihren Füßen knieete. Ich lag seitdem immer zu Ihren Füßen."

„Und wenn ich Ihrer Grille nachgebe?"

„So werde ich ein Werk der Kunst hervorbringen, ich werde die Hoffnungen, die Sie auf mich gesetzt, verwirklichen, und den Ruhm erlangen, den Sie mir prophezeit haben. Die Welt soll erfahren, daß Ihr Urtheil nicht falsch war. Ich sage Ihnen, Madame d'Aspromonte, daß mein Glück in Ihrer Hand liegt. Es war eine schattenhafte Aehnlichkeit Ihres Gesichts, wodurch ich zuerst Auszeichnung errang. Lag darin kein Fingerzeig des Schicksals? Mein Geschick brachte mich mit der Verwirklichung meiner Träume zusammen und von dieser Stunde an —"

Er hielt mit wilden Blicken in den Augen und seine gefalteten Hände gegen seine Beschützerin ausgestreckt, inne. Alles, was geistig in seinem Gesichte war, hatte sich während der letzten drei Monate entwickelt, Alles, was irdisch war, hatte sich dagegen verschlechtert. Seine Augen hatten neuen Glanz angenommen, seine Wangen waren von einer hektischen Röthe gefärbt, die reinen Umrisse seiner Züge

traten schärfer hervor und seine von Natur weiße Stirne hatte die Farbe des Marmors angenommen; aber seine Wangen waren eingesunken, die Lippen bleich und seine glänzenden Augen von blauen Ringen umgeben. Es lag etwas in seinem Gesichte, was das Herz von Amy Graystone mit Schrecken erfüllt haben würde, was aber in den Augen der Madame d'Aspromonte nur ein interessanter Zug war, der dem Genie sehr gut anstand.

„Warum fahren Sie nicht fort?“ fragte sie.

„Weil es Dinge giebt, die nicht in Worten ausgedrückt werden können. Ich würde Sie beleidigen und Sie würden mich für immer aus Ihrer Gegenwart verbannen.“

„Ich bin nicht so leicht beleidigt, auch ist meine Rache nicht so unversöhnlich.“

„Ich will Ihren Zorn nicht herausfordern. Mein Schicksal hat mich zu Ihrem Sklaven gemacht. Sie können Ihrem Sklaven Ruhm verleihen. Lassen Sie mich Ihr Portrait malen. Ich fühle, daß ich die Kraft in mir habe, alle meine Fähigkeiten in einem Hauptwerke zu concentriren und dieser einzige Triumph soll die Verherrlichung Ihrer Schönheit sein. Ich habe von diesem Bilde geträumt, bis ich der Sklave meiner eigenen Phantasie geworden bin. Es tritt störend zwischen mich und jede Arbeit, die ich beginne. Lassen Sie mich das Gespenst dieser Alles verzehrenden Idee zur Ruhe bringen und dann werde ich wieder ein freier Mann und im Stande sein, in einer Höhle wie der ärmlichste Taglöhner zu arbeiten.“

„So sei es denn so," sagte die Prinzessin. „Aber wann soll ich Ihnen sitzen?"

„Sogleich. Ich habe die Stellung, die Einzelnheiten Alles ausgedacht. Ich sehne mich danach, zu beginnen."

„In diesem Falle würde ich nicht im Stande sein, die Stadt zu verlassen."

„Verschieben Sie Ihre Abreise ein wenig. Es ist der Ruhm, den ich von Ihrer Hand verlange. Wenn Sie mich in dieser Stunde der Niedergebeugtheit und Schwäche verlassen, so läuten Sie alle meine Hoffnungen zu Grabe. Das ist die Krisis meines Schicksals."

„Das heißt in einfachem Englisch, daß ich in London bleiben soll, nachdem Jedermann es verlassen hat, und daß ich täglich zwei oder drei Stunden auf einem Stuhle sitzen soll, um mich anschauen zu lassen. Ein gewöhnliches Modell für achtzehn Pence die Stunde würde es eben so gut thun."

„Ich bedarf etwas mehr als ein Modell, ich bedarf Begeisterung."

„Gut, mein Versprechen soll nicht gebrochen werden. Ich will die Sitzungen morgen beginnen."

Thränen traten dem Maler in die Augen, Thränen, die er nicht zurückzuhalten vermochte. Er wischte sie mit einer ärgerlichen Geberde ab, im höchsten Grade über seine Schwäche beschämt.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen," rief er.

„Sprechen Sie nicht von Dank. Was liegt daran, ob ich mich in London oder Biarritz langweile. Jetzt

gehe ich zu der letzten Blumenausstellung in diesem Jahre. Wollen Sie mich begleiten?"

Noch niemals bis jetzt hatte Laurence Bell den Muth gehabt, eine solche Einladung abzulehnen. Er hatte das Gefolge der Prinzessin bei allen öffentlichen Vergnügungen vergrößert, während er doch wußte, daß die flüchtigen Stunden, die er vergeudete, eben so viele Verluste in dem großen Spiel des Lebens seien.

Alle Abende hatte er einen Schwur gethan, daß die folgenden Tage der stetigen Arbeit gewidmet sein sollten und jedesmal am folgenden Tage hatte er seinen Eid gebrochen. Er konnte dem seidenen Gängelband nicht widerstehen, an dem er nach dem Willen eines Weibes da- und dorthin geführt wurde.

Er verglich seine Jahre mit denen von Raphael. Ich bin zweiundzwanzig und habe noch nichts geleistet. Mit fünfundzwanzig hatte er die Grablegung Christi gemalt und mit dreißig die Wände des Vatican zu seinem ewigen Denkmal gemacht. Nur zehn Jahre noch, und was werde ich in zehn Jahren thun, wenn ich nicht mehr arbeite, als jetzt?"

Zweite Scene.

Geträumte Triumphe.

Die Prinzessin d'Aspramonte saß zu ihrem Portrait. Sie war nicht, was man gewöhnlich eine gute Sitzerin nennt. Sie konnte keine Viertelstunde in derselben Sitzung ausharren. Wie in allen Handlungen ihres Lebens war sie auch hierin voller Launen. Oft wurde sie plötzlich

der ganzen Sache überdrüssig und sprang gerade in dem Augenblicke vom Stuhle auf, wo der Maler im besten Zuge war.

Für Laurence Bell waren diese Sitzungen eine sonderbare Mischung von Entzücken und Verdruß. Es war eine Wonne für ihn, sich an der Schönheit seiner Zauberin zu weiden, es war eine Qual, ihren Launen unterworfen zu sein.

Der Anzug und Hintergrund des Bildes hatten zu langen Verhandlungen Anlaß gegeben und erst nach vielem Widerstreben hatte sich Madame d'Aspromonte dem Wunsche des Malers anbequemt. Sie sollte in klassischer Gewandung von mehr als gewöhnlichem Farbenglanze gemalt werden. Eine Tiara sollte auf dem stolzen Haupte prangen, ein weiter Mantel von tyrischem Purpur von ihren Marmorschultern niederfließen. Der Hintergrund sollte streng klassisch gehalten sein. Ein Gemach im Laurentium von Plinius, nach Westen gelegen, die Stunde Sonnenuntergang.

Es sollte sowohl ein Gemälde als ein Portrait sein, das Gemälde einer Kaiserin, die allein in der untergehenden Sonne sitzt, mit einer im edeln Styl gehaltenen Säulenhalle und den prismatischen Farben eines von der Sonne beleuchteten Sees.

Anfangs schritt dieses neue Werk mit wunderbarer Schnelligkeit voran, während Amphion und Orpheus in ihrem embryonischen Zustande verblieben. Nach der dritten Sitzung bestand die Prinzessin darauf, das Bild zu sehen und war entzückt davon.

„Es ist ein wundervolles Portrait," rief sie. „Wenn

Sie meinem Rathe folgen, so berühren Sie es nicht mehr. Lassen Sie es als Skizze. Es liegt mehr darin, als in neunzehn unter zwanzig vollendeten Bildern. Jeder weitere Strich schwächt den Effect. Es liegt Genie darin. Schwächen Sie dasselbe nicht durch den mühsamen Mechanismus der Akademie."

Laurence Bell lächelte ungläubig.

„Ich werde Monate lang an diesem Bild arbeiten," sagte er mit ruhiger Entschiedenheit, „es soll mein großes Werk werden."

„Und soll ich Ihnen auch Monate lang sitzen?"

„Sie können mir eine Sitzung geben, wenn es Ihnen ansteht," sagte er traurig, „und wenn ich keine Sitzung erhalten kann, so muß ich aus dem Gedächtniß arbeiten. Ich glaube nicht, daß es schwierig sein wird."

Von diesem Tage an machte aber das Portrait nur sehr langsame Fortschritte, fast eben so langsam als die Skizzen. Aber es war daran nicht der Mangel an Fleiß Schuld. Der Maler kam jeden Tag nach Adrians Villa und arbeitete stetig an dem Bilde, mochte ihm nun die Prinzessin sitzen oder nicht. Auch beschäftigte er sich nicht mit andern Gemälden, obschon er sehr nothwendig Geld brauchte, das er sich durch den Verkauf von „Topfkochern" hätte verschaffen können.

Er arbeitete mit Anstrengung und Ausdauer, aber sein Bild schien eben so wenig Fortschritte zu machen, als das Gewebe der Penelope, weil er häufig, was er gestern gearbeitet, heute unter dem Einflusse einer neuen Idee wieder auslöschte.

Nach der dritten Sitzung hatte er sich entschieden ge-

weigert, der Prinzessin einen Blick auf sein Werk thun zu lassen.

„Ein Gemälde ist, so lange es nicht vollendet, ein Ding aus Lappen und Fetzen," sagte er und die Prinzessin unterwarf sich achselzuckend.

Sie unterwarf sich, um die Wahrheit zu sagen, nur deshalb mit so guter Miene, weil ihr, was ein schärferer Beobachter als Laurence Bell schon bemerkt hätte, die Sache anfing, gleichgiltig zu werden.

Der Maler mußte sich nun fast ganz auf sein Gedächtniß verlassen, denn die Dame beehrte ihn nur selten mit einer Sitzung. Sie blieb indeß in der Stadt, wofür er ihr unaussprechlich dankbar war. Er hatte ihrer Abreise mit wahrem Schrecken entgegengesehen. Welcher Art auch der Zauber sein mochte, den sie um ihn gewoben, er war und blieb ihr willenloser Sclave. Er hatte sich niemals die Frage gestellt, ob die Leidenschaft, von der er besessen war, Liebe oder Wahnsinn sei, er wußte aber, daß sie eine Knechtschaft war, von der ihn nur der Tod erlösen konnte.

Was hatte er auch in der Welt, als die Theilnahme dieser Frau? Der Freund seiner Jugend, das Mädchen, das sein Weib hätte werden sollen, war für ihn für immer verloren. Auch war dies nicht sein einziger Verlust. Die Frische seines Herzens, die Elasticität seines Geistes waren für immer dahin. Er hatte jetzt nichts, als seine Träume von Ruhm und die Sympathie von Giulia d'Aspromonte. Hatte die römische Dame irgend ein wärmeres Gefühl als ein artistisches Interesse für die Werke des Künstlers? Es lag zuweilen eine Zärtlichkeit

in ihren Augen, eine Sanftheit in dem Tone ihrer Stimme, welche den Maler mit kühnen Träumen von Glück erfüllte. Einige von seinen neuen Freunden hatten ihm gesagt, daß die Prinzessin nicht gleichgiltig gegen ihn sei und daß es nur an ihm liege, sich die Millionen des verstorbenen d'Aspromonte zu sichern. Aber diese Idee verwarf der junge Mann mit leidenschaftlicher Verachtung.

„Glauben Sie, ich würde Giulia d'Aspromonte bitten, meinen Namen anzunehmen, bevor er ihrer würdig ist?" rief er. „Erst muß ich reich sein, ehe ich ihr sage, daß ich sie liebe. Reichthum kommt heutzutage mit dem Ruhm, und wenn ich jemals einen großen Namen erringe, so werde ich über allen Verdacht erhaben sein."

„Wenn Sie meinen Rath annehmen, so warten Sie nicht auf den großen Namen," erwiederte der Weltmann. „Die Launen eines Weibes sind so vergänglich, wie der Schaum auf einem Glase Champagner."

„Ich werde niemals auf die Launen eines Weibes speculiren," sagte Laurence stolz. „Ich kann warten, bis ich geliebt bin."

Der Weltmann zuckte die Achseln und lachte verächtlich, als Laurence von ihm wegging.

„Toller als Hasen im März," murmelte er. „Wenn er auf Giulia d'Aspromonte's Liebe warten will, so kann er so lange warten, wie der ewige Jude. Dem armen Burschen scheint es Ernst zu sein. Sie wird ihn in ihrem Mörser zerstoßen, wie sie uns Andere auch zerstoßen hat. Sie ist eine elegante Riesin, die Männerbeine stößt, um sich Brod daraus zu backen. Und in diesem Falle scheint

auch wirkliches Herzblut dabei zu sein. Um das ist's wirklich schade."

Es gab Männer, welche die Prinzessin kannten und Laurenre Bell vor der Gefahr warnten, aber er wollte keine Warnung annehmen. Er war bereit, ihren Anklägern den Handschuh hinzuwerfen und sie bei jeder Anspielung auf ihre Falschheit der Lüge zu zeihen. Und wenn sie auch falsch gewesen war, wenn sie andere Männer durch das verhängnißvolle Feuer ihrer Augen in's Verderben gelockt hatte, war das ein vernünftiger Grund, daß sie auch gegen ihn falsch sein sollte? Gegen ihn war sie, wenn auch zuweilen launenhaft, doch immer ernst und aufrichtig gewesen. Dies sagte er sich bei den seltenen Gelegenheiten, wo er es über sich gewann, sich von seiner Lage Rechenschaft zu geben.

Ja, sie liebte ihn. Konnte er daran zweifeln? Hatte er sie nicht mit Blicken voll von Zärtlichkeit überrascht? Hatte er nicht gehört, wie ihre Stimme von unterdrückter Leidenschaft gezittert? Ja, er war geliebt, und es lag jetzt nur noch an ihm, sich würdig zu machen, daß er zu den Füßen seiner Zauberin knieen und ausrufen durfte:

„Kunst und Ruhm sind dem Rang und Reichthum gleich. Beide sind mein und ich kann Dir kühn den Antrag stellen, einen Namen mit mir zu theilen, der noch in der Erinnerung leben wird, wenn die Prinzen von Aspromonte längst vergessen sind."

Ja, es lag nur an ihm. Das Fieber, das sein innerstes Leben verzehrte, war das Fieber der Ungeduld. Für Amy Graystone wäre er zufrieden gewesen, seine Lorbeeren Blatt für Blatt zu erringen, aber er brauchte

Kränze von Lorbeeren, um sie unter die Füße seiner Prinzessin zu werfen, und er sehnte sich danach, sie zu erringen.

„Eile mit Weile," sagte der Kaiser Augustus, und Laurence Bell hatte bittere Ursache, die Klugheit dieses Ausspruchs zu fühlen. Die Eile war bei ihm kein Fortschritt gewesen, und jetzt, wo er die Monate bis zur nächsten Ausstellung zählte, war er noch ungewiß, ob er sein Werk bis dahin vollenden konnte.

„Ich bedarf Monate für die Gewänder, für die Details und den Hintergrund," sagte er zu Giulia d'Aspromonte. „Ich wünsche, daß mein Bild ein Prachtstück in der Farbengebung werde. Ich will die Kühnheit von Rubens, die Weisheit von Giorgione und die mühsame Technik der Meister von Raphael zu überbieten suchen."

„Vielleicht erstreben Sie zu viel," sagte die Prinzessin, welche gerade in ihrer verdrießlichen Laune war. „Erinnern Sie sich des Verses Ihres Shakespeare, wo von dem Ehrgeiz die Rede ist, der sich selbst überspringt."

„Wenn ich mich selbst überspringe, so will ich meine Schande im Grabe verbergen," antwortete Laurence. „Ich werde keinen Pinsel mehr anrühren, wenn dieses Bild mißlingt."

„Das ist nichts als ein alberner Scherz," rief die Prinzessin ungeduldig.

„Es ist hier etwas, was mir sagt, daß ich die Vernichtung meiner Hoffnungen nicht überleben würde," antwortete er, mit einer leidenschaftlichen Geberde auf die Brust schlagend.

Konnte aber ein Mißlingen in Aussicht stehen? O

gewiß nicht. In dem Maße, als sein Werk unter seiner Hand fortschritt, schien auch sein Vertrauen zu wachsen. Er fühlte, daß er klug daran gethan, die Fresken aufzugeben. Dieses Bild sollte ihm einen Namen machen, der den Erfolg seiner späteren Bemühungen sicher stellen würde.

Bei seinem gegenwärtigen Werke kannte er keine Ermüdung. Der Gegenstand hatte ihn wirklich begeistert. Sein Leben war zwischen der Außenwelt und der Welt in seinem Atelier getheilt, und er wußte selbst nicht, welche von seinen zwei Göttinnen ihm schöner vorkam, die Prinzessin in Fleisch und Blut oder die Giulia d'Aspromonte, deren strahlendes Gesicht ihm auf der Leinwand entgegentrat.

Seit dem Tage, wo die Prinzessin darauf bestand, das Gemälde in seiner ersten Anlage zu sehen, hatte kein Auge, außer das seinige, darauf verweilt, und um dasselbe vor jedem neugierigen Blicke sicher zu stellen, hatte er sich eine verschließbare Staffelei mit einem künstlichen Schlosse anfertigen lassen. Die Thüren derselben waren eben so undurchdringlich, als die Thore des Paradieses den Unwürdigen.

In diesem Punkte war er unbeugsam und sogar taub gegen die Bitten seiner Zauberin, die indeß sich später mit seiner Weigerung aussöhnte. Sie machte Adrians Villa zu ihrem Hauptquartier, aber es war nicht wahrscheinlich, daß sie es einen ganzen Herbst ohne Luft- und Ortsveränderung aushalten würde. Sie ging bald da, bald dort hin, nur begleitet von ihrer unvergleichlichen Pariser Kammerjungfer und einer ältlichen deutschen Dame, die

zugleich ihre Vertraute, ihr Factotum und ihr Blitzableiter war, bald nach Ryde, bald nach Brighton, bald nach Paris.

Laurence zählte die Stunden ihrer Abwesenheit und begrüßte ihre Wiederkehr mit einem fieberhaften Entzücken. Er brachte bloß seine Nächte in seiner fashionabeln Wohnung zu, die ihm so theuer zu stehen kam. Seine wirkliche Wohnung befand sich in seinem Atelier in der Villa. Er kam frühzeitig am Morgen und kehrte selten vor Mitternacht nach Hause zurück. An manchen Tagen speiste er bei seiner Beschützerin, an andern aß er gar nicht zu Mittag. Die Frage des Essens oder Nichtessens hatte für ihn nur eine sehr geringe Bedeutung, aber die Stunden die er mit Giulia d'Aspromonte zubrachte, waren für ihn kostbar.

„Liebt sie mich?" fragte er nach jedem Abend, den er in ihrer Gesellschaft hingebracht hatte, „liebt sie mich wirklich, oder ist Alles nur ein wilder Traum, eine tolle Täuschung, die in Verzweiflung enden wird? Ich wage es nicht, auf den Ausgang zu blicken."

So gingen die Herbstmonate vorüber. Weihnachten kam und ging. Die Prinzessin brachte die Weihnachtszeit in Brighton zu. Laurence stand in dem großen, einsamen Musiksaale und malte, während die Weihnachtsglocken läuteten.

Konnte er die Erinnerung an seine letzten Weihnachten und die einfachen Festlichkeiten in der Charnockstraße unterdrücken? Um diese Stunde hatte Amy's kleine Hand auf seinem Arm geruht, als sie im winterlichen Sonnenschein mit einander zur Kirche gingen. O wie glücklich

waren sie, er und seine Braut mit einander gewesen, wie voll von Plänen für die Zukunft, wie vertrauens- und hoffnungsvoll! Gedachte sie wohl ebenfalls noch des entschwundenen Glückes? Bedauerte sie auch alles das, was in dem Jahre, das jetzt zu Ende ging, verloren wurde? Ihre Trauer konnte wenigstens nicht so schmerzlich sein als die seinige, da sie keine Gewissensbisse hatte.

Das neue Jahr fand Adrians Villa noch immer von seiner Herrin verlassen, und Laurence Bell noch immer mit unermüdlichem Fleiße an der Arbeit. Madame d'Aspromonte kehrte um Mitte Januar zurück und der alte Kreis von Künstlern und Berühmtheiten begann sich wieder in ihren klassischen Salons zu versammeln. Wieder sah Laurence Bell seine Beschützerin als Mittelpunkt einer glänzenden Gesellschaft, und wie er sie so in ihrer Umgebung von Freunden und Schmeichlern beobachtete, so schien es ihm, als ob er ihr heute nicht näher stehe, als damals, wo er sie zum erstenmal in Trafalgar-square gesehen.

An einem trüben Morgen im Februar kam die Prinzessin in glänzender Toilette und begleitet von einem Herrn, den Mr. Bell nicht kannte, in das Atelier. Der Fremde war ein großer, schlanker Mann mit schwarzen, glänzenden Augen, einem mächtigen Schnurrbart und einer gewissen Wildheit im Aussehen. Madame d'Aspromonte stellte ihn dem Maler als Herrn Fröhlich vor.

„Die schönen Geister müssen sich verstehen," bemerkte sie gnädig. „Ich halte die Kunst für die Poesie des Weltalls, die jeder Künstler in seiner eigenen Weise zur Anschauung bringt. Mr. Bell drückt seine Begeisterung

in Farben und Formen aus, Herrn Fröhlichs Phantasien kleiden sich in Harmonien. Ich erwarte, Mr. Bell, daß Sie erfreut sein werden, die Bekanntschaft dieses Herrn zu machen, der ein Landsmann von Ihnen und ein alter Bekannter von mir ist."

Das Gesicht des Malers ließ indeß nichts von der Freude wahrnehmen, die man von ihm erwartete. Zorn und Verdruß lag in den Blicken, mit denen er den Fremden betrachtete. Seine eigene Stellung bei der Prinzessin hatte einen so schwachen Halt, daß ihn der Gedanke an einen Nebenbuhler mit Schrecken erfüllte.

„Und das ist Ihr Musiksaal?" sagte Herr Fröhlich. „Reizend — vollkommen — würdig des Geistes, der den Gedanken dazu gefaßt hat. Werden Sie Ihren neuen Erard-Flügel nicht dorthin gegen die Fenster stellen lassen? Der Saal ist vortrefflich. Ich bedaure nur Ihre Vorhänge. Diese herrlichen ambrafarbigen Draperien werden Ihre Soprane ersticken."

„Unglücklicher Weise habe ich keine andere Verzierung, als diese ambrafarbigen Vorhänge," sagte die Prinzessin mit einem zornigen Blick auf ihren Schützling.

„Ich war der Meinung, der Saal solle mit Fresken bemalt werden," sagte der deutsche Professor.

„Er wird mit Fresken bemalt werden, wenn ich einen Maler finden kann. Unglücklicherweise ist das Zeitalter der Titanen vorüber. Der Rubens, der an einem Sommertage die Wände eines Louvre mit den Werken seines Pinsels schmücken kann, ist heut zu Tage nicht mehr zu finden."

„Rubens war ein Fabrikant," rief Herr Fröhlich ver-

ächtlich, „und hätte sich P. P. Rubens und Comp. nennen sollen. Ich gebe mehr auf ein einzelnes Hauptwerk, als auf Quadratmeilen von schnell hingeworfenen Pinseleien. Darf ich hoffen, mit einem Blicke auf Mr. Bell's Gemälde beehrt zu werden?" fragte er höflich.

„Ich werde sehr stolz darauf sein, es Ihnen am ersten Mai zeigen zu dürfen," antwortete Laurence mit gezwungenem Lächeln.

„Aber bis dahin ist es wahrscheinlich eine verbotene Frucht?" sagte der Componist in scherzendem Tone. „Gut, ich besitze weder die Neugierde Eva's, noch den Ungehorsam Adams. Ich werde geduldig warten."

„Und jetzt zu Ihrem Programm," sagte die Prinzessin. „Ich sterbe vor Begierde, Ihre Vorschläge zu vernehmen."

Herr Fröhlich setzte sich und begann zu schreiben. Laurence Bell sah bestürzt bald den Professor, bald die Prinzessin an.

„Sie wollen ein Concert geben?" fragte er.

„Weshalb sollte ich nicht? Die Saison beginnt und die Leute quälen mich, ihnen meinen Musiksaal zu zeigen."

„Ich dachte, Sie würden Ihr Einweihungs-Concert nicht eher geben, als bis die Fresken fertig sind," stammelte Laurence mit unverhohlenem Verdruß.

„Ich bin nicht gewohnt, zu warten," erwiederte Madame d'Aspromonte in hochfahrendem Tone, „und ich habe auch keine Lust, ein Vierteljahrhundert zu warten. Fürchten Sie übrigens nicht, daß wir Sie stören werden, Mr. Bell. Wir brauchen den Saal nur zwei oder drei Mor-

gen für die Proben. Das ist Alles. Jetzt Ihre Liste, Herr Fröhlich."

„Da ist sie. Zuerst ein Quartett von Beethoven, dann ein Stück von Verdi für Ihren Lieblingssopran, Miß Hamilton, die eine Stimme wie ein Engel hat und sie wie ein Dummkopf behandelt; dann ein paar Kleinigkeiten von mir: „Glänzende Augen", eine Reverie, in Hochachtung der Prinzessin von Aspromonte gewidmet; darauf ein Duett von Rossini von Ihren beiden militärischen Bouffons, die einander so grimmig hassen, daß sie nicht einmal aus derselben Tonart singen wollen, dann —"

Der Professor beendigte die Vorlesung seines Programms, während die Prinzessin mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, ihn da und dort mit einer Einwendung unterbrechend, oder andere Vorschläge machend. Laurence Bell schloß die Thüren seiner Staffelei. Ein scharfer Schmerz nagte ihm am Herzen. Er war stets wegen eines Nebenbuhlers in Sorgen gewesen, und dieser wildblickende Deutsche mit seiner Schwesterkunst war gewiß der gefährlichste von Allen, die bis jetzt zwischen ihn und die Frau gekommen, die ihn zu ihrem Sclaven gemacht.

„Sie haben mir versprochen, mir heute eine Sitzung zu geben, Madame d'Aspromonte," sagte er darauf in vorwurfsvollem Tone.

„Habe ich das wirklich gethan?" rief die Prinzessin, „dann muß ich, wie ich fürchte, diesmal mein Versprechen brechen. Ich bin im Begriff, eine Reihe von Besuchen zu machen, die meine Zeit vollständig in Anspruch nehmen. Herr Fröhlich und ich müssen die Dilettanten aufsuchen, die bei meinem Concert mitwirken sollen, und

Dilettanten wollen immer gebeten sein. Es ist das unangenehmste Geschäft von der Welt. Sehen Sie mich nicht so vorwurfsvoll an, Mr. Bell. Ich habe Ihnen bereits zu viel von meiner Zeit gewidmet. Ich habe nie etwas Gutes von einem Gemälde gesehen, zu dem so viele Sitzungen nothwendig waren. Wie viele hatte Guido für seine Beatrice Cenci? Eine halbe Stunde in der Nacht vor der Verurtheilung, oder bei Tagesanbruch eine Stunde vor der Hinrichtung."

Einen Augenblick darauf war sie in Begleitung des fremden Professors verschwunden. Laurence stand verblüfft da und blickte trostlos nach der Thür, durch die sie sich entfernt hatte.

„Ein Concert! Sie will Concerte geben; sie ist es müde, auf die Fresken zu warten, sie ist meiner Kunst überdrüssig. O Gott, so geht also der Traum zu Ende!" rief er laut in verzweiflungsvollem Tone.

Hierauf veränderte sich plötzlich sein Gesicht und nahm einen freudigen Ausdruck an. Dann kehrte er zu seiner Staffelei zurück und öffnete sie wieder. Einige Minuten stand er unbeweglich vor seinem Werke und betrachtete es mit Entzücken.

„Nein," rief er, „der Traum soll eine Wirklichkeit werden. Dieses Bild wird mich berühmt machen, es wird ihren Namen auf ewig mit dem meinigen verknüpfen. Sie besitzt Rang, Reichthum, Schönheit. Sie sehnt sich nur nach Ruhm, und diesen kann ich ihr geben."

„Dann ergriff er Pinsel und Palette und malte wie ein Besessener an seinem Bilde. Von der Prinzessin sah er den ganzen Tag nichts mehr, aber am Abend kam ein

Bedienter mit der Meldung, daß ihn die Dame bei Tisch erwarte.

Er begab sich in seinem Maleranzug von schwarzem Sammet, der ein Muster künstlerischer Geckenhaftigkeit war, in das Speisezimmer. Die Stunden, welche Laurence Bell bei diesem Mahle zubrachte, gehörten zu den qualvollsten seines Lebens.

Herr Fröhlich und der Maler speisten allein mit der Prinzessin, deren Gesellschaftsdame an chronischer Migräne litt, durch die sie auf eine schickliche Weise fern gehalten wurde, wenn man ihrer nicht bedurfte. Niemals war die glänzende Giulia bezaubernder gewesen, als an diesem Abend. Sie hatte den Zweck ihrer Besuche vollkommen erreicht, die Dilettanten hatten sämmtlich zugesagt, bei ihrem Concert mitzuwirken, und sie befand sich deshalb in der heitersten Stimmung, welche der deutsche Professor vollkommen theilte. Voll von den neuesten Anecdoten und Scandalen der Pariser Welt und mit einem schönen Unterhaltungstalent ausgestattet, verstand er es, dem Gespräche Reiz und Mannigfaltigkeit zu geben.

Den jungen Maler, dessen Gedanken sich in einem ziemlich engen Kreise bewegten, erfüllte diese Art Unterhaltung, die ihm wie eine fremde Sprache klang, mit unbeschreiblichem Widerwillen. Seine üble Stimmung wurde aber womöglich noch gesteigert, als das Gespräch eine höhere Richtung nahm und die Prinzessin sich mit dem Professor in eine lebhafte Erörterung über Musik vertiefte. Laurence biß sich wüthend auf die Unterlippe, während er, wie es seiner verletzten Eitelkeit vorkam, ver-

gessen und vernachlässigt der Discussion zuhörte, an der er keinen Antheil zu nehmen vermochte.

Es waren nicht mehr Raphael und Michel Angelo, über die sich die Prinzessin unterhielt. Sie sprach jetzt von Beethoven, Mozart, Palestrina, Gluck, denn an diesem Abend war die Musik ihr Lieblingsthema. Nach dem Essen saß sie fast eine Stunde lang in einer Träumerei versunken da, während ihr Herr Fröhlich schwärmerische Sonaten vorspielte.

Der Ton dieser gedankenvollen Musik führte Laurence Bell zurück in das einfache Wohnzimmer in der Charnockstraße, und dort erstand vor ihm deutlich wie eine höhere Erscheinung das Bild eines blassen, traurigen Gesichts, von goldenem Haar wie von einem Strahlenschein umrahmt, das Gesicht derjenigen, die seine Gefährtin und Trösterin werden sollte, das Gesicht der Braut, die er verlassen.

„Und für welchen Lohn?"

„Das Ende meines Traums steht bevor," sagte er zu sich. „Die Stunde des Erwachens naht heran."

Er ging in der kalten Februarnacht zu Fuße nach Hause, obschon der deutsche Professor ihn sehr gerne in seinem netten Brougham mitgenommen hätte. Der Maler wollte von seinem verhaßten Nebenbuhler auch nicht die geringste Gunst annehmen. Auf dem Heimwege empfand er ein wildes Vergnügen, dem eisigen Februarwind die Stirne zu bieten. Die ganze Nacht über wälzte er sich ruhelos und aufgeregt auf dem Lager umher, in einem Augenblicke sich der Verzweiflung hingebend, im nächsten von neuer Hoffnung belebt.

„Ich will mich nicht von Giulia d'Aspromonte abdanken lassen," sagte er sich. „Mein Bild muß Erfolg haben und der Erfolg wird sie zu meinen Füßen bringen. Nur den Mißerfolg kann ihre stolze Natur nicht ertragen."

In den nächsten beiden Tagen arbeitete er stets mit demselben feurigen Ungestüm und mit demselben Vertrauen, daß er Wunder vollbringen würde. Am dritten Tage wurde er von den Tapezierern und Decorateurs, welche den Saal für das Concert der Madame d'Aspromonte in den Stand zu setzen hatten, gestört. Von dieser Zeit an gab es keine Ruhe mehr für den Maler, bis das Concert vorüber war. Es hatte, wie Alles, was die Prinzessin mit ihren unbegrenzten Hülfsmitteln unternahm, einen glänzenden Erfolg. Nach dem Concert war ein Ball, während dem Laurence Bell einsam im Hintergrunde stand und dem Tanze zusah. Er fühlte, daß er in dieser glänzenden Gesellschaft nicht am rechten Ort, daß er hier eine Null war.

„Es ist Zeit, daß dies ein Ende nimmt," sagte er zu sich.

Mit unaussprechlicher Bitterkeit arbeitete er noch immer an seinem Bilde. Mochte die Prinzessin auch noch so launenhaft sein, *dieses* wenigstens — seine Freude und sein Stolz, die Verwirklichung aller seiner Träume und Hoffnungen, blieb ihm. Zuweilen saß er, verloren in einem wachenden Traume, vor seiner Staffelei und dieser Traum hatte immer denselben Inhalt.

Es war der Eröffnungstag der königlichen Akademie und wieder waren die Räume mit schaulustigen Besuchern angefüllt. In einem Saale drängte sich die Menge am

stärksten um eins der Bilder. Es war ein königliches Weib, in prachtvolle Gewänder gehüllt und mit der untergehenden Sonne im Rücken. Auf ihrer Hand saß ein tropischer Vogel mit glänzendem Gefieder, und die Augen des Weibes waren mit magischem Zauber, lamiaartig und unheilig, aber mit unaussprechlicher Schönheit auf die Augen des zahmen Vogels gerichtet. Von der einen Marmorschulter war der Purpurmantel unter dem Gewichte der schweren Stickerei herabgesunken, und in dem Contraste der perlartigen Weiße des Fleisches und dem tyrischen Gewebe hatte der Maler eine der glücklichsten Wirkungen seiner Kunst erreicht.

Dies war das Bild, das ihm sein prophetischer Traum vorspiegelte, dies das Bild, das er jetzt auf seiner Staffelei in der Arbeit hatte, dies das Bild, das ihn Tag und Nacht, im Schlafe und Wachen verfolgte, unerbittlich, wie der Dämon, dem ein Verbrecher seine Seele verpfändet hat.

Laurence hatte an Mocatti geschrieben und sich bei ihm wegen der häufigen Anforderungen, die er an die Börse seines Beschützers gemacht, entschuldigt, wobei er zugleich glänzende Resultate von seinem großen Gemälde in Aussicht stellte. Der Gemäldehändler hatte den Winter in Rom zugebracht, wo er eine ganze Colonie junger Maler beschäftigte.

Die Antwort des großen Mocatti auf den Brief seines Schützlings war in einem ziemlich praktischen Tone abgefaßt.

„Ich fürchte," schrieb er, „daß Sie unter dem Einflusse Ihrer Prinzessin einigermaßen verschwenderische

Gewohnheiten angenommen haben. Vergessen Sie nicht, daß bei ihr das Gold wie Wasser durch ein Sieb verschwindet und daß sie ohne Bedenken ein kleines Vermögen einer augenblicklichen Laune opfern kann. Hüten sie sich vor ihr. Es freut mich, von Ihrem großen Gemälde zu hören und zu vernehmen, daß es überraschend ist und sich über das Gewöhnliche erhebt. Aber wie geht es mit Ihren Fresken? Sie sagen mir ja nichts mehr davon, und gerade für die Fresken wird die Prinzessin ihre Börse öffnen müssen. Auch schreiben Sie mir nichts von Ihren „Topfkochern", den kleinen Genrebildern, womit Sie sich die müßigen Stunden vertreiben. Sie wissen, wie sehr ich gewünscht habe, daß Sie etwas Großes vollbringen möchten. Aber der Topf muß des ohnerachtet im Sieden erhalten werden und diese kleinen Stücke würden sich jetzt, wo Ihr Name bekannt geworden, um guten Preis verkaufen lassen."

Seinem Briefe hatte der Neapolitaner ein Verzeichniß der Summen beigefügt, die sein Schützling von ihm geborgt hatte, — eine höfliche Erinnerung, daß er deren Rückzahlung wünsche. Der Brief und der Beischluß brachten einen niederschlagenden Eindruck auf den Maler hervor, bald aber schüttelte er denselben wieder ab. Mit jedem Tage schwebte er jetzt höher und höher in jenen Regionen der Träume, wodurch der Träumer sich von den Sorgen dieses Lebens abschließen kann.

Als der Maler vierzehn Tage nach Empfang dieses Briefes vor seiner Staffelei saß, wurde die Thüre des Saales plötzlich aufgerissen und auf der Schwelle derselben erschien die behäbige Gestalt von Antonio Mocatti

in einem prachtvollen, pelzverbrämten Ueberrock und mit einer Camellie im Knopfloche. Uebrigens hätte Mr. Bell seinen Beschützer schon allein an dem Moschus- und Patchouligeruch, den er verbreitete, erkennen können.

Der Maler sprang empor, schlug die Thüren seiner Staffelei zu und stellte sich mit einer ungestümen Bewegung vor derselben auf, gerade als ob er sein verborgenes Bild mit seinem Leben vertheidigen wollte, wenn es ein profanes Auge wagen sollte, seinen Blick darauf zu richten.

„Wohlan, mein Freund," sagte Mocatti, „wie Sie sehen, bin ich gekommen, um Sie aufzusuchen. Es ist Zeit, daß wir unsere Bilder zur Einsendung bereit halten. Wir haben nichts für das British Institut, noch für irgend eine andere Winterausstellung eingeschickt. Pfui, träger junger Träumer. Es ist Zeit, daß ich zurückgekehrt bin, um Dir die Sporen in die Seite zu setzen."

Der Maler stand noch immer vor den verschlossenen Thüren seiner Staffelei. Die Ueberraschung und Aufregung hatte ihn so heftig ergriffen, daß er wie vor Kälte zitterte.

Antonio Mocatti betrachtete ihn aufmerksam.

„Was haben Sie dort verborgen? Weshalb verschließen Sie die Thüre?" fragte er scharf.

„Mein Bild, ihr Portrait, ein Portrait, wie es seit Titian nicht mehr gemalt wurde. Nein, Mocatti, selbst Sie sollen es nicht sehen. Niemand soll mein Werk sehen, bis es vollendet ist."

„Ich verlange ja Ihr Bild nicht zu sehen," sagte

der Neapolitaner halb verächtlich, halb mitleidsvoll, „ich verlange nur Sie anzusehen."

Er ergriff den jungen Mann bei den Schultern und drehte sein Gesicht mit sanfter Gewalt dem Lichte zu. Dann blickte er ihm einige Augenblicke in das fieberhaft geröthete Gesicht.

„Großer Gott im Himmel!" rief er, „es war ich, der Dich hierher gebracht hat. Ich bin so schlimm wie ein Mörder."

Dritte Scene.

Mocatti unzufrieden.

„Mein Laurence, was haben sie Dir gethan?" sagte Mocatti, nachdem er das hagere Gesicht eine Zeit lang betrachtet hatte. Du bist blaß wie der Tod. Du hast zu hart gearbeitet. Pfui, ich bin nicht so hartherzig. Ich verlange nicht Dein Fleisch und Deine Knochen, und wenn Du ein wenig zu tief auf mich gezogen hast, so kann ich Deine neuen Erfolge abwarten, um mich wieder zu bezahlen. Aber, mein Freund, Dein übles Aussehen flößt mir Besorgniß ein. Du hast zu viel gemalt. Es ist die alte Geschichte von dem Schwert und der Scheide. Komme nun und laß mich die Triumphe des Schwertes sehen und dann wollen wir Sorge für die Scheide tragen. Ich sehne mich danach, Deine Werke zu sehen, z. B. die Fresken."

Hiermit stürzte der ungestüme Mocatti plötzlich auf die ambrafarbigen Vorhänge zu, riß sie auseinander und hatte die kahle Wand vor sich. Er hatte keine Wunder

von dem vollendeten Werke erwartet, aber er hatte erwartet, die Wände der Madame d'Aspromonte mehr oder weniger durch die kühnen Versuche eines jugendlichen Genies verunstaltet oder geschmückt zu sehen.

„Sie haben an La Fontaine gedacht," sagte er nicht ohne Bitterkeit, „und haben gelernt, wie man die Fehler des Hasen vermeiden soll. Lassen Sie nun sehen, was Sie von dem Beispiel der Schildkröte für Nutzen gezogen."

Laurence antwortete mit einem Seufzer, der einem Stöhnen nahe kam. „Dort sind meine Skizzen," sagte er, halb verächtlich auf einen Haufen Leinwand deutend, die in einer Ecke des Saales nachlässig umherlagen. Die Prinzessin hat Concerte gegeben und Klio mußte den höheren Ansprüchen von Euterpe und Erato nachstehen. Wenn Ihnen die Skizzen nicht besser gefallen als mir, so wird es kaum der Mühe lohnen, sie anzusehen. Ich habe sehr angestrengt gearbeitet und sehr wenig zu Stande gebracht, mit Ausnahme dieses," setzte der Maler hinzu, indem er seine Hand auf die verschlossenen Thüren seiner Staffelei legte, während ein plötzliches Lächeln sein blasses Gesicht erheiterte.

„Und was ist das?" fragte Mr. Mocatti scharf.

„Ein Portrait der Prinzessin in einem klassischen Gewande."

„Ein Portrait der Prinzessin — das ist gut," sagte Mocatti mit wiederkehrender Freundlichkeit. „Sie werden finden, daß Portraits sehr gut bezahlt werden, wenn Sie eine gewisse Stellung behaupten können. Haben Sie noch andere Portraits gemalt?"

Mr. Bell blickte seinen Gönner erstaunt an.

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß dies mein großes Bild ist, das Bild, mit dem ich stehe oder falle?“ fragte er.

„Ja“, erwiederte Mocatti, „aber Sie sagten mir sonst weiter nichts. Ich verlange Alles zu sehen, was Sie gethan haben. Zuerst die Skizzen. Ah ja, Orpheus und Eurydice. — Ihre Madame Orpheus ist nichts als Muskel und Knochen. Ich glaube nicht, daß ein gefühlvoller Mann Lust haben wird, sich nach einer so eckigen Eurydice umzuschauen. Amphion scheint ein sehr liebenswürdiger junger Mann zu sein, aber da er im Begriff ist, auf sein Gesicht zu fallen, so kann ich nur für sein Nasenbein zittern. Ihre Skizzen sind keine Meisterwerke. Sieh mich doch nicht mit so kläglichen Blicken an, junger Freund; Du hast ohne Zweifel in dieser ganzen Zeit gute Fortschritte gemacht und einige große Dinge ausgeführt, aber in diesen Skizzen dürfen wir sie nicht suchen. Was hast Du mir sonst noch zu zeigen?“

„Nichts!“

„Nichts?“ rief der erstaunte Neapolitaner. „Dann muß ich annehmen, daß Sie alle Ihre Gemälde verkauft haben,“ fügte er bei, plötzlich von der zweiten Person der einfachen Zahl auf die zweite Person der Mehrheit überspringend. „Sie haben Ihre Bilder verkauft und das Geld gegen unsere Uebereinkunft für sich verwendet,“ dies war der eigentliche Sinn dieser Frage.

„Nein, Mr. Mocatti,“ sagte Laurence kalt, „ich bin ein Maler und kein Gemäldeverkäufer.“

„Was“, rief der Neapolitaner, alle Zurückhaltung ablegend, „Sie wollen mir doch nicht sagen, daß die Arbeit eines Jahres in diesen drei schwächlichen Skizzen enthalten

ist, welche alle tief unter Ihren schwächsten Versuchen in der Charnockstraße stehen. Wie, der ganze Sommer, der ganze Winter ist vergangen, und Sie haben keine Topfkocher, keine Grisetten, die aus Dachstubenfenstern blicken, keine Liebenden, die die Themse hinunter schwimmen, keine schönen englischen Demoiselleu auf Mondschein beschienenen Balkonen, wie die Julia Eures unsterblichen Williams, keine Eisenbahnscenen gemalt?"

„Nichts!" antwortete der Maler keck, „mit Ausnahme von diesem." Er schlug mit der Hand auf den Schrein, der sein Gemälde enthielt und blickte seinen Gönner trotzig an. „Ich will mit diesem stehen oder fallen," sagte er.

„Sehr gut," erwiederte Mr. Mocatti, „aber wenn Sie fallen sollten, so hoffe ich, daß Sie mir vorher das Geld zurückzahlen, das Sie so gütig waren, mit solcher aristokratischen Sorglosigkeit von mir zu borgen. Für den Sohn eines deutschen Schneiders haben Sie die Sache weit getrieben. Sie müssen auf meine Kosten wie ein Prinz gelebt haben. Und jetzt, wo meine einzige Aussicht auf Rückzahlung in diesem Bilde liegt, darf ich wohl verlangen, es zu sehen."

„Nein, Mocatti," sagte der Maler mit Festigkeit, „ich will dieses Bild keinem sterblichen Auge aussetzen, bis an dem Tage, wo ich es in die königliche Akademie sende."

„So!" rief der erzürnte Mocatti, „und unterdessen kann ich meinem Gelde pfeifen, wie sich eure englische Sprache ausdrückt."

„Ihr Geld soll Ihnen mit Interessen zurückbezahlt werden," sagte Laurence stolz. „Meine Talente müßten

in der That überschätzt worden sein, wenn sie mir nicht einmal ein paar hundert Pfund einbringen sollten."

„Sie werden Ihnen ein fürstliches Vermögen einbringen, wenn Sie nur arbeiten wollen," rief Mocatti, seine Hände leidenschaftlich zusammenschlagend. „Mein Laurence, mein Embryo-Raphael, meine Hoffnung, mein Stolz, mein Ruhm, vergib mir, wenn ich mich ein wenig erhitzt und Dir harte Dinge gesagt habe. Ich habe so große Hoffnungen auf Dich gesetzt. Ich habe in Rom zwei oder drei Dutzend junge Maler. Sie würden in einem Monat die Wände des Coliseums mit Fresken bedecken, wenn ich ihnen den Auftrag ertheilte. Sie decken meine Leinwand so schnell, daß ich ihre Arbeit nur nach der Elle abschätzen kann. Aber in allen ihren einfältigen Köpfen haben sie nicht so viel Genie, als Du in Deinem kleinen Finger. Denke Dir also, mein Laurence, meine Enttäuschung, da ich bei meiner Rückkehr, nachdem ich mir so große Rechnung auf Dich gemacht, gar nichts finde."

„Ich sage Ihnen ja, daß die Frucht meiner Arbeit hier ist," sagte Laurence mit heiserer Stimme, mit leidenschaftlicher Geberde wieder auf die Thüren seiner Staffelei schlagend. „Sie ist hier; auf dieses einzige Bild habe ich die Arbeit von Monaten verwendet. Ich habe gearbeitet wie niemals zuvor, mit unermüdlichem Fleiß, mit Entzücken, mit Leidenschaft. Können Sie wünschen, daß ich anders hätte arbeiten sollen? Sie hätten sich darüber beklagt, daß ich kalt, schwach, nüchtern sei. Sie sagten, daß mir das wahre Feuer des Genies fehle. Ich war ein Geschöpf mit gewöhnlichen Leidenschaften und einfachen Bestrebungen. Dies war kein Genie. Sie sagten mir

so, Mocatti, und ich habe die Richtigkeit Ihres Ausspruchs eingesehen. Das Feuer, das Fieber, die Leidenschaft, das Entzücken, die Qualen, die mir in jenen Tagen gefehlt hatten, sie haben sich alle eingestellt. Ja sie sind gekommen," wiederholte der junge Mann mit einem eigenthümlichen Lächeln, das sein fiebergeröthetes Gesicht überflog, „sie haben Besitz von mir ergriffen, wie die Dämonen in der Erzählung des Evangeliums. Sie haben der Leinwand hier, die mich unsterblich machen soll, ihr Merkmal aufgedrückt. Sie hatten von mir früher die Arbeit eines Miethlings und Packesels, und doch davon Vortheil gehabt. Hier werden Sie Kraft und Harmonie, Feuer und Kühnheit, die erste Frucht einer erwachten Seele finden!"

Das Gesicht des Mr. Mocatti heiterte sich ein wenig auf. Gedankenvoll blickte er einige Augenblicke seinen Zögling an, dann sagte er:

„Ein großes Gemälde kann Alles wieder gut machen, Sie hätten aber desohngeachtet in der Zwischenzeit die kleineren Genrebilder für den Verkauf nicht vernachlässigen sollen. Doch, wir müssen uns jetzt mit dem Hauptwerke zufrieden geben. Kommen Sie, mein Freund, und lassen Sie mich einen Blick darauf thun."

„Nein, Mocatti, in diesem Punkte bin ich fest wie ein Fels."

„Aber das ist ja eine Kinderei."

„Es ist keine Kinderei, keine thörichte Eitelkeit. Ich setze meinen künftigen Ruf auf dieses Bild und ich will die Würfel mit eigener Hand werfen. Ich habe bereits genug Kritik und Einreden gehabt. Ich bin zu sehr der Sklave jeder Erregung. Mein eigenes Urtheil schwankt

unter dem Einfluß der Leidenschaft. Wenn ich mich dazu verstände, Ihnen dieses Bild in seinem unvollendeten Zustand zu zeigen, was würde die Folge sein? Sie würden gegen dieses oder jenes Detail, hier gegen meine Behandlung der Farbe, dort gegen die Vertheilung des Lichts Einwendungen erheben. Sie würden mein Vertrauen schwächen, meine Hoffnungen zerstören, mich entmuthigen, und das zu einer Zeit, wo ich all meinen Muth und meine Kraft nothwendig habe. Kinderei! Ja," rief der Maler, „was ist es anders als Kinderei? O Mocatti, Sie wissen nicht, was ich für ein Kind geworden bin."

„Aber Laurence, mein Engel, was soll diese Muthlosigkeit bedeuten? Was soll diese Veränderung?"

„Sie hatten sich über meine träge Ruhe, über meinen Mangel an Kraft und Leidenschaft beklagt. Ich habe sie jetzt: Kraft, welche der Kraft der Woge gleicht, die mit ohnmächtiger Gewalt am harten Felsen zerschellt, Leidenschaft, welche zerstört und verzehrt."

„Aber die Leidenschaft, welche schafft?"

„Die Leidenschaft zerstört mehr, als sie hervorbringt. Meine Freunde haben im guten Glauben ihr Bestes gethan, um mich zu ruiniren. Sie haben mich mit lügenhaften Schmeicheleien gefüttert, bis mein Ehrgeiz größer geworden, als meine Geschicklichkeit. Ich träume zu malen wie Raphael und erwache, um mich selbst zu hassen, weil ich nicht besser male, als Laurence Bell."

Er schritt, während er dies sprach, auf und ab wie ein junger Löwe, dem sein Käfig zu eng ist. Die Unruhe und das Fieber, die in ihm arbeiteten, verliehen seinen Wangen Farbe und seinen Augen Glanz, so daß Mocatti,

der ihn bisher mit einer gewissen Aengstlichkeit unverwandt beobachtet hatte, zu denken begann, daß die Veränderung in seinem Aeußeren denn doch nicht so beunruhigend sei, als es ihm Anfangs geschienen hatte.

„Aber Ihr Portrait dort, das ist doch etwas Großes, nicht wahr?“ fragte der Gemäldehändler.

„Weiß ich's denn?“ entgegnete Laurence ungeduldig. „Für mich ist es etwas mehr als ein Bild. Für mich ist es Giulia d'Aspromonte, reizender als im Leben, ein höheres Wesen, eine Göttin, sie lächelt mich an, sie spricht zu mir. Ja, Mocatti, dieses Bild muß mich berühmt machen. Alle anderen Bilder, die ich jemals gesehen habe, sind, mit diesem verglichen, kalt und leblos. Es ist ein Weib, nicht ein flaches Bild, auf eine noch flachere Landschaft geklebt, kein Zwitterwesen, keine elende Verquickung von Wirklichkeit und Schein, Leben und Tod, sondern ein Weib, das lebt und athmet, von der freien Luft und dem Hauſe des Himmels umgeben, der ihre Haare bewegt. Wissen Sie, daß dieses Bild im Zwielicht, wenn alle andern Bilder im Schatten der eintretenden Nacht verschwinden, von phosphorartigem Glanze beleuchtet hell aus der Dunkelheit hervortritt. Ich habe die Geheimnisse von Licht und Schatten studirt, wie sie noch keiner seit Correggio studirt hat. Sie lächeln über meine Anmaßung, aber ich bin kein eitler Prahler. Diesmal bin ich meines Erfolgs gewiß. Der Traum meines Lebens wird sich erfüllen, ich werde ein großes Gemälde geschaffen haben.“

„Du sollst so viele große Gemälde malen, als Raphael oder Leonardo,“ erwiederte Mocatti im ermuthigendsten Tone. „Und nun lassen Sie uns von unserer Prinzessin

reden. Ich habe sie noch nicht gesehen. Sie ist natürlich noch immer schön, immer gütig und immer voll Theilnahme für Ihre Fortschritte?"

„Ja," sagte Laurence mit einem Seufzer; „ich glaube, daß sie noch immer Antheil an mir nimmt."

„Aber sie findet, daß Sie zu langsam sind, nicht wahr?" fragte der Neapolitaner mit einem neugierigen Blicke. „Sie ist ein unruhiger Geist, ein Vesuv im Corsett. Ich möchte Ihnen angelegentlichst empfehlen, mit Ihren Fresken zu beginnen, ehe die Prinzessin die Geduld verliert."

„Ich bin bereit, auf die Ausführung ganz zu verzichten."

„Sie sind bereit, sich den Hals abzuschneiden oder irgend etwas anderes Nachtheiliges zu thun. Das Glück wirft sich einem jungen Manne nicht so häufig in den Weg, daß man es wegwerfen darf. Sie werden Ihre Fresken morgen beginnen, ehe die Geduld der Madame d'Aspromonte vollständig erschöpft ist."

„Und mein Bild?"

„Wird sich um so besser dabei befinden, wenn es ein wenig bei Seite gelegt wird. Wenn Sie dann zu ihm zurückkehren, so wird Ihr Auge schärfer sein für seine Fehler, für seine schwachen Stellen."

Laurence Bell schüttelte entschieden das Haupt.

„Nein," sagte er, „ich habe alle meine Kraft diesem einen Werke gewidmet, und werde nichts Anderes anrühren, bis das Bild eingesendet ist."

Der Neapolitaner zuckte mit einer Miene der Ergebung die Achseln.

„Gut, mein Freund, ich habe zwei Dutzend junge Männer in Rom, von denen jeder seine Ohren darum geben würde, in Ihren Schuhen zu stehen. Ich werde morgen einigen von ihnen telegraphiren, vielleicht kann ich die Prinzessin dazu bewegen, einem derselben die Ausschmückung ihrer Wände anzuvertrauen. Man hat Sie verwöhnt, Mr. Bell, Sie sind träge geworden. Erinnern Sie sich, was Poussin zu einem jungen Maler sagte: „Es fehlt Ihnen nichts, um ein guter Maler zu werden, als ein wenig Armuth. Sie konnten recht gut die Sache auf die leichte Seite nehmen, so lange Sie nur in meine Börse zu greifen brauchten; aber ich bin nicht der Papst, eben so wenig als Sie Raphael sind."

Laurence Bell wurde über und über roth. Es war ihm denn doch zu arg, wegen eines Anlehens von ein paar hundert Pfund sich so von diesem Händler behandelt zu sehen.

„Der Tag wird kommen, wo Sie das bereuen werden," sagte er nachdrücklich.

„Dieser Tag kann nie zu bald kommen," entgegnete Mocatti in ruhigem Tone.

„Sie sollen Ihr Geld bis zum letzten Pfennig haben. Ich will Ihnen zeigen, daß ich nichts an Kraft und Leichtigkeit eingebüßt habe. Die Fresken sollen sogleich begonnen werden. Ich will nicht länger der Sclave eines Weibes sein, entmuthigt durch das verächtliche Achselzucken oder Stirnrunzeln eines Weibes. Ich will mich von diesen unedeln Banden frei machen. Ich will —"

„Was," rief Mocatti plötzlich, „der Einfluß von Madame hat Unheil angerichtet? Blicken Sie mich an,

Laurence Bell, Auge in Auge. Sie haben Ihre Kunst der Thorheit dieser Frau geopfert, anstatt aus Ihrer Sympathie Begeisterung zu schöpfen. Geben Sie mir Ihre Hand, mein Freund. Ja, sie brennt wie eine glühende Kohle. Sie haben ein Fieber. Kommen Sie und bringen Sie den Nachmittag mit mir auf dem Lande zu. Sie bedürfen Ruhe und frische Luft. Die Atmosphäre in diesem Zimmer tödtet Sie."

„Sie sind sehr gütig," antwortete Laurence kalt, „aber ich kann meine Arbeit nicht verlassen. Ich bin wohl genug, ganz wohl und fühle mich kräftiger als jemals. Sie sehen, Sie haben mir einen neuen Antrieb gegeben, Mocatti. Ich bin voller Ungeduld, die Fresken zu beginnen und das Geld zu verdienen, das ich von Ihnen geborgt habe."

„Sprechen Sie mir nicht von dem Gelde. Sie sind krank, sehr krank. Sie dürfen heute, morgen und viele Morgen nicht mehr arbeiten. Die Scheide ist sehr abgenützt und dünn."

„Und das Schwert hat so wenig gethan. Ich kann nicht an Ruhe denken, bis ich das Schicksal dieses Bildes kenne."

„Die Pest über das Bild!" rief Mocatti ungeduldig. „Es handelt sich hier um ein Leben, und nicht um ein Bild. Wo wäre der Ruhm von Raphael geblieben, wenn er sich an seinem ersten Altarblatte zu Tode gearbeitet hätte?"

Mr. Mocatti bot alle seine Beredsamkeit umsonst auf. An die Stelle dieses weichen, beugsamen Charakters, der sich so leicht regieren ließ, war ein Geist der Widerspenstig-

keit und Halsstarrigkeit getreten. Laurence Bell weigerte sich standhaft, einige Stunden des Tages zu opfern, entweder um auszuruhen, oder sich seinem Gönner verbindlich zu machen, und ehe noch der Händler ihn verließ, nahm er eine neue Leinwand zur Hand und begann eine neue Skizze von Orpheus und Eurydice.

„Sie haben Recht, Mocatti, meine Eurydice war fade wie eine Wachspuppe. Ich kann nun einmal diese hellhaarigen Weiber nicht malen. Eurydice die zweite soll dunkel und glänzend, eine Cleopatra, eine Giulia d'Aspromonte werden. Ja, ich will diesen Saal zu einem Denkmal von Madame d'Aspromonte's Schönheit machen. So lange diese Wände stehen, sollen sie das Abbild ihrer Reize verewigen."

„Unstreitig eine hübsche Idee," antwortete Mocatti. „Madame d'Aspromonte als Kaiserin, Madame d'Aspromonte als Eurydice, Madame d'Aspromonte überall, vorausgesetzt, daß sie die Kosten zahlt. Aber auch selbst das muß einmal ein Ende nehmen. Es kommt mir vor, als ob Sie nichts als Portraits von Madame d'Aspromonte malen könnten."

Der Maler gab keine Antwort darauf. Der Kopf seiner Eurydice erschien bereits auf der Leinwand, leicht hingeworfen durch wenige Striche des Stifts in seiner gewandten Hand. Mocatti beobachtete ihn noch einige Minuten, wie er vor der Staffelei stand, und entfernte sich stillschweigend.

„Ich werde eine Erklärung von ihr verlangen," sagte er zu sich, als er durch die Orangerie ging.

„Bah," murmelte er, als er die Thür schloß, „dieser

Platz mit seinen Gerüchen und exotischen Pflanzen ist erstickend. Mein armer Laurence wird durch den Duft dieser schädlichen Pflanzen so gut wie vergiftet. Ich will ihm ein luftiges Atelier in Kensington miethen und ihn morgen nöthigen Falls mit Gewalt von hier entführen. Es handelt sich hier um einen Mord."

Vierte Scene.

Bei Madame d'Aspromonte.

Der kecke Neapolitaner führte sich ohne alle Umstände, unbekümmert um Lakeien und Zofen, die ihm den Weg versperren wollten, bei der Prinzessin ein. Er traf sie in ihrem Morgenzimmer, vor einem Piano sitzend und umgeben von umhergestreuten Musikalien.

Auf dem Tische stand ein offener Violinkasten und der Eigenthümer der Geige befand sich neben der Prinzessin. Er war ein Mann mit wilden, schwarzen Augen und einem mächtigen schwarzen Schnurrbart, der an Schwärze und Wildheit selbst dem des großen Mocatti die Palme streitig machen konnte.

Dieser Gentleman war Niemand anders, als Herr Fröhlich, der stärker auf der Violine als auf dem Piano war und sich herbeiließ, die Ideen der Prinzessin über Beethoven und Weber durch gelegentliche Einübung von Concert-Duetten zu verbessern.

Die Prinzessin war diesen Morgen nicht in der besten Laune. Die Symphonieen und Sonaten wollten sich nicht recht ihren königlichen Fingern fügen, und deshalb hatte sie eine nach der anderen bei der ersten schwierigen Passage ungeduldig auf den Boden geworfen.

Herr Fröhlich hatte mit erhabener Geduld ausgehalten und nur einige Mal den Versuch gemacht, in halb ernstem, halb komischem Tone den kaiserlichen Zorn zu besänftigen. Er war einer der standhaftesten Anbeter dieser launenhaften Göttin und hatte einen guten Theil kostbarer Zeit mit ihrer Verehrung vergeudet. Die Leute sagten, die Prinzessin werde Herrn Fröhlich heirathen, aber unglücklicherweise für diesen Herrn hatte man dasselbe schon von vielen andern ihrer Anbeter gesagt.

Maximilian Fröhlich, Componist und Professor des Contrapunkts, war einer der geduldigsten Bewerber um die königliche Gunst. Er war ein Herr, der das Leben von der leichten Seite nahm und die Launen der Prinzessin mit philosophischem Gleichmuthe ertrug, der diese Dame nicht selten aufs Aeußerste erbitterte. Er war der einzige Bewunderer, der ihr nicht schmeichelte, der einzige Anbeter, der seine Verehrung mit erhobenem Haupte bezeugte, und sich von dem herabwürdigenden Dienst des Tempels fern hielt. Er lachte über ihren Zorn, bot ihrem Hohne Trotz und sah auf seine Mitbewerber mit verächtlichem Mitleid herab. Er nannte diese Opfer nur die edle Armee der Märtyrer.

„Ich bin nicht ohne Hoffnung," sagte er, wenn seine Freunde ihn über seine Göttin befragten, „es ist ein Fall, in welchem die ruhige Ausdauer Alles vermag. Die Prinzessin wird alle ihre Bewunderer einen nach dem andern durch ihre Launen und Ansprüche, durch ihre Eifersucht und Untreue verscheuchen, und der Mann, der geduldig ausharren kann, bis sich der letzte seiner Mitbewerber

angeekelt und entmuthigt entfernt hat, ist der Mann, der Giulia d'Aspromonte heirathen wird.

Die Prinzessin nahm diese beschränkte Huldigung mit Protest an. Sie war immer mehr oder weniger aufgebracht über den Professor, weil er seine Selbstachtung so gut zu wahren verstand und gewohnt wie sie war, auf die Nacken ihrer Sclaven zu treten, würde sie viel darum gegeben haben, ihren kaiserlichen Fuß auf diesen besonderen Nacken setzen zu dürfen, der sich bis jetzt noch niemals ihr zu gefallen in den Staub gelegt. Sie wußte, daß Maximilian Fröhlich ein Meister seiner Kunst war, und so lange ihre musikalische Manie dauerte, hatte sie an ihm den liebenswürdigsten Beförderer derselben gefunden. Die musikalische Liebhaberei verrauchte aber bald wieder und die Prinzessin wendete ihre Gunst der Malerei zu. Aber Herr Fröhlich wußte seine Zeit abzuwarten und als er fand, daß Madame d'Aspromonte des Genies, das ihre Wände im Laufe eines Jahres kahl gelassen hatte, überdrüssig zu werden begann, kehrte er auf seinen Posten zurück und bot der Prinzessin in der Arrangirung von Liebhaberconcerten eine neue Quelle der Aufregung.

Das erste dieser Concerte war glänzend ausgefallen und der Professor hatte seine Gunst vollständig wiedererlangt. Ein zweites Concert, in welchem Giulia d'Aspromonte ein Duett mit dem deutschen Violinisten spielen wollte, sollte demnächst stattfinden und die Auswahl des betreffenden Musikstücks hatte diesen Morgen die Prinzessin beschäftigt.

Als Mocatti unangemeldet eintrat, sprang sie mit einer gewissen Ueberraschung im Gesichte vom Piano auf.

„Sie hier, Mocatti?“ rief sie nicht ohne eine gewisse Verwirrung. „Was treibt denn meine Dienerschaft, daß sie ihre Anmeldung vergißt? Ich habe nicht gewußt, daß Sie wieder in England sind.“

„Ich bin erst gestern Abend angekommen. Doch lassen Sie sich nicht in Ihren musikalischen Studien unterbrechen.“

„Ich spiele diesen Morgen nicht mehr,“ entgegnete die Prinzessin ungeduldig, „ich bin sogar noch im Zweifel, ob ich überhaupt in meinem Concerte spielen werde, Herr Fröhlich, Sie haben mir die uninteressantesten Compositionen gebracht, die ich jemals gespielt habe.“

„Und doch sind es Stücke von Beethoven! Die Kritik einer Dame muß eben für das genommen werden, was sie werth ist. Werde ich Sie heute Abend in der Oper sehen, Prinzessin?“

„Ja. Ich bin begierig auf diesen schwedischen Tenor. Wie nennt er sich denn? Carlo Vitzi? Man sagt mir, er habe in Neapel und Mailand Furore gemacht.“

„Ja, das hat er.“

„Und seine Geschichte ist eine romantische, nicht wahr?“

„Ohne allen Zweifel. Die Anticedentien der Tenore und Soprane sind immer romantisch. Ihre Geschichten sind Erfindungen, die einen Theil Ihres Programms bilden. Der schwedische Tenor war ein Kuhjunge in den Wildnissen von Darlecarlien, als ein Kenner zufällig hörte, wie er seinen Kühen Donizetti's Musik vorsang. Es ist die alte Geschichte. Es ist immer der allgegen-

wärtige Kenner, der die niedrig geborenen Genies ausfindig macht."

„Ist Ihr Tenor hübsch?"

„Wie Apollo aus einer Putzschachtel. Auf Wiedersehen, Hoheit!"

Der Professor legte seine Violine wieder in ihren Kasten und entfernte sich, nachdem er Mocatti, mit dem er bekannt war, freundlich gegrüßt hatte. Er kannte seine Prinzessin gut genug, um auf ihrer finsteren Stirne und in ihrem ungeduldigen Wesen die Vorzeichen eines herannahenden Sturmes zu erkennen.

„Nun, Signor Mocatti," sagte die Dame, den Gemäldehändler, der ruhig und ernst dastand, mit einem hochmüthigen Lächeln anblickend, „was kann ich diesen Morgen für Sie thun?"

„Erinnern Sie sich des Zwiegesprächs zwischen Jehova und dem ersten Mörder?" fragte Mr. Mocatti. „Doch nein. Ich glaube nicht, daß die Bibel zu den Büchern gehört, die Ew. Excellenz mit ihrer Beachtung beehrt. Doch wenn ich Sie fragen wollte, wie der Schöpfer den Kain befragte, so zweifle ich nicht, daß Ihre Antwort eben so ausfallen würde, wie die seinige."

„Darf ich fragen, was diese schöne Phrase bedeuten soll?"

„Sie bedeutet, daß Sie ein Genie zu Grunde gerichtet haben, das sich zu einem Raphael entwickelt hätte. Ich habe Sie um Ihre Theilnahme, um Ihre Aufmunterung für meinen Schützling Laurence Bell gebeten und seine Zukunft in Ihre Hände gelegt. Was haben Sie mit ihm angefangen? Sie haben seine Originalität in dem

eiteln Bestreben, Ihren Launen Genüge zu leisten, erschöpft, durch Ihre Ungeduld seine Phantasie zerstört, durch Ihre Unbeständigkeit seine Hoffnungen vernichtet. Sie haben ihn in der schmählichsten Weise erniedrigt, Sie haben ihn zum Sclaven eines Weibes ohne Herz und Ehre gemacht."

„Signor Mocatti!"

Hätten die Blitze der italienischen Augen den Tod bringen können, so wäre es um den neapolitanischen Bilderhändler geschehen gewesen, als die Prinzessin von ihrem Sitze aufsprang, glänzend in ihrem Zorn, eine beleidigte Semiramis.

„Sie wagen es, so zu mir zu sprechen?"

„Ja, Prinzessin, und ich werde es wieder wagen, weil ich Sie kenne. Ja, ich kenne Sie von Innen und Außen. Zwischen Ihnen und mir sind keine Umstände nöthig. In unserer beider Brust lebt das Andenken an eine vergangene Zeit, an eine Zeit, wo Sie noch etwas weniger waren, als die Wittwe eines Millionärs und ich etwas weniger als der reiche Gemäldehändler. Entschuldigen Sie, wenn die Erinnerung Ihnen unangenehm ist. Es mag allerdings eine harte Sache für eine Prinzessin sein, wenn sie daran erinnert wird, daß sie die vermögenslose Tochter eines kleinen neapolitanischen Schenkwirths und die Braut des liederlichen Sohnes eines Antiquitätenhändlers war. Glücklicher Weise kommt da einst ein alter Herr, dessen Reichthum in ganz Europa bekannt, nach Neapel. Er sieht meine schöne Schenkwirthstochter — nein, Madame, Sie brauchen die Stirne nicht zu runzeln, war Rienzi nicht auch ein Schenkwirthssohn? — ist ver-

blüfft über ihre wunderbare Schönheit (denn sie war damals schön wie die gefallenen Engel) und heirathet sie auf der Stelle. Darauf packt der liederliche Sohn des Antiquitätenhändlers ein Paar von seines Vaters alten Gemälden in ein baumwollenes Schnupftuch und bringt sie nach London, wo er in einem Gäßchen in der Nähe der Bank ein Zimmer miethet und ein eigenes Geschäft anfängt. Da haben Sie einen Roman des wirklichen Lebens, Madame, in einem halben Dutzend Sätzen. Ich habe mir niemals auf diese Erinnerungen hin etwas herausgenommen. Sie haben sich darin gefallen, mich als Prinzessin zu begönnern und ich war immer ehrerbietig, den Tag vergessend, wo der junge Kunsthändler von der Schenkwirthstochter hintergangen wurde. Aber heute, heute, wo ich Sie bei der Ausführung eines Mordes treffe, eines kaltblütigen Mordes, wie dessen nur eine Coquette fähig, ist es Zeit, daß ich spreche, ist es Zeit, daß ich Ihnen sage, daß Sie, so sehr Sie auch gewohnt sind, die übrige Welt von oben herab zu behandeln, von Antonio Mocatti einfache Wahrheiten zu hören bekommen."

„Darf ich fragen, was Ihnen diese lange Tirade eingegeben hat?" fragte die Prinzessin mit einem Gähnen, das der concentrirte Ausdruck vornehmer Unverschämtheit war.

„Der Anblick des Gesichtes Ihres Opfers!"

„Meines Opfers? Welches?"

„Des letzten, oder des letzten, das ich gesehen habe — Laurence Bell."

„Sie finden ihn übel aussehend?“ fragte die Prinzessin mit liebenswürdiger Nachlässigkeit.

„Ich finde den Stempel des Todes auf seinem Gesichte, Madame. Er fuhr, während ich mit ihm sprach, mit seinem Taschentuch über seine Lippen und ich sah, daß es mit Blut befleckt war.“

„Was hat das auf sich? Alle Künstler speien Blut, es gehört zu ihrem Handwerk. Es ist ein Zustand des jungen Menschen, der mit seinem Tode vergehen wird.“

„Giulia d'Aspromonte, Sie haben weder Gewissen, noch Herz!“ rief der Bilderhändler wüthend.

„Das mag sein. Wäre ich mit einem Gewissen belastet gewesen, so würde ich dem Kunsthändler treu geblieben sein und hätte ich ein Herz gehabt, so hätte es mich zur Falschheit gegen meinen Gatten verleitet. So bin ich, wie Sie sehen, ohne beide besser daran. Was ist denn eigentlich, wenn ich fragen darf, der Grund Ihres Streits mit mir? Sie sagen, ich sei eine Coquette? Zugegeben. Es macht mir Vergnügen, die Männer zu hintergehen, welche ein gleiches Vergnügen darin finden würden, mich zu hintergehen. Ich benutze die Vorrechte, die mir die Natur und das Glück gegeben haben, und bediene mich ihrer gegen das Geschlecht, das in seinem Verkehr mit dem meinigen weder Mitleid noch Ehre kennt. Ich bin eines von jenen Weibern, welche von Zeit zu Zeit erstehen, um die Unbilden ihrer Schwestern zu rächen. Sie kannten mich, als Sie Laurence Bell in mein Haus brachten und wenn mein Einfluß ihm nachtheilig war, so hätten Sie die Gefahr voraussehen können.“

„Konnte ich mir denken, daß er so schwach und Sie so herzlos seien? Ich dachte, Sie würden ihn behandeln wie Julius II. und Leo X. Raphael, und wie Maria de Medici Rubens behandelt haben. Aber nein, diese Art Gönnerschaft hätte Ihnen kein Vergnügen gemacht, sie hätte weder die Liste Ihrer Opfer vergrößert, noch Ihrem teuflischen Hochmuth geschmeichelt. Alle, die Ihnen in den Weg kommen, müssen Ihre Sclaven werden. Sie verlangen weder Dankbarkeit noch Freundschaft, Sie wollen nur Bewunderung und immer mehr Bewunderung. Soll ich Ihnen Ihre Zukunft prophezeien? Sie werden Ihre Schönheit und Ihren Reichthum überleben, Sie werden ohne Freund sterben und in der letzten Stunde, wenn Sie laut nach einem Trunk kalten Wassers rufen, wird es Ihnen vorkommen, als ob Ihre früheren Bewunderer aus der Ferne antworteten: „Wir haben Sie in den Tagen Ihrer Herrlichkeit angebetet und die Sclaverei Ihres Stolzes ertragen. Wir haben keinen Theil an Ihnen in der Stunde Ihrer Angst und Noth." Ja, Madame d'Aspromonte, das ist das Schicksal, das herzlose Weiber ereilt."

„Immer vorausgesetzt, daß sie so unglücklich sind, ihr Vermögen zu verlieren," erwiederte die Prinzessin mit spöttischem Lächeln. „Ich hoffe, so klug zu sein, ein anständiges Einkommen zu behalten und daß ich wenigstens mit einer erfahrenen Kammerjungfer versehen sein werde, deren Pflege ich mich anvertrauen kann."

„Und deren freundliche Hand Ihnen eine Dosis Arsenik reichen wird, wenn Sie ihr die Zeit zu lange machen. Es gibt keine erkaufte Freundschaft, Madame d'Aspro-

monte. Ihr Miethling mag noch so treu sein, stets werden Sie das Bewußtsein haben, daß ihre Treue eine bezahlte ist und daß sie, durch größern Lohn verlockt, ihre Zuneigung auf ihren nächsten Nachbar übertragen wird."

„Ich denke, Mr. Mocatti, dies muß etwas Aehnliches sein, was Ihre evangelischen Prediger eine „Erwachungsrede" nennen. Und nun, nachdem Sie mich mit all' diesen schrecklichen Vorträgen beehrt, werden Sie mir wohl erlauben, Ihnen guten Morgen zu wünschen."

„Nicht eher, als bis Sie mir eine Frage beantwortet haben."

„Ich bin nicht gewohnt, mich katechisiren zu lassen," erwiederte die Prinzessin sich gegen die Thür wendend, „aber da Sie das Vorrecht einer alten Bekanntschaft in Anspruch nehmen, so sprechen Sie."

„Sind Sie gesonnen, Laurence Bell zu heirathen?"

Madame d'Aspromonte schlug ein tiefes melodisches Gelächter auf und blickte den Frager erstaunt an.

„Halten Sie mich für toll?" rief sie. „Ich, Giulia d'Aspromonte die Frau des Mr. Bell werden!"

„Sie wissen, daß Sie dieser junge Mann wahnsinnig, leidenschaftlich liebt."

„Ich weiß nichts davon; auch bin ich nicht für seinen Wahnsinn oder Leidenschaft verantwortlich, vorausgesetzt, Ihre Behauptung wäre wahr."

„Sie haben ihn bis auf's Aeußerste bethört."

„Auf welche Weise habe ich ihn bethört? Sie empfehlen ihn mir als den geeignetsten Maler für meine Fresken. Ich sage: „Gut, lassen Sie ihn meine Fresken

malen." Sie beklagen sich bei mir, daß er kein passendes Atelier, keinen Platz habe, wo ein Genius seine Schwingen entfalten und himmelwärts streben könne, während bei diesem Hause sich ein großer unbesetzter Saal befindet, den sein Pinsel ausschmücken soll. Ich biete ihm den freien Gebrauch dieses Saales an, und wenn er hierher kommt zu malen, so behandle ich ihn mit gewöhnlicher Höflichkeit. Liegt in all' Dem etwas Schlimmes?"

„Nur so viel: Ihre Gönnerschaft hatte eine tödtliche Wirkung, Ihr Schützling ist dem Tode verfallen. Es gibt Männer, welche es ertragen können, das Spielzeug weiblicher Grausamkeit zu sein, aber das Genie wird nicht unter diesen Männern gefunden."

„Sind Sie zu Ende? Ist Ihre Predigt aus?"

„Ja, ich habe mehr gesagt, als nöthig war. Ich werde noch diesen Abend Laurence Bell aus diesem Hause entfernen, das er nie mehr betreten soll."

Ein träumerisches Lächeln überflog das Gesicht der Dame.

„Ich wette, daß Sie es nicht thun," sagte sie nachlässig. „Ich werde zuweilen meiner Bewunderer überdrüssig, aber ich gestatte ihnen nicht, meiner überdrüssig zu werden."

„Sie sind ein Teufel," murmelte Mr. Mocatti und entfernte sich.

„Sie ist die Milwood des neunzehnten Jahrhunderts," sagte er zu sich, „und ich bin der Onkel des Opfers, das sie hinschlachtet. Was für ein Vermögen hoffte ich mit diesem jungen Mann zu erringen und, mehr als Vermögen, welchen Ruf! Ich vertraue ihn diesem Weibe

an, in der Hoffnung, daß ihr Einfluß seinen Ehrgeiz erwecken, seine Phantasie beleben möge. Ich komme zurück und finde, daß er ein Jahr müßig hingebracht hat und daß der Stempel des Todes auf seinem Gesichte ist. Aber es mag vielleicht noch nicht zu spät sein, es darf nicht zu spät sein. Ich will mein junges Genie nicht hinwelken und vor meinen Augen zu Grunde gehen sehen. Ich will ihn aus diesem verhaßten Hause wegnehmen, ich will ihn aus dem Abgrunde retten, in welchem sein junges Talent sich verzehrt. Sie haben mir Trotz geboten, Madame d'Aspromonte; nehmen Sie sich in Acht."

Fünfte Scene.

Mocatti's Rettungsversuch.

Von der Villa aus trat Mr. Mocatti eine Entdeckungsreise in den weiten Regionen zwischen Kensington und dem äußersten Grenzbezirk von Noting-Hill an. Zu Noting-Hill fand er endlich, was er bedurfte, ein geräumiges, unmöblirtes Zimmer mit drei großen nach Norden gehenden Fenstern. Das Zimmer befand sich über einem großen Laden, den ein junger unternehmender Apotheker gemiethet hatte, welcher nach der Frequenz seines Geschäftes mit gutem Gewissen über die Gesundheit der Umgebung Zeugniß ablegen konnte. Er war sehr froh, sein großes Zimmer und das anstoßende Schlafgemach vermiethen zu können. Die Möblirung der beiden Zimmer wollte Mr. Mocatti noch an demselben Nachmittage durch einen Tapezierer in der Nachbarschaft besorgen lassen.

„Ihr neuer Miether wird heute Nacht hier schlafen,"

sagte der Gemäldehändler, als das Miethgeschäft abgeschlossen war. „Lassen Sie sogleich in beiden Zimmern Feuer anzünden und den ganzen Tag über brennen, der Platz riecht feucht und kalt. Mr. Bell ist unwohl."

Das Gesicht des Apothekers heiterte sich auf und er blickte unwillkürlich nach seinem Vorrath von Leberthran, den er seit zwei Jahren in Flaschen auf dem Lager hatte.

Mr. Mocatti gab dem Tapezierer seinen Auftrag. Die beiden Zimmer sollten bequem, aber so einfach, als möglich eingerichtet werden.

„Ich will ihn in seine früheren bescheidenen Verhältnisse zurückversetzen," dachte der Neapolitaner. „Er ist durch die Atmosphäre in dem Hause dieses Weibes entnervt worden. Ich will die kalte Douche der Armuth darauf setzen. Die Entbehrung soll ihn zur Größe führen."

„Als er seine Anordnungen beendigt hatte, eilte Mr. Mocatti nach Adrians Villa zurück, wo er sich sogleich in den Musiksaal begab. Die Thüren der Staffelei waren geschlossen und Laurence Bell saß müßig in einem Lehnstuhl und blickte träumerisch auf den Rasenplatz hinaus, wo die Schatten der Cedern dunkel und feierlich wie auf einem Kirchhofe aussahen.

Mr. Mocatti blieb einen Augenblick unter der Thüre stehen und betrachtete seinen Schützling.

„Kommen Sie, Laurence," sagte er endlich, „ermuntern Sie sich, mein Freund. Ich bin da, um Sie von hier wegzubringen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß ich Dich viel zu sehr liebe, um Dich noch länger in den Klauen von Giulia d'Aspromonte zu lassen. Komm', mein Freund, ich sage Dir, die Luft dieses Hauses ist vergiftet. Du siechst dahin, Du stirbst und weißt es nicht. Ich habe Dir ein Atelier ausgesucht, das Dir ganz gehören soll. Ich will Dich aus der sybaritischen Knechtschaft erlösen. Ich will Dir zugleich Deine Freiheit und Dein Genie zurückgeben. Komm."

„Ich soll diesen Platz verlassen, soll sie verlassen?" rief Laurence erschrocken.

„Ja," entgegnete der Neapolitaner ungeduldig. „Sie wünscht Deine Gegenwart nicht mehr. Sie beginnt Deiner überdrüssig zu werden. Wenn Du noch etwas Unabhängigkeitssinn, männlichen Geist und Selbstachtung besitzest, so ist es Zeit, Dich zu ermannen."

„Diesen Platz soll ich verlassen," wiederholte der Maler, „diesen Platz, den sie so schön für mich gemacht hat?"

„Den sie so schön gemacht hat!" wiederholte Mr. Macotti verächtlich. „Ein paar Dutzend Ellen ambrafarbiger Damast und einige alte Möbel aus Eichenholz, das ist Alles. Die messingnen Bratpfannen in ihrer Küche haben mehr gekostet. Und jetzt sieh Dich einmal um, mein Freund, es scheint mir, daß ich mehrere von den Gegenständen vermisse, die Dein Gemach schmückten, ehe ich England verließ. Wo ist Dein Herkules mit dem Stiere? Wo Dein ertruskischer Candelaber? Wo die Uhr von Ludwig XVI.?"

Laurence Bell sah sich nachlässig im Zimmer um, den Augen seines Gönners folgend.

„Ich habe sie nicht vermißt," sagte er sorglos. „Ich glaube, man hat sie entfernt, als die Prinzessin ihr Concert gab."

„Lasse Dir das gesagt sein, mein Laurence. Man hat bereits mit dem Ausräumen begonnen. Eines schönen Morgens wirst Du Dich vor die Thüre gesetzt sehen."

„Und mein Bild?" rief Laurence mürrisch.

„Das bringst Du in einem Wagen nach Deinem Atelier. Es mag das Prosa nach der Poesie sein, aber die Prosa ist besser als ein Trauerspiel. Packe Deine Pinsel zusammen und komm."

Der Maler stieß ein krampfhaftes Gelächter aus.

„Sie träumen, Mocatti," sagte er, „ich kann dieses Gemach nicht aufgeben, bis mein Bild vollendet ist. Ich brauche noch mehr Sitzungen; es fehlen noch allerlei kleine Details. So der schmachtende Schimmer der Augen, der eine große Wirkung hervorbringen wird. Die Augen auf meinem Portrait sind schön, aber es mangelt ihnen noch immer der feuchte weiche Glanz des Lebens."

„Mein Laurence," sagte der Händler, „Deine Prinzessin wird Dir nicht mehr sitzen."

„Aber sie hat es versprochen."

„Sie wird dieses Versprechen brechen, wie sie schon so viele gebrochen hat. Sie und Ihre Kunst haben ihr für eine Sommersaison eine angenehme Zerstreuung gewährt; aber es giebt viele Saisons in dem Leben der Madame d'Aspromonte und sie braucht immer frische Zerstreuung. Ich dachte, Sie würden, so lange ihre Laune

anhielt, begeistert und ermuntert von ihrem Lobe, etwas Großes vollbringen. Unglücklicher Weise aber haben Sie ihre Laune überlebt und nichts gethan."

„Sie wissen das nicht. Es ist nicht Laune, es ist —"

„Was?"

„Es ist Liebe. Ja, Mocatti, sie liebt mich," rief der Maler leidenschaftlich und dann beschämt über dieses Eingeständniß fuhr er fort: „Weshalb zwingen Sie mich, mich zu verrathen, an ihr zum Verräther zu werden?"

Es lag eine unaussprechliche Zärtlichkeit in der Betonung der letzten Worte.

Antonio Mocatti lächelte; es war ein spöttisches Lächeln, aber nicht ohne Beimischung von Mitleid.

„Mein armer Laurence, glaubst Du das wirklich," fragte er ernst.

„Wenn ich es nicht glaubte, so würde ich wahnsinnig werden."

„Dann habe ich wirklich Ursache zu bereuen, daß ich Dich in dieses Haus gebracht habe. Madame d'Aspromonte ist unfähig, Dich oder einen Anderen zu lieben. Es gibt eine Klasse Weiber, die herz- und gewissenlos sind, und sie gehört zu dieser Klasse. Sie ist eine eingefleischte Coquette. Erinnere Dich, was Ninon de l'Enclos von Monsieur Savigné dem jüngeren sagte? „Sein Herz ist eine Gurke in Schnee geschmort." Glaube mir, es gibt solche Herzen."

„Halten Sie ein, Mr. Mocatti, Sie haben bereits genug gesagt. Noch ein Wort und es ist zuviel. Ich kann nicht zugeben, daß Madame d'Aspromonte verleumdet wird."

Die Stimme, mit welcher der Maler dies sprach, war heiser und zitternd, die Stimme eines Menschen, in welchem geistige Aufregung gegen körperliche Schwäche kämpft.

„Mein Laurence, wir wollen Madame d'Aspromonte vergessen und nach Rom gehen und den Vatican sehen."

Es gab eine Zeit, wo der bloße Name der ewigen Stadt allein schon hinreichte, ein plötzliches Entzücken in dem Herzen von Laurence Bell hervorzurufen, aber jetzt hatte sich ihm die ganze Welt in den kleinen Fleck verengt, auf dem Giulia d'Aspromonte stand.

„Ich kann dieses Zimmer nicht verlassen, bis mein Bild vollendet ist."

„Aber ich habe eine Wohnung und ein Atelier für Sie gemiethet und eingerichtet."

„Ich bedaure, daß Sie Zeit und Mühe umsonst aufgewendet haben, aber Sie hatten kein Recht, ohne mein Wissen solche Anordnungen zu treffen. Für jetzt kann ich Ihren Wünschen nicht nachkommen. Ich habe meine Wohnung in North-Audley-street und mein Atelier ist hier."

„Und darf ich fragen, wer für Ihre Wohnung in North-Audley-street bezahlen wird?"

„Sie werden sich nicht weigern, mir ein wenig mehr Geld zu leihen, wenn ich dessen bedarf," erwiederte Laurence sorglos. „Ich werde es nicht lange bedürfen. Ich sage Ihnen, mein Erfolg mit diesem Gemälde wird sicher sein."

Er deutete, während er dieses sprach, auf die verschlossene Staffelei. Mr. Mocatti sah ihn trostlos an.

„Wenn ich Ihnen Alles, was ich von Giulia d'Aspromonte weiß, erzählen wollte, —" sagte er gedankenvoll.

„So würde ich nichts zu ihrem Nachtheile glauben," unterbrach ihn Mr. Bell mit drohendem Blicke. „Lassen Sie uns nicht weiter über diesen Gegenstand sprechen. Ich gestehe Ihnen kein Recht zu, meine Handlungen zu untersuchen. Ich bin Ihnen Geld schuldig, ich werde aber bald in der Lage sein, es zurückzuzahlen. Und nun muß ich Ihnen guten Abend wünschen, da ich nach der Stadt zurückkehren muß."

„Sie scheinen Eile zu haben?"

Ja. Es ist halb fünf vorüber und ich muß noch essen und mich ankleiden."

„Haben Sie heute Abend etwas Besonderes vor?"

„Die Prinzessin hat mir einen Sitz in ihrer Loge im Convent-Garden-Theater angeboten."

„Ich glaube, ich habe sie von dem ersten Auftreten eines neuen Künstlers, eines schwedischen Tenors, sprechen hören," sagte Mocatti nachdenklich. „Wie leidenschaftlich liebt unsere Prinzessin, nebenbei gesagt, die Musik. Sie wohnt allen Antrittsrollen bei. Der schwedische Tenor scheint ihr aber ein besonderes Interesse einzuflößen."

Das Gesicht von Laurence Bell, während Mr. Mocatti diese Bemerkungen hinwarf, hätte ein passendes Malermodell einer Seele im Fegfeuer abgeben können.

„Kennt die Prinzessin diesen Sänger?" fragte er mit einem Seufzer.

„Noch nicht. Wenn er diesen Abend mit Erfolg auftritt, so wird sie ihn wahrscheinlich zu sich einladen. Wie

Sie ja selbst wissen, ist sie die Beschützerin von aufstrebenden Genie's."

„Ja," antwortete Laurence mit bitterem Lachen, „sie wird ihm sagen, wie sie seine Kunst anbetet, wie sie an sein Genie glaubt. Sie wird ihm von seiner glänzenden Zukunft vorreden, bis seine Sinne von ihren schönen Worten berauscht sind. Dann wird sie seine Zeit bei Blumenausstellungen und Morgenconcerten verzetteln. Sie wird ihm Aufträge an ihren Wagenbauer und ihren Blumenhändler zur Besorgung übertragen und wenn das Jahr herum ist und seine Kunst keine Fortschritte gemacht hat, so wird sie weder Spott noch Tadel sparen, bis er den Becher der Schande und Enttäuschung bis auf die Hefe geleert."

„Sie kennen sie so genau und doch bleiben Sie Ihr Opfer!"

„Was habe ich von ihr gesagt?" rief Laurence leidenschaftlich, in seiner Inconsequenz stets bereit, seine eigenen Worte zu widerrufen. „Was habe ich anderes gesagt, als daß sie ein Weib ist mit allen unverständigen Launen eines Weibes, gedankenlos, sorglos, ein Geschöpf des Augenblicks mit der veränderlichen Stimmung eines verzogenen Kindes, aber dabei stets voller Hoheit und Edelmuth. Wenn sie Jemand ein Leid zufügt, so thut sie es unbewußt."

Mr. Mocatti schwieg. Solcher Verblendung gegenüber fühlte er sich hilflos.

„Was soll ich zu ihm sagen?" fragte er sich. „Was würden alle meine Gründe nützen, so lange er unter dem

Zauber steht? Lassen wir der Sache ihren Lauf, ich kann nichts thun."

Laurence Bell sah nach seiner Uhr und machte eine ungeduldige Bewegung nach der Thüre.

„Ich gehe ja schon," sagte Mocatti. „Mein Brougham wartet draußen. „Ich habe in Ihrem Dienste meine Pferde fast lahm gemacht, Undankbarer, und was hat es genützt? Mein Kutscher soll Sie nach North Audley-street fahren. Ich werde Sie in der Oper sehen, denn ich bin ebenfalls auf diesen schwedischen Tenor begierig."

Sechste Scene.

In der Oper.

Es war ein großer Abend in Convent-Garden und die Prinzessin erschien in ihrem ganzen Glanze. Ihre geräumige und mit allem Luxus ausgestattete Loge befand sich in der Parterrereihe und nahe an der Bühne. Es war eine Loge, bei der sich die Pilger, welche der unersättiglichen Göttin ihre Huldigungen darbringen wollten, sich nicht durch Stiegensteigen zu ermüden brauchten. Die Prinzessin hatte ein besonderes Vergnügen an ersten Vorstellungen und Antrittsrollen. Dem Erfolge oder Fiasco einer neuen Oper oder eines neuen Sängers beizuwohnen, war ihr ein Hochgenuß. Es lag Aufregung darin und die Hoffnung, immer neue Aufregungen zu finden, bildete einen Angelpunkt ihres Daseins. Für den Compositeur der Oper, für den Sänger, dessen Zukunft auf dem Spiele stand, war sie ohne Mitleid und eben so bereit, beim Mißerfolg mit den Lautesten zu lachen, als beim Triumph Beifall zu klatschen.

An solchen Abenden strahlte ihre Schönheit immer in besonderem Glanze, weil sie da an der Aufregung der Menge Antheil nahm. In der letzten Zeit aber hatte sie die Gluth der Aufregung nöthig gehabt, um die Verheerungen der Zeit zu verbergen. Prosaische Leute hatten nämlich die Entdeckung gemacht, daß Madame d'Aspromonte einst jünger gewesen. Aber an solchen Abenden überstrahlte sie in der Mittagslinie ihres Glanzes alle jüngeren Schönheiten.

„Diese Frau verzehrt ihr Leben durch die Heftigkeit ihres Temperaments," sagte einer ihrer Bewunderer. „Sie können dies in ihrem Gesichte wahrnehmen. Sie ist schon wie eine Feuersbrunst."

Laurence hatte seinen Platz in der Loge vor der Ankunft seiner Gönnerin eingenommen. Die Oper hatte begonnen, aber der Maler saß in einer Ecke mit dem Rücken gegen die Bühne, verdrießlich über sein eigenes Schicksal brütend, als Madama d'Aspromonte in Begleitung des Herrn Fröhlich und eines Gesandtschafts-Secretärs eintrat.

„Ah, Mr. Bell, rief sie, „wollen Sie auch dem ersten Auftreten des neuen Tenors beiwohnen?"

Laurence sprang empor, als sei er durch die Anwesenheit seiner Zauberin neu belebt worden. Es gelang ihm, sich zwischen die römische Dame und den jungen Diplomaten zu schieben und seinen Platz hinter ihrem Stuhle zu nehmen. Es lag an diesem Abende etwas in seinem Wesen, das der Prinzessin neu vorkam, ein gewisses Selbstvertrauen, ein Ton, der fast der eines bevorrechtigten Liebhabers zu sein schien.

Die Oper war „Dinorah.“ Der neue Tenor, der darin auftrat, war ein junger Mann mit einer mädchenhaften Zartheit, eine männliche „Schönheit des Teufels.“ Er sang seine Rolle mit ausnehmendem Geschmack und mit einer klangreichen, frischen Stimme. Aber es lag weder Tiefe des Gefühls noch Leidenschaft darin. Es war der vogelartige Gesang der gedankenlosen Jugend, nicht die beredte Weise des tieffühlenden, reiferen Mannes.

Zum Glück für den jugendlichen Schweden hatten geschicktere Hände die Schicksalskarten für ihn gemischt. Sein Erfolg war im Voraus gesichert und an diesem Abend hatte die Prinzessin die Genugthuung, einem Triumph beizuwohnen.

Sie erklärte sich von dem Gesang und Spiel des jungen Mannes bezaubert und lehnte sich über die Brüstung der Loge, um demselben mit ihrer eigenen schönen Hand ein Bouquet zuzuwerfen, während Laurence Bell zähneknirschend und voll ohnmächtiger Wuth gegen sie, gegen den Sänger, gegen sich, gegen die ganze Welt, an ihrer Seite stand.

Herr Fröhlich beobachtete die Scene mit boshaftem Lächeln. „Soll ich Ihnen den Helden des Abends vorstellen?“ fragte er. „Er wird nur zu stolz darauf sein, Ihre Glückwünsche zu empfangen.“

„Er muß in meinem Concerte singen,“ sagte die Prinzessin. „Seine Stimme ist köstlich. Nein, bringen Sie ihn heute Abend nicht hieher. Ich bin ermüdet und werde mich sogleich nach Hause begeben. Lassen Sie sehen — wir haben heute Samstag. Sie können ihn am nächsten

Dienstag Abends zu mir bringen. Glauben Sie, daß er für mich singen wird?"

„Er wird für Sie singen, für Sie sterben, wenn Sie wollen, und ein schwanenartiges Ende nehmen, in Musik sich auflösend," sagte der Componist und verließ die Loge.

In diesem Augenblick trat Mr. Mocatti herein. Ein Blick auf das Gesicht von Laurence Bell zeigte ihm, wie die Dinge standen.

„Nun, Madame," sagte er, „wie ich höre, gab es einen großen Erfolg."

„Einen glänzenden Triumph," erwiederte die Prinzessin, „Carlo Vitzi ist ein neuer Mario."

„Und Sie haben ihn wahrscheinlich eingeladen, bei Ihrem nächsten Concert zu singen?"

„Noch nicht, aber ich werde es thun."

„Dieser arme Carlo Vitzi!" murmelte der Neapolitaner. „Kommen Sie, Laurence, ich will Sie nach Hause bringen."

Er legte seine Hand schwer auf die Schulter des Malers, aber dieser erwachte nicht aus der düstern Träumerei, in die er seit der Beendigung der Vorstellung gesunken war.

„Kommen Sie!" rief Mr. Mocatti gebieterisch, und der junge Mann erhob sich mit der Bewußtlosigkeit eines Nachtwandlers. Er verließ diesmal seine Prinzessin mit einem kurzen Gruße. Bei andern Gelegenheiten hatte er sie zu ihrem Wagen begleitet und auf der Straße gewartet, bis sie weggefahren war, in der Hoffnung, noch ein Wort oder einen letzten Blick von ihr zu erhaschen. An diesem Abend befand er sich unter dem Einflusse einer

Leidenschaft, die ihn nicht auf solche Worte oder Blicke die ihn früher glücklich gemacht, achten ließ. Es war die Eifersucht, dieses Ungeheuer, dessen scharfe Zähne an seinem Herzen nagten.

„Nun," rief Mr. Mocatti, als er mit seinem Schützling in seinem Wagen saß, „lernen Sie endlich Ihre Prinzessin kennen? Sie sind nur Einer unter den Vielen. Es ist nur ihre eigene unersättigliche Eitelkeit, ihr eigener Ehrgeiz, dem sie durch Ihr Genie Nahrung geben wollte. Es war ihr nicht um Ihren Ruhm, sondern um die Ehre zu thun, der Welt einen neuen Maler geschenkt zu haben. Sie haben ihre Hoffnungen getäuscht und sie wendet sich nach einer andern Seite, um ihrem Stolz Genüge zu thun. Sie will die Welt als Kennerin und Beschützerin der Musik in Erstaunen setzen und Carlo Vitzi ist die letzte Ausgabe von Orpheus, dem Vater des Gesanges."

„Sie kannten sie und haben mich ihr in den Weg geworfen!" stöhnte Laurence.

„Ja, aber ich kannte Sie nicht. Ich hatte gewünscht, daß Sie einen Funken des Feuers von Prometheus in sich aufnehmen möchten, und Sie haben sich kopfüber in einen Abgrund von Flammen gestürzt. Lassen Sie mich hoffen, daß es nur eine vorübergehende nothwendige Prüfung ist. Sie waren kalt und zahm. Sie bedurften Feuer, Originalität und die Kraft, die vom Leiden kommt. Sie haben gelitten und Sie werden groß werden. Prometheus ist der allgemeine Typus des Genies, das wagt und triumphirt. Die Götter sind neidisch und zornig und dann kommt die kleine Episode von dem unermüdlichen Geier, der ohne Unterlaß an der unerschöpflichen Leber

frißt. Wenn wir die Höhen des Olympus ersteigen wollen, mein Freund, so müssen wir uns auf den Geier gefaßt machen. Komm', komm', sei heiter, Laurence, erringe einen Triumph, der Deine Prinzessin wegen ihrer Unbeständigkeit erröthen lassen soll."

„Unbeständigkeit!" Das Wort klang wie ein Tadel in den Ohren von Laurence Bell. Welche Unbeständigkeit konnte niedriger oder so niedrig sein, als die seinige?

„O meine Jugend!" rief er, „meine Ehre, mein Glück, mein Ruhm! Sie hat sie unter ihre Füße getreten."

„Canaglia!" murmelte der Neapolitaner zwischen den Zähnen. „Aber wir wollen ihr zeigen, daß Du auch ohne ihre Gönnerschaft groß sein kannst."

„Ja, ja."

„Sie werden morgen Ihr Bild abholen, noch ehe sie ihr Schlafzimmer verlassen hat, nicht wahr?"

„Nein, nein, morgen noch nicht. Ich muß erst noch eine Sitzung haben, Mocatti."

Der Händler antwortete mit einer Verwünschung.

„Nein," entgegnete Laurence, „ich bin nicht der schwache Thor, für den Sie mich halten. Ich denke nur an das Bild, nicht an das Weib. Nur noch eine Sitzung, eine letzte Beschauung dieses stolzen, leidenschaftlichen Gesichts und ich werde ihre Schönheit in ihrem ganzen sonnigen Glanze auf die Leinwand gebannt haben. Lassen Sie mich mein Bild vollenden, Mocatti; wenn ich das besitze, so kann ich über ihre Untreue lachen, denn der Triumph meiner Kunst wird dauernd, unveränderlich, unsterblich sein —"

„Wenn die Wittwe von Benjamin d'Aspromonte schon lange zum Teufel gegangen ist. Sie ist stolzer und schlimmer, als das geschminkte Weib in der Bibel. Gehe nicht mehr in ihr Haus. Sie ist die Zauberin im Homer, welche Männer in fremdartige Wesen verwandelt und keine freundliche Göttin hat Dir den Trank gegeben, Dich gegen ihren Zauber zu schützen. Wage Dich nicht mehr über ihre Schwelle. „Hüte Dich vor dem Hund!" (cave canem) steht an ihrer Thüre geschrieben. Hüte Dich vor ihr, die gefährlicher ist, als der heimtückische Haushund. Dein Bild will ich selbst abholen und ihr in's Gesicht lachen, wenn sie es verhindern will."

„Ich muß noch eine Sitzung haben, Mocatti," entgegnete der Maler verdrießlich, „meine Zukunft steht auf dem Spiele!"

„Bah, Du hast das Fieber! Sieh', wir sind an Deiner Thüre. Sei klug, mein Freund. Gehe zu Bett und schlafe und laß Deine Träume nicht durch die Schatten von römischen Wittwen und schwedischen Sängern beunruhigen. Ruhe Dich aus, poverino. In der nächsten Woche wollen wir ein neues Blatt umwenden. Wir wollen zu unserer Unschuld und Armuth und den kleinen Genrestücken für die Mylords von Manchester zurückkehren."

„Zurückkehren!" rief Laurence Bell mit Bitterkeit!" „Kein Mann kann auf der Bahn umkehren, die ich eingeschlagen habe!"

Siebente Scene.

In Brigton.

Der Tag nach der Antrittsrolle des Signor Carlo Bitzi war ein Sonntag und Mr. Mocatti, der in seiner

Weise ein Philosoph war und keinen unnöthigen Aberglauben in Bezug auf Kirchenbesuch hegte, verwendete den Morgen zu Besuchen bei seinen Künstler-Bekanntschaften. Mehrere von diesen kannten Laurence Bell und sie schüttelten bedenklich den Kopf, wenn der Händler seines Schützlings erwähnte.

„Im vorigen Jahre hatte es den Anschein, als ob er Großes vollbringen würde," sagte ein Maler von einigem Rufe, „aber seitdem ist er träg und eingebildet geworden, ein Schmarotzer bei Madame d'Aspromonte. Ich fürchte, Sie werden mit Mr. Bell keinen großen Fang machen, Mocatti. Der junge Mann hatte viel versprochen; aber er ist ausgetrocknet, vollkommen ausgetrocknet, Sir."

Mr. Mocatti verließ seine Freunde niedergeschlagen und nachdenklich. Er hatte sich so viel von dem kleinen Knaben versprochen, den er von einer Londoner Hausstaffel aufgegriffen. Es war weniger die Besorgniß von Geldverlusten, die ihn so schmerzlich berührte, obwohl er seinen materiellen Vortheil nie aus den Augen verlor; in diesem Falle hatte er noch Höheres zu erringen gehofft. Als Entdecker und Beschützer dieses außergewöhnlichen Talents, glaubte er einen Theil des Ruhms desselben für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Auch hatte er es nicht daran fehlen lassen, das Genie seines aufsprießenden Raphaels im Kreise seiner Bekannten überall anzupreisen. Dies war aber noch nicht Alles. In Antonio Mocatti's selbstsüchtiger Seele war ein Funke von Liebe für den vaterlosen Jungen verborgen, dessen Schicksal er in die Hände genommen. Das schöne Raphaelgesicht des Knaben, seine Hilflosigkeit, sein biegsamer, fast weiblicher

Charakter hatte ihm die Zuneigung seines Nährvaters gewonnen nnd daraus erklärt es sich, weshalb der Neapolitaner sich die Vereitelung seiner Hoffnungen so sehr zu Herzen nahm.

„Wer vermag zu sagen, ob ich am Ende nicht doch noch Recht behalte?" sagte er zu sich, nachdem er sich eine Zeit lang der Verzweiflung hingegeben hatte. „Dieses Bild, von dem er so viel Aufheben macht, kann vielleicht doch ein Treffer sein, der meine Hoffnungen erfüllt. Er hat Vertrauen auf sich selbst und die Instincte des Genies sind unfehlbar. Weshalb treibe und quäle ich ihn, weil er nicht viele Ellen Leinwand bemalt hat? Ich habe mich nach einem blauen Diamant gesehnt und dieses Bild mag sich vielleicht als der makellose Edelstein, wie ihn mein Herz begehrt, herausstellen. Soll ich über ihn zürnen, weil er mir nicht einen Sack voll blauer Diamanten gegeben hat? Nein, ich will ihn lieber mit der zarten Sorge der Freundschaft hegen und pflegen. Armes, gebrechliches Wesen! Ich muß jetzt vor Allem darauf bedacht sein, ihn dem gähnenden Schlunde des Grabes zu entreißen."

Während die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst läuteten, fuhr Mr. Mocatti nach North Audleystreet. Er war begierig zu erfahren, welchen Einfluß die Qualen des vorigen Abends auf das Gemüth seines Schützlings ausgeübt hätten.

Er traf Laurence, wie er, vollständig zum Ausgehen angekleidet, ruhelos im Zimmer auf- und abging und aus den neuen Handschuhen des Malers und den italienischen Veilchen in seinem Knopfloch zog er sogleich den Schluß,

daß der Einfluß der Prinzessin d'Aspromonte noch immer im Steigen begriffen war.

„Er ist im Begriff, einen Besuch in der Villa abzustatten," dachte Mocatti.

Der Maler wartete nicht, bis er darüber gefragt wurde.

„Ich bin so eben von Fulham zurückgekehrt," rief er. „Ihre Leute sagten mir, sie sei in Brighton. Können Sie es glauben, Mocatti? Gestern Abend war keine Rede von Brighton. O Mocatti, glauben Sie, daß sie sich mir verläugnen läßt?"

„Was weiß ich?" erwiederte der Neapolitaner achselzuckend. „Glaube ich, daß der Wind morgen aus Westen wehen wird, weil heute Westwind herrscht? Bei eurem englischen Klima kann selbst der Klügste diese Frage nicht beantworten. Euer englisches Klima ist so verwünscht, wie man es sich nur irgend denken kann, aber es ist doch nicht so veränderlich, als Giulia d'Aspromonte."

„Sie glauben also, daß sie zu Hause war, als ich mich anmelden ließ?" fragte Laurence mit zitternder Stimme.

„Ich glaube gar nichts. Ich werde mich wohl hüten, etwas zu glauben, wo von der Prinzessin die Rede ist. Was ist wahrscheinlicher, als daß sie sich in Brighton befindet? O wie bedaure ich ihre Gesellschafterin, diese unglückliche Deutsche, die sie überall mit sich herumschleppt. Diese Frau ist eine Verwandte von Herrn Fröhlich und diese beiden werden der Prinzessin am Ende noch einen Streich spielen. Komm', mein Freund, mein Phaëton steht unten. Ich will eine Spazierfahrt in die frische

Luft mit Dir machen und Dich dann zum Essen mit nach Hause nehmen. Ich habe einigen echten Johannisberger erhalten, der kostbarer und fast eben so selten ist, als die Beständigkeit der Weiber."

Laurence Bell war zu schwach, um dem gastfreundlichen Wunsche seines Gönners sich zu widersetzen. Mechanisch folgte er demselben zu seinem Phaëton, gänzlich theilnahmlos für alle die kleineren Einzelheiten des Lebens.

Als sie einmal im Wagen saßen, nahm der Stolz auf sein Pferdefleisch die Gedanken des Mr. Mocatti vollständig in Anspruch und während seine ganze Aufmerksamkeit auf die „nußbraunen Traber" gerichtet war, ließ er Laurence hinlängliche Muße, seinen Träumereien nachzuhängen.

Sich und seinen Phaëton im Park zur Schau zu stellen, gehörte zu den Herzensvergnügungen des Mr. Mocatti. Dieses that er denn auch diesmal und nachdem er die Bewunderung der Sonntagsspaziergänger und unzähliger Kindermädchen in Empfang genommen, schlug er den Weg in's Freie ein.

Laurence Bell war die ganze Zeit über schweigend an der Seite seines Beschützers gesessen und hatte träumerisch auf die sprossenden Bäume und den blauen Himmel geblickt, der hell und kalt wie das Gesicht eines herzlosen Weibes war.

„Nun, mein Freund, Sie sind ja still wie die Gräber der Pharaonen. An was haben Sie die ganze Zeit über gedacht," sagte Mocatti, als sie die Parkthore hinter sich hatten.

„Ich habe an mein Bild gedacht. Es verfolgt mich

wie ein lebendes Wesen. Das Gesicht, das ich gemalt habe, steht mir immer vor Augen."

„Malen Sie andere Gesichter und es wird Sie nicht mehr verfolgen."

„Ich kann nicht."

„Das wird sich zeigen, wenn einmal Ihr Bild ausgestellt ist und die Leute davon sprechen. Ich wollte, Sie ließen es mich sehen."

„Nein, Mocatti, da bin ich fest wie ein Fels. Ich habe genug durch fremde Einflüsterungen gelitten. Wenn ich Fehler mache, so sollen sie alle meine eigenen sein. Ich will keine Linie auf den Rath von Freunden ändern. Wenn das Bild zur Einsendung bereit ist, so sollen Sie es sehen. Es wird dann zu spät sein, um noch Aenderungen daran vorzunehmen."

„Ich sehne mich nach der Stunde seiner Vollendung. Ich habe bereits Schritte gethan, um ihm einen guten Platz zu sichern. Sagen Sie mir jetzt offen, Laurence, ist das Bild so gut als Ihre Lady Macbeth. Sie müssen es doch wissen?"

Mr. Bell sah seinen Beschützer verächtlich an.

„Ich würde mein Leben weggeworfen haben, wenn meine römische Dame nicht besser wäre als die Lady Macbeth," sagte er, „diese war die Eingebung einer Stunde und wurde in weniger als einer Woche vollendet. Auf dieses Gemälde habe ich Monate gediegener Arbeit, schlaflose Nächte in Nachdenken und Studium verwendet. Ich habe alle Hülfsquellen meiner Kanst und die Erfahrungen der früheren Meister dabei zu Hülfe genommen. Sie können sich kaum denken, wie viele Bücher ich zu

Rathe gezogen, wie viele Versuche ich gemacht, was ich mir für Mühe gegeben, um dieses einzige Werk zu einem dauernden Triumph zu machen. Ich bin, wie Sie wissen, Mocatti, nicht sehr kräftig und ich habe in der jüngsten Zeit oft daran gedacht, daß dieses Bild vielleicht das letzte sein wird, das ich male. Ich habe keine Lust zu sterben, um vergessen zu werden, wie ein Advocatenschreiber oder der Ausläufer eines Krämers. Da ich keine Verwandte habe, die für mich trauern, so wünsche ich, daß die Welt sich meiner erinnere, als eines Mannes, der etwas geleistet hätte, wenn er länger am Leben geblieben wäre."

„Bah!" rief Mr. Mocatti, „das ist die Grille eines jungen Mannes. Junge Genie's sehnen sich immer nach dem Tode. Es ist so eine Art kleiner Unsterblichkeit. Das Gedicht oder Gemälde wäre besser gewesen, aber der Dichter oder Maler starb so jung. Es gehört die Kraft eines Göthe oder Titian dazu, um die Schande des Alters zu überwinden. Doch wir, wir lassen Sie nicht sterben, mein Freund. Sie haben eine Erkältung, ein wenig Fieber, Sie haben an einem Gegenstand zu angestrengt gearbeitet. Alles das wird vorübergeben, wie die rauhe Frühjahrsluft. Sie sollen leben, um hinter Ihrem Namen R. A. (Mitglied der königlichen Akademie) zu schreiben."

„Sie würde mich vielleicht bedauern, wenn ich todt wäre," murmelte der Maler.

Er hatte wirklich keinen Wunsch, den Triumph zu überleben, welcher jetzt die einzige Hoffnung und den Traum seines Lebens bildete. Er fühlte einen grenzenlosen Ueberdruß und Ekel, wofür es kein anderes Heilmittel als den Tod zu geben schien.

Mr. Mocatti sah ihn einen Augenblick mit theilnehmendem Lächeln an und verfiel dann wieder in Schweigen.

„Dieses Fieber, dieser Wahnsinn müssen ihren Lauf haben. Es ist mein Werk," sagte der Gemäldehändler reuevoll. „Ich wußte nicht, aus welchem Guß der junge Mann bestand."

Der Phaëton des Mr. Mocatti war jetzt auf dem Heimweg begriffen. Er hatte gerade die Stadt Fulham hinter sich und fuhr in raschem Trabe auf der Straße dahin, als ihn eine entgegenkommende Equipage zum Ausweichen nöthigte. Laurence sah auf, als der Wagen vorüberfuhr. Er sah gerade noch rechtzeitig auf, um die Prinzessin in ihrer gewöhnten Nachlässigkeit in halb zurückgelehnter Stellung, aber mit belebtem strahlendem Gesichte zu erblicken.

Neben ihr befand sich ihre deutsche Gesellschafterin und ihr gegenüber saßen Herr Fröhlich und Signor Carlo Vitzi, der schwedische Tenor.

„O ho!" rief Mr. Mocatti, als der Wagen vorüber war, „so bringt die Prinzessin ihre Sonntage in Brigton zu."

Dritter Act.

In's Wasser geschrieben.

Erste Scene.
Eine Schlußsitzung.

Nach dieser Begegnung auf der Fulham-Straße wurde zwischen Signor Mocatti und seinem Schützling wenig mehr über Madame d'Aspromonte gesprochen. Laurence aß mit seinem Beschützer zu Mittag und noch niemals hatte sich ein so trauriger Gast an die wohlbesetzte Tafel von Pelham Lodge gesetzt.

Während Mocatti sich mit Maccaroni à la tomate vollpfropfte und unbekannte Quantitäten gebratenen Rindfleisches verzehrte, beobachtete er heimlich seinen Gast. Die Wahrnehmung, wie tief der Pfeil in dieses thörichte Herz gedrungen, betrübte ihn sehr.

„Wie, wenn ich ihn getödtet hätte?" fragte er sich selbst. „Ach nein, Männer sterben nicht aus Liebe. Es ist nur ein vorübergehendes Fieber, das niemals tödtet. Fühlte ich nicht auch den Schmerz, als dieses Weib mich hinterging? Gab es nicht einmal eine Zeit, wo ich mich willig in den Staub gelegt hätte, damit sie auf mir herumtreten konnte? Und jetzt mache ich mich über ihre Schönheit und Treulosigkeit lustig und würde lieber die fadeste Mamsell zwischen Bayswater und Chelsea als die Wittwe von Benjamin d'Aspromonte heirathen. Und wird

dieser junge Mensch aus Liebe zu einer Frau sterben, die nahezu alt genug ist, um seine Mutter sein zu können? Tausend Donner, nein!"

Dann drang Mr. Mocatti seinem Günstling die Weine auf.

„Willst Du nicht diesen Liebfrauenmilch kosten, Laurence? Ihr schwedischer Tenor wird nichts Aehnliches im „Stern und Hosenband" zu Richmond finden. Du willst nicht? Also Chambertin? Er ist edler als das Herz eines Weibes und süßer als ihr Athem. Beiläufig gesagt, ich habe gehört, daß Deine Prinzessin Opium raucht. Es ist sehr wahrscheinlich, denn ich glaube nicht, daß ihre Gedanken sehr angenehmer Art sind, wenn sie allein ist, oder daß ihre Träume besonders süß sind, wenn sie schläft. Ob sie überhaupt schläft? Ich möchte es bezweifeln. Wahrscheinlich liest ihr ihre Kammerjungfer während einiger Stunden der Nacht französische Novellen vor und sie mag das Schlaf nennen. Daß aber Giulia d'Aspromonte so ehrlich wie gewöhnliche Leute schlafen kann, die die ganze Welt vergessen, wenn sie schnarchen, das glaube ich nicht. Sie gehört vielmehr zu der Klasse von Leuten, die nach Art Deiner Lady Macbeth schlafen, indem sie mit einer Lampe herumwandern und ihre ruhelosen Hände ringen. Komm, Laurence, laß uns nicht mehr an sie denken, oder nur an sie denken, um sie nach ihrem wahren Werth zu schätzen — als eine eitle Coquette ohne Herz und Grundsätze, als eine Creatur mit unauslöschlichem Durste nach Schmeichelei, der nur durch die Hinschlachtung von immer neuen Opfern gestillt werden kann. Wir

wollen zu unserem früheren Leben zurückkehren, mein Kind, und sie vergessen."

Laurence Bell lachte laut.

„Zurückkehren!" rief er. „Glauben Sie, daß das ein Mensch thun kann? Konnte Napoleon nach der Schlacht von Arcola nach seiner corsischen Insel zurückkehren und in dem Berufe seines Vaters, des Advocaten, ein neues Leben beginnen? Er wäre vielleicht ein ausgezeichnetes Mitglied des corsischen Advocatenstandes geworden, wenn er von Anfang an diese Laufbahn ergriffen hätte. Aber konnte der junge General der Republik nach Ajaccio zurückgehen, wenn ihn auch seine Mutter noch so sehr darum gebeten hätte? Und Sie glauben, daß ich nach der Charnockstraße zurückkehren und wieder zufrieden und glücklich sein könne, nachdem Sie mich von meinen besten Freunden weggelockt haben? Nein, Mocatti. Selbst wenn sie mich wieder aufnehmen und meine Reue als Sühnung für meinen Abfall gelten lassen wollten, ja selbst wenn sie für den verdorbenen Sohn einen zärtlichen Willkomm in Bereitschaft hätten, könnte ich meine Schritte nicht zurücklenken. Ich bin nicht stolz, Mocatti. Ich würde morgen hingehen und mich vor Tom Graystone und seiner Tochter bis in den Staub erniedrigen; was würde es aber frommen, mich wieder in die frühere Umgebung zu versetzen, wenn sie mir die frühere Seelenruhe nicht zurückgeben könnte? Das Fieber, das mich ergriffen hat, läßt sich nicht so leicht heilen."

„Wodurch kann es aber geheilt werden?"

„Durch Erfolg. Lassen Sie mich einen Triumph, einen großen Erfolg erlangen und ich werde zufrieden sein.

Ich glaube, ich könnte wieder mit meinem frühern Fleiße arbeiten und —"

„Giulia d'Aspromonte vergessen?"

„Sie vergessen? Nein, Mocatti. Sie ist eine Frau, die Denjenigen, die sie einmal geliebt, nicht gestattet, sie wieder zu vergessen. Für den Giftbecher, den ihre Verehrer trinken, hat Lethe kein Gegengift. Ich sage Ihnen, dieses Weib ist eine Hexe und durch Zauberei, nicht durch Liebe hält es seine Opfer fest. Kann es Liebe ohne Achtung, ohne Treue, ohne Sicherheit geben? Nein, Mocatti, wieder und wieder nein! Wir lachen über die mittelalterlichen Sagen von Zauberei, wir wundern uns über die Thorheit unserer Voreltern, die an Hexerei glaubten, bis eines Tages die verhängnißvolle Hexe uns selbst in den Weg kommt und uns in ihrer ruchlosen Knechtschaft hält."

„Und das Schlimmste davon ist, daß uns das moderne Vorurtheil verbietet, unsere Hexen zu verbrennen," sagte Mocatti.

Hierauf wurde nichts mehr von der römischen Wittwe gesprochen. Der Gemäldehändler und sein Schützling unterhielten sich über Kunst. Der junge Mann sprach mit Begeisterung, aber unglücklicher Weise war es die wilde stückweise Beredsamkeit eines Mannes, der auf einem Standpunkt angelangt ist, wo es leichter, von großartigen Anstrengungen zu sprechen, als sie wirklich ins Werk zu setzen. Mocatti ermunterte ihn aufs Aeußerste. Dieser unternehmende Kunstspeculant fühlte eine aufrichtige Reue über den Weg, den er in Bezug auf den jungen Maler eingeschlagen hatte. Seine Einführung bei der Zauberin

war ein verhängnißvoller Mißgriff, es sei denn, daß das verborgene Gemälde einen großen Erfolg errang und in diesem Falle war Mocatti bereit, sich selbst und der Prinzessin d'Aspromonte zu vergeben.

Der Ausstellung dieses verborgenen Gemäldes sah Mocatti kaum mit weniger Aengstlichkeit entgegen, als der Mann, der es gemalt hatte. In diesem Werke, das die ganze Zeit und die Gedanken des jungen Mannes ausschließlich beschäftigt hatte, mußte jedenfalls etwas Großes liegen.

„Ich darf ihn nicht in seinen Gewohnheiten stören, bis das Gemälde eingesendet ist," dachte der unternehmende Mocatti. „Wenn es ihm gelungen ist, seine Bethörung und seinen Wahnsinn auf die Leinwand überzutragen, so werden wir etwas erhalten, was Furore macht."

Am Montag Morgens ging Mr. Bell früher als gewöhnlich in sein Atelier in der römischen Villa, obschon er sich am Sonntag geschworen hatte, daß er nie mehr das Gesicht der modernen Medea anschauen wolle, in deren Kessel so tödtliche Tränke für ihn gebraut worden waren. Als er Madame d'Aspromontes Wagen auf dem Wege nach Richmond begegnete, hatte der junge Mann in der Bitterkeit seines Herzens die strengsten Vorsätze gefaßt. Was war er nicht bereit zu thun, um sich an diesem Weibe zu rächen? Was wollte er nicht thun, um ihr seine Abneigung und seine Verachtung zu erkennen zu geben? Nie mehr wollte er dieses verhaßte Gesicht ansehen. Ihr Bild, das Bild, durch das sein Ruhm auf die Nachwelt übergehen sollte, das Bild, das nur noch der letzten Striche bedurfte, um es dem Ideale der Vollendung noch näher

zu bringen, — was sollte aus ihm werden? In seinem ersten Anfalle von eifersüchtiger Wuth war Laurence Bell bereit, selbst dieses Bild und damit seine Hoffnung auf Ruhm zu opfern, wenn er dadurch seine Verachtung gegen die falsche Sirene an den Tag legen konnte.

Dieser Sturm der Leidenschaft ging aber schnell vorüber und ließ den jungen Mann schwächer und hilfloser zurück, als er zuvor gewesen. Nur wenig Schlaf besuchte seine Augenlider während der Nacht, die der Begegnung in der Fulhamstraße folgte und der Schlaf, der sich einstellte, brachte Träume, die eine größere Qual waren, als die bitteren Gedanken seiner wachenden Stunden. Ach, dieser arme Träumer! Er war in seinen bezaubernden Schlaf durch die honigsüßen Schmeicheleien von den rosigen Lippen eines Weibes eingelullt worden und jetzt trat das Erwachen mit erschreckender Schnelligkeit ein und er entdeckte die Falschheit dieses süßen Wiegenlieds, das ihn in den Schlummer gewiegt. Er wußte, daß er sich hatte verleiten lassen, dieses Weib zu lieben, nicht mit der reinen vertrauensvollen Zuneigung, die er für Amy Graystone gefühlt, sondern mit jener blinden Leidenschaft, die weder Vernunft noch Grenze kennt.

Er liebte sie. Ja diese Qual, die seine Seele in der Nacht verzehrte, bald unbestimmt und gestaltlos in dem Alp seiner Träume, bald deutlich und greifbar in seinem wachenden Zustande, diese unaussprechliche Pein war Eifersucht, die dämonische Zwillingsschwester des falschen Gottes, Amor genannt.

Er liebte sie. Mit dem vollen Bewußtsein ihrer Grausamkeit und Falschheit liebte er sie und mußte sie

lieben bis zum Ende. Es hatte ihm beliebt, sie zu vertheidigen, als sie Mocatti getadelt, aber selbst als er diese Vertheidigung vorbrachte, war er sich ihrer Werthlosigkeit vollkommen bewußt. Wäre sie auch noch zehnmal verruchter gewesen, als sie war, er hätte sie doch lieben müssen, blindlings, ohne Gnade, wie die Menschen stets geliebt haben, seit die Welt steht.

Nur an der Bitterkeit des Erwachens fühlte er, wie unaussprechlich süß der Traum gewesen. Jetzt erst, wo alle Hoffnung vorüber war, wußte er, wie viel er zu hoffen gewagt hatte. Er hatte sich geliebt geglaubt. Er hatte in dem Wahne einer glänzenden Zukunft gelebt, in welcher er der größte Maler seiner Zeit und der Gatte von Giulia d'Aspromonte sein würde, dieser Königin, dieser Göttin, die aus den Wolken herabkam, um ihn zu den Göttern zu erheben.

Und jetzt war der Traum vorüber und er wußte, daß er nur das Spiel einer eiteln Coquette war, die ihn zu ihrer bloßen Unterhaltung am Narrenseil geführt. Er hatte alle Saiten seines Herzens angespannt, um für eine geistige Sybaritin Musik zu machen, die sich keine Mühe gab, ihre Gleichgiltigkeit gegen ihn zu verhehlen, jetzt, wo sie neue Unterhaltung in der Gönnerschaft eines Bühnensängers, der ihr in den Weg gekommen war, gefunden hatte.

„Und ich dachte, sie liebte mich!" rief der junge Mann in seiner Verzweiflung aus. „O mein Gott, wofür habe ich noch zu leben, jetzt da dieser Traum vorüber ist? Welches Vergnügen kann mir selbst der Ruhm gewähren, wenn ihn diese Frau nicht mit mir theilt?"

In dieser Stunde des höchsten Herzeleids kam es dem Maler 'wirklich vor, als ob ihm selbst der Ruhm eines Raphael ohne die Liebe von Giulia d'Aspromonte wenig nützen würde.

„Nichts bleibt mir übrig, als der Tod," sagte er darauf zu sich, „der Tod, der allem menschlichen Kummer ein Ende macht, die Weisesten unter den Alten konnten keine bessere Lösung des Räthsels finden. Soll ich geduldiger sein als Cato, oder muthiger als Brutus?"

Als der Sturm der Eifersucht, der erste scharfe Schmerz der Enttäuschung sich etwas gelegt hatte, erwachten die ehrgeizigen Hoffnungen, die Laurence Bell während der jüngsten Zeit in den Augenblicken des Zweifels und der Niedergeschlagenheit aufrecht erhalten hatten, von Neuem in seiner Brust.

„Ich will nicht sterben, bis ich meinen Namen berühmt gemacht habe," sagte er zu sich mit leidenschaftlichem Nachdruck. „Ich will dieses hochmüthige Weib lehren, was für ein Unterschied zwischen den Triumphen des Opernhauses und dem Ruhme eines Malers ist. Sie ist meiner Kunst und meiner Liebe überdrüssig geworden. Sie wird mich bedauern, wenn meine Liebe mit meinem Leben dahin ist und meine Kunst mich überlebt, um sie zu lehren, daß meine Liebe denn doch etwas werth war."

Es war sehr frühe am folgenden Morgen, als der Maler in der Villa zu Brompton eintraf, mit einem so gespenstigen Gesichte, daß der Haushofmeister darüber erschrak.

„Ist Madame von Brigton zurückgekehrt?" fragte Laurence.

„Ja, Monsieur," erwiederte der wohlgezogene Diener. „Monsieur sehen aus, als ob Sie nicht wohl wären. Würde es Monsieur nicht gefällig sein, etwas zu nehmen, ein wenig Cognac oder ein Glas Xeres?"

Monsieur lehnte das freundliche Anerbieten ab. Er hatte am vorigen Abend zuviel von Mr. Mocatti's berühmtem Burgunder getrunken, um das Feuer auszulöschen, das in seiner Brust wüthete, aber das Feuer hatte nur um so heftiger gebrannt. Diesen Morgen hatte er noch nichts angerührt. Seine Lippen waren vom Fieber ausgetrocknet, seine Augen blutunterlaufen, seine Hände brennend, seine Kleider ungewöhnlich nachläſſig. Und so wollte er sich den kritischen Augen seiner Beschützerin vorstellen, die keine Gnade mit dem Schmerze hatte, der sich nicht wenigstens in einer zierlichen Stellung zu produciren vermochte.

Der Diener folgte Mr. Bell in das Atelier, wo die Läden noch geschlossen waren. Die Dienerschaft eines Hauses richtet sich in der Regel nach der Laune ihres Herrn und die von Adrians Villa hatte in der jüngsten Zeit das dem Mr. Bell gewidmete Gemach etwas vernachläſſigt. Ein Bischen Staub mehr oder weniger konnte für einen jungen Mann, der in einem wachenden Traume durchs Leben zu gehen schien, von keinem großen Belang sein, besonders wenn dieser junge Mann in den Augen der Prinzessin offenbar eine sehr gleichgiltige Person geworden war.

„Ich will an Madame d'Aspromonte schreiben, warten Sie ein wenig," sagte Laurence, während der Mann die Läden öffnete.

Er setzte sich an einen kleinen Schreibtisch in der Nähe eines der Fenster und schrieb:

„Sie haben mir noch eine Sitzung versprochen. Gewähren Sie mir dieselbe heute. Es war gestern grausam, mich zu täuschen, und eben so nutzlos als grausam. Welchen Anspruch habe ich an Ihre Zeit, welche Macht über Ihre Handlungen? Sie halten mein Herz und meine Seele in Ihrer erbarmungslosen Hand. Sie haben Alles von mir genommen und nichts dafür gegeben. O glauben Sie nicht, daß ich mich beklage. Sie haben mir meine theuerste Hoffnung, meinen liebsten Traum, ja die eine glänzende Aussicht, die einen Theil meines Lebens bildet, geraubt. Dadurch haben Sie wenigstens den Plan meines Daseins vereinfacht. Ich habe künftig nichts Anderes, wofür ich leben kann, als den Ruhm, zumal da ich nicht im Stande bin, eine neue Kunst zu erlernen und in der Hoffnung, Ihnen zu gefallen, öffentlicher Sänger zu werden.

Aber selbst meine Hoffnungen auf Ruhm sind gewissermaßen von Ihnen abhängig. Wenn ich einen berühmten Namen erringe, so wird es eben so sehr durch Ihre Schönheit als durch meine Kunst geschehen. Gedenken Sie Ihres Versprechens. Um Gottes willen verweigern Sie mir diese eine Schlußsitzung nicht, selbst wenn Sie angenehmere Unterhaltung haben sollten, welche Ihnen die Erfüllung meiner Bitte ungelegen erscheinen läßt. Ich werde Ihnen nicht mehr lange lästig fallen.“

„Tragen Sie dieses sogleich zu Madame d'Aspro-

monte," sagte Laurence, als er dem Diener den Brief übergab.

„Ich werde es der Kammerjungfer von Madame übergeben," sagte der Mann vorsichtig. „Ihre Excellenz ist um diese Stunde nur selten sichtbar."

Der Maler stieß einen tiefen Seufzer aus, als er sich an sein Werk begab. Seit längerer Zeit war diese Arbeit für ihn sehr schwierig gewesen. Ein leuchtender Nebel schien sich zwischen ihn und die Leinwand zu drängen und die Gestalt seiner Göttin schwamm in einem goldenen Dunst vor seinen geblendeten Augen. Wenn er sich vor seiner Staffelei rückwärts oder auf die Seite bewegte, so schien ihm das schöne Gesicht mit einem spöttischen Lächeln überall hin zu folgen.

„Ich habe an meiner Sehkraft verloren," dachte er. „Ein vorsichtiger Mann würde über eine solche Erscheinung erschrecken und die Arbeit eine oder zwei Wochen einstellen; aber meine Zeit ist selbst für die Ruhe eines Tages zu kurz."

Er arbeitete jeden Tag mit zunehmendem Eifer, mit einer wilden Energie, die ihm früher selbst in den begeistertsten Augenblicken unbekannt gewesen. Er war wie ein Rennpferd, das seine Schnelligkeit verdoppelt, wenn das Ziel näher rückt und die Aussicht auf Erfolg zweifelhafter wird.

Die Prinzessin brachte den Morgen gewöhnlich mit dem Lesen einer französischen Novelle oder damit zu, daß sie ihre deutsche Gesellschafterin ausschalt, während die geduldige Abigail das lange schwarze Haar der Dame auskämmte. Der vorwurfsvolle Brief von Laurence Bell war

ihr eher angenehm als mißfällig. Er gewährte ihr eine Zerstreuung von fünf Minuten, und obschon seine Fassung nichts Originelles darbot, so war er doch besser als das letzte Pariser Erzeugniß, das ihr unausstehlich langweilig vorkam.

Der verzweifelte Ton des Briefes war für Giulia d'Aspromonte wirklich angenehm. Von ihrer frühesten Kindheit an, wo sie ihre Schönheit in der ärmlichen Umgebung ihrer Geburtsstätte glänzen ließ, hatte sie nach Lob und Bewunderung gedürstet, und jetzt, wo ihr Spiegel ihr sagte, daß ihre Schönheit im Abnehmen begriffen sei, war sie nur um so begieriger, den Tribut dieser verschwindenden Herrlichkeit einzuziehen. Arsene Houssaye sagt, daß die Jahre einer Frau bis zu ihrem vierzigsten Geburtstage nach Sommern gezählt werden können, sobald aber die Schönheit diesen verhängnißvollen Rubicon überschritten hat, zählt sie ihre Jahre nach Wintern, die ihre dunkeln Locken bleichen und ihre Rosen zum Welken bringen. Der Tag war sehr nahe, wo Madame d'Aspromonte die frostige Winterlandschaft betreten mußte, und das Bewußtsein, daß es so sei, diente keineswegs dazu, die Stimmung dieser Dame zu verbessern.

Der Brief des Malers trug den Stempel einer wirklichen Verzweiflung an sich, und dies war eine seltene Art von Schmeichelei, selbst für Giulia d'Aspromonte. Viele Männer hatten schon aus Anlaß ihrer Grausamkeit vom Sterben gesprochen, aber dieser war der erste Mann, dem es wirklich Ernst damit schien. Wahrscheinlich würde auch dieses Opfer mit der Zeit wieder genesen, irgend eine gewöhnliche Person aus seiner Lebenssphäre heirathen und

so den Ausgang des Trauerspiels verderben, aber mittler Weile war seine Verzweiflung interessant.

Die Eroberung eines jungen Malers war zwar nur ein kleiner Triumph für diese Dame, deren Schönheit und Reichthum das Gespräch und Wunder aller großen Städte des Continents gewesen, aber dieser schönen Anglerin, die ihre Leinen auswarf, um Männerherzen zu fangen, gewährte es ein besonderes Vergnügen, die Opfer, und wenn sie auch nur unbedeutend waren, an ihren Angelhaken zappeln zu sehen.

„Lassen Sie Mr. Bell zu wissen thun, daß ich zu ihm kommen will," sagte sie zu ihrer Gesellschafterin, die eine weit weniger wichtige Person war, als Mademoiselle Felicité. Dieses junge, blasse Mädchen besaß nämlich eine besondere Geschicklichkeit im Frisiren, und es ist weit leichter, ältliche deutsche Wittwen, die alle übeln Launen und Scheltworte zu ertragen vermögen, aufzufinden, als gewandte Pariserinnen mit einem natürlichen Talent zum Aufbau von Chignons und zur Anordnung von Bändern.

Die Prinzessin kleidete sich mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt und ging dann, einen Scharlachshawl um ihre königlichen Schultern, in das Atelier.

Als sie die Thüre öffnete, sprang Mr. Bell heftig empor und machte einige Schritte, als ob er der Zauberin entgegenstürzen wollte, aber im nächsten Augenblick blieb er plötzlich stehen und nahm eine steife Haltung an.

„Guten Morgen, Mr. Bell," sagte die Prinzessin.

„Guten Morgen, Madame. Ich hatte kaum zu hoffen gewagt, daß Sie mir nach — gestern die Ehre anthun würden, meine Bitte zu erfüllen."

Die Prinzessin sah ihren Schützling mit schalkhaftem Lächeln an und sagte dann in ihrem süßesten Tone:

„Wir haben Ihnen gestern einen kleinen Possen gespielt, mein Freund. Es war vielleicht nicht recht, aber was wollen Sie? Herr Fröhlich bestand darauf, diesen schwedischen Sänger am Samstag Abend, als Sie sich entfernt hatten, in meine Loge zu bringen, und da ich wünsche, daß er bei meinem nächsten Concert singt, so mußte ich höflich gegen ihn sein. Daher unsere gestrige Parthie nach Richmond. Sie ließen sich anmelden, als ich gerade bei meiner Toilette war, und da die Zeit zu einer Erklärung fehlte, so erlaubte ich meinen Leuten, die kleine Fabel wegen der Reise nach Brighton zu erfinden. Sie wissen, daß der Wagen nur vier Personen hält, und dann waren Sie in der letzten Zeit ein so schwermüthiger Gast, daß man sich fast einem ägyptischen Todtenkopf beim Banket gegenüber wähnte. Ich glaube, es ist das Vorrecht des Genies, schwermüthig zu sein."

„Nein, Madame, aber es ist Ihre glückliche Gabe, alle Diejenigen elend zu machen, die in Ihre Nähe kommen."

„Wirklich? Wie schade, daß Sie stets wiederkommen. Hier ist immer die Thüre. Und jetzt, wenn es Ihnen gefällig ist, zur Sitzung und, verstehen Sie mich wohl, daß es jedenfalls die letzte ist. Ich bin Ihrer Malerei ein wenig überdrüssig und denke, daß die Fornarina, welche Raphael saß, ihr Leben sehr trübselig gefunden haben muß."

Die Prinzessin warf sich in einen massiven alterthümlichen Lehnstuhl, in welchem einst infulirte Aebte gesessen. Sie ließ mit eisiger Gleichgiltigkeit ihren Kopf von dem

Maler in die passende Stellung bringen, und ließ dabei mehrmals ein hörbares Gähnen vernehmen. Dieses Gähnen reichte an sich schon hin, den jungen Mann, dessen Nerven so lange überspannt waren, zu entmuthigen und mit Ekel zu erfüllen. Er ging an sein Werk, aber mit niedergeschlagenem Gemüthe, und seine gedrückte Stimmung nahm mit dem Bewußtsein zu, daß er nichts Rechtes zu Stande brachte. Ein Anderes war es, dem widerstandslosen Haupte der Madame d'Aspromonte eine bestimmte Lage zu geben und ein Anderes, den gewünschten Ausdruck in diesen dunkeln, schmachtenden Augen, die den Hauptruhm seines Gemäldes bildeten, von ihr zu erlangen.

Heute lag weder Sanftheit noch Schmachten in den Augen der römischen Prinzessin. Sie folgten jeder Bewegung des Malers mit kalten, harten Blicken, die ihn zur Verzweiflung brachten und eine wahre Wuth in seinem Herzen entzündeten. Er hätte Pinsel und Palette mit einem wilden Fluch gegen dieses erbarmungslose Wesen auf den Boden werfen mögen. War dies dasselbe Weib, das in früheren Tagen, wenn er arbeitete, an seiner Seite stand und mit liebevollen Augen jede Bewegung seines Pinsels verfolgte? War dies dasselbe Weib, dessen Lippen solche prophetische Worte von künftiger Größe geäußert, dessen poetische Phantasie solche Träume von kommendem Ruhme gestaltet hatte?

„Wie Ihre Augen glänzen, Mr. Bell, wenn Sie mich anblicken!" sagte die Prinzessin nach ziemlich langem Schweigen. „Sie scheinen mir heute für Ihre Arbeit nicht in der besten Stimmung zu sein und ich muß fürchten, meine Zeit zu verlieren. Sie marschiren vor Ihrer Staffe-

lei auf und ab, aber Ihr Pinsel macht sich sehr wenig zu thun."

„Nein!" rief der junge Mann ungeduldig. „Ich kann heute nicht malen und werde es auch künftig nicht mehr können. Die Kraft zur Arbeit ist dahin. Die Macht des Willens, der Reichthum der Phantasie dahin — dahin. Mein Gehirn ist leer, kalt, dunkel wie das Grab. Ach, welch' eine Veränderung ist über mich gekommen, seit ich zuerst Ihre verhängnißvolle Schwelle überschritten habe, enthusiastisch, ehrgeizig, voll von glänzenden Hoffnungen und unbezähmbarem Muth! Heute zittert meine schwache Hand und sinkt bei der geringsten Entmuthigung kraftlos nieder. Meine erlahmte Phantasie kann den ohnmächtigen Träumen meines Gehirns keine Gestaltung mehr geben. Ach ja, Madame, Sie haben recht, ich bin heute nicht in guter Stimmung. Dies ist Ihr Werk, Prinzessin. Wenn es eine große That ist, Herzen zu brechen, so können Sie auf Ihren letzten Triumph stolz sein."

„Mein Werk?"

„Ja, das Ihrige. Sie sind es, die mein Gehirn in den Qualen eines beständigen Kampfes zwischen Hoffnung und Verzweiflung verzehrt haben. Sie sind es, die meine geistige Kraft in frivolen Aufregungen, und in den ohnmächtigen Bestrebungen, Ihren müßigen Launen und den Forderungen Ihrer Eitelkeit Genüge zu leisten, erschöpft haben. Mein Schicksal lag in Ihrer Hand. Welchen Gebrauch haben Sie von Ihrer Macht gemacht? Sie hätten mein Leitstern, mein guter Genius sein können, Sie hätten Ihren Einfluß auf eine edle Weise zu meinem Heile und zum Besten der Welt verwenden können; aber statt dessen

haben Sie mich zum Diener Ihrer Eitelkeit, zum Thoren Ihrer eigenen Thorheit gemacht. Und jetzt, wo meine Ergebenheit lästig wird, haben Sie weder Reue für das Uebel, das Sie angerichtet, noch Mitleid für Ihr Opfer. O warum, warum sind Sie so grausam mit mir verfahren? Welches Unrecht habe ich Ihnen ohne mein Wissen zugefügt? Welches corsische Rachegelübde haben Sie gegen mich geschworen? Welchen höllischen Mächten haben Sie gelobt, solche unmenschliche Qual einem unglücklichen Mitgeschöpfe anzuthun, dessen einziges Verbrechen war, Sie zu lieben und Ihnen zu vertrauen?"

„Ich bin hierher gekommen, um für mein Bild zu sitzen, Mr. Bell," sagte die Prinzessin kalt, „und ich bin nicht in der Laune, melodramatische Tiraden anzuhören. Des Abends unter den Bühnenlampen und mit passendem Costüm möchte Ihre Rede Unterhaltung gewähren; jetzt aber ist mir eine solche Morgenunterhaltung bereits zu viel und ich mag nicht länger verweilen, um eine zweite anzuhören."

„Sie gehen aus?"

„Ja," erwiederte Madame d'Aspromonte, mit ihrer Uhr in der Hand. „Ich hätte schon um drei Uhr im Concertsaale von Hannover-square sein sollen, und jetzt sind es bereits zehn Minuten darüber."

„Sie gehen zu einem Morgenconcert?"

„Ja."

„In welchem natürlich Signor Vitzi singt?"

„Ich verstehe das „natürlich" nicht. Aber es kann sein. Es ist sehr möglich, daß sich Signor Vitzi unter den Künstlern befindet."

Der Maler erwiederte nichts darauf. Seine Leidenschaft hatte sich in dem Strome von Vorwürfen erschöpft, mit denen er es zum ersten Male gewagt, seine Beschützerin anzugreifen. Was konnte er noch mehr sagen? Und welches Recht hatte er, so viel zu sagen? Wen oder was hatte er anzuschuldigen, als sich selbst und seine eigene Thorheit? Diese Dame hatte sich herabgelassen, seine Beschützerin zu sein; sie hatte ihm ein Werk aufgetragen, das, mit Erfolg ausgeführt, ihm Ruhm und Vermögen eingebracht hätte.

Hatte er in all' diesem eine gegründete Ursache zur Klage?

Der gemeine Menschenverstand würde mit Nein antworten, aber ein feineres Gefühl als der gemeine Menschenverstand sagte Laurence Bell, daß man ein Unrecht an ihm begangen. Er war zum Spielzeug einer Weiberlaune gemacht worden und jetzt, wo diese Laune einer neuen Grille Platz gemacht, theilte er das Schicksall aller Spielzeuge. Sie hatte ihres eigenen Vergnügens wegen und nicht zu seinem Besten die Gönnerin gegen ihn gespielt und sie wollte ihm ihre Gönnerschaft keine Stunde länger angedeihen lassen, als ihre Grille dauerte.

Dies war das Unrecht, das sie ihm angethan, und außerdem gab es noch ein tieferes Unrecht, das sie ihm zugefügt, ein Unrecht durch zärtliche Blicke, die keine Bedeutung hatten, durch sanfte Worte, in denen weder Gefühl, noch Aufrichtigkeit lag, durch alle jene Verführungskünste, welche man Coquetterie nennt.

Die Prinzessin erhob sich und zog ihren Shawl um ihre Schultern.

„Unsere letzte Sitzung ist zu Ende, Mr. Bell," sagte sie in ihrem eisigsten Tone, „wann kann ich die Ehre haben, mein Portrait zu sehen?"

„Wann Sie es wünschen," antwortete der Maler niedergeschlagen. „Ich finde es hart, mir selbst Genüge zu thun; wenn aber Mühe und Arbeit etwas Vollendetes schaffen können, so habe ich den rechten Weg eingeschlagen."

„Wann muß Ihr Bild zur Ausstellung gesendet werden?"

„In den nächsten vierzehn Tagen."

„Gut. Es wäre mir lieb, wenn ich das Bild einigen Freunden zeigen könnte, ehe es eingesendet wird. Ist es bis zum nächsten Sonntag beendigt?"

„Ja, Madame."

„Wollen Sie also am nächsten Sonntage Ihren Freund Mocatti mitbringen und die Thüren Ihrer geheimnißvollen Staffelei aufschließen?"

„Wie Sie wünschen, Madame."

„Und nachher werde ich wohl mit der Decorirung meines Musiksaals beginnen können?"

„Madame!"

„Ich will damit sagen, daß Sie dieses Zimmers nicht länger als Atelier bedürfen werden; denn selbstverständlich ist es eine ausgemachte Sache, daß die Idee mit den Fresken aufgegeben ist."

„Ganz wie Sie wünschen, Madame," antwortete der Maler, dessen Antworten lauteten, als ob sie von den Lippen eines Automaten kämen.

„Es ist nicht Alles, wie ich es wünsche. Mein Wunsch war, meinen Musiksaal mit Fresken geschmückt

zu sehen; da ich aber nicht hoffen kann, das ehrwürdige Alter von Abraham oder Methusalem zu erreichen, so habe ich einen Westend=Tapezierer beauftragt, meinen Saal im Renaissancestyl auszuschmücken. Es thut mir wirklich leid, daß Ihr Amphion und Orpheus solche unbrauchbare Leute waren."

Laurence Bell warf einen verzweifelnden Blick nach der Ecke, wo der Schäfer des Berges Citheron mit dem Gesichte gegen die Wand lehnte. Ja, man hatte ihm die Gelegenheit geboten, wie sie selten einem ehrgeizigen Jünglinge zu Theil wird, und er hatte sie in schwachen Versuchen, in kindischen Bestrebungen, das Unmögliche zu erreichen, vergeudet. Kein Wunder, daß er die Geduld einer Dame erschöpfen mußte, die keineswegs zu den Geduldigen ihres Geschlechts gehörte. Und doch hatte er sich so Vieles und so Großes vorgenommen, hatte so glänzende Träume geträumt. Alles war jetzt vorüber. Die stolzen Lippen seiner Beschützerin hatten ihm so eben seinen Abschied gegeben. Sie war mit ihm fertig. Sie sagte ihm das mit den kältesten, einfachsten Worten. Seine leidenschaftlichen Vorwürfe hatten keinen Zorn in ihrer Brust erregt. Sie war zu gleichgiltig, um zornig zu werden. Mit einfacheren Worten, mit kälterem Tone hätte sie kaum einen Bedienten entlassen können.

Und doch war er zu ihren Füßen gesessen und hatte die Geschichte seiner Liebe, zwar nicht ganz offen, aber in einer so dünn verschleierten Sprache und mit so schlecht verhehlter Leidenschaft erzählt, daß dieses Weib wirklich stumpf und kalt sein mußte, wenn es dieses wild schlagende Herz nicht verstand.

Alles war vorüber. Laurence Bell stand mit weißen Lippen und niedergeschlagenen Augen da, als die Prinzessin das Gemach verließ. Er blickte nicht einmal auf, um ihr nachzusehen, obschon mit ihren Fußtritten seine letzte Hoffnung dahinschwand. Das Rauschen ihres seidenen Kleides sagte ihm, daß sie sich entfernt hatte. Sein eigenes Herz sagte ihm, daß sie so vollständig aus seinem Leben, als aus diesem Gemach verschwunden war.

Zweite Scene.

Madame ist nachdenkend.

Madame d'Aspromonte war mit der Anordnung für ihr zweites Concert beschäftigt und der schwedische Tenor wurde eingeladen, eine hervorragende Rolle in demselben auszufüllen. Er war andern Sängern, die der Dame zur Verfügung standen, keineswegs überlegen; er war blos ein wenig neuer und nach Neuheit in der einen oder andern Weise seufzte die Prinzessin.

Madame d'Aspromonte versprach sich eine gewisse Befriedigung ihrer Eitelkeit von der Ausstellung des Gemäldes, das so lange Zeit zu seiner Vollendung bedurft. Die enthusiastische Hingebung des Malers an dieses einzige Werk hatte in dem bevorrechteten Kreise von Adrians Villa vielfaches Gerede veranlaßt. Die Leute hörten von der Staffelei mit verschlossenen Thüren und waren sogleich bereit, die Thorheit des jungen Mannes zu verurtheilen.

„Von dem Lärmmachen in der Kunst ist noch nie etwas Gutes gekommen,“ sagte der Akademiker Sir Edgar

Verbochhöven ernst; Rubens und Vandyk haben ihre besten Werke so ruhig geschaffen, als ob sie Bäcker wären. Nehmen Sie die Dinge mit Ruhe, mein lieber Mr. Bell, wenn Sie groß werden wollen."

Es gab aber auch noch Andere, die den Enthusiasmus des jungen Malers weniger freundlich beurtheilten.

„Er spielt seine Karten sehr geschickt," sagte ein neidischer Nebenbuhler. „Er weiß, daß keine Schmeichelei für die Aspromonte zu groß ist und er stellt sich närrisch, in der Hoffnung, eine reiche Frau zu bekommen."

Aufmerksamere Beobachter schüttelten dagegen traurig den Kopf, wenn sie von dem Schützling der Prinzessin sprachen. „Der Stempel des Todes liegt auf seinem Gesichte," sagten sie, „und dieses Weib ist für sein vorzeitiges Ende verantwortlich."

Das Interesse, das man an dem verborgenen Gemälde nahm, war sehr allgemein. Die Boshaften nährten die Hoffnung, einem schmählichen Durchfall beiwohnen zu können, die Gleichgiltigen erwarteten davon eine angenehme Befriedigung ihrer Neugierde und die Kunstliebhaber freuten sich auf eine Gelegenheit, bei der sie ihr kritisches Licht leuchten lassen konnten. Und dann bot die Ausstellung des Gemäldes gerade den günstigsten Anlaß für eines jener klassischen Feste, in deren Anordnung Madame d'Aspromonte Meisterin war.

Deshalb wurden die Einladungen der Madame Baumgarten, der Duenna der Prinzessin, zu einem Imbiß für den folgenden Sonntag überall mit den lebhaftesten Erwartungen aufgenommen.

Während die deutsche Wittwe ihre Einladungen

schrieb, gab ihre herrische Gebieterin in dem geheiligten Raume ihres Boudoirs dem Herrn Fröhlich Audienz. Der Professor war seit seiner Rückkehr von dem Continent schon mehrmals in dieses Heiligthum zugelassen worden und die Dienerschaft der Prinzessin war bereits begierig darauf, ob dieser deutsche Musiker wirklich in die Schuhe von Benjamin d'Aspromonte treten werde. Die Unterredung zwischen den Beiden war indeß keineswegs angenehmer Art. Auf der Stirne der Dame stand ein schwarzes Gewitter, während der Herr das ruhige Aussehen eines Mannes hatte, der an Stürme gewöhnt ist.

„Und die Panama's sind gefallen?" sagte die Prinzessin mit mürrischer Düsterheit in ihrem Tone und Wesen.

„Sie sind gefallen und fallen alle Tage und von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde."

„Und die Bewässerungsgesellschaft?"

„Hat Fiasco gemacht. Die eingezahlten Actien werden um eine Bagatelle verkauft. Niemand will etwas damit zu schaffen haben."

„Habe ich viel Geld für diese Speculation gewagt?"

„Eine Kleinigkeit für die Vertreterin einer Firma, die einst fast so groß war als das Haus von Carolio degli Alberti, aber dennoch mehr, als Sie vielleicht zu verlieren wünschen."

„Ich kann kein Geld mehr verlieren," sagte sie in gereiztem Tone. „Sie denken und alle Welt scheint zu denken, daß ich mein Vermögen nach Millionen zähle; aber das ist nicht mehr der Fall. Als mein Gatte starb, hinterließ er mir einen Reichthum, dessen Ausdehnung Niemand zu bestimmen vermochte."

„Das ist richtig," erwiederte Herr Fröhlich in seinem gewöhnlichen ruhigen Tone, „unglücklicher Weise aber ließ er sie auch als einen Mittelpunkt in dem Labyrinthe des Handels zurück. Madame, Sie waren die Besitzerin einer Goldmine, aber sie wußten nicht mit derselben umzugehen. Unglücklicher Weise brachte Ihnen Ihre Sucht nach Aufregung einen Geschmack für Speculation bei. Sie wußten, daß der Reichthum Ihres Gatten ihm aus allen Theilen der Welt zugeflossen war. Die Mittel, die ihn reich gemacht, standen Ihnen ebenfalls zu Gebote. Nur Eines fehlte Ihnen und das war die Erfahrung von Benjamin d'Aspromonte. Madame, Sie hatten Ihre Aufregung, und ich hoffe, daß Sie dieselbe nicht zu theuer bezahlt zu haben wähnen."

Seit einiger Zeit hatte Herr Fröhlich eine eigenthümliche Stellung bei „seiner" Prinzessin eingenommen. Es war ihre Gewohnheit, ihn über alle ihre Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen, seinen Rath mit rücksichtsloser Verachtung zurückzuweisen, wenn er nicht nach ihrer augenblicklichen Laune war, und ihn mit Tadel und Vorwürfen zu überhäufen, wenn sie durch die Folgen ihrer eigenen Thorheit zu leiden hatte. Herr Fröhlich ertrug alles Dies mit erhabener Geduld, jedoch nicht ganz ohne Erwartung auf künftige Belohnung. Er war der intime Freund und Vertraute ihres verstorbenen Gatten gewesen und würde, da er in seiner Jugend in einem Bankhause gearbeitet hatte und ein gewiegter Geschäftsmann war, sehr wahrscheinlich eine Art Vormundschaft über die Angelegenheiten der ungestümen Dame erhalten haben, wenn der alte Benjamin, der Niemand traute, nicht alle Wochen

sein Testament geändert hätte. So wurde seine Wittwe am Ende die unumschränkte Gebieterin seines colossalen Vermögens.

Der alte Mann war mit dem drückenden Bewußtsein gestorben, daß sein Geld verschleudert werden würde.

„Sie wird es in tausend Thorheiten vergeuden, Sie wird es in alle Gassen von Europa streuen. Sie würde das Vermögen von einem Dutzend Pereiras in ebenso vielen Jahren aufzehren," sagte er kläglich. Seine schlimme Prophezeiung blieb nicht ganz unerfüllt, aber selbst die ausschweifende Verschwendung der Madame d'Aspromonte war nicht im Stande gewesen, die Früchte einer langen glücklichen Laufbahn in der Handelswelt zu erschöpfen. Die Prinzessin war noch immer eine reiche Frau; aber sie hatte viel Geld verschleudert und verloren und obschon ihr die Verschwendung zur andern Natur geworden, so war ihr doch der Verlust sehr bitter. Dieses Weib, das für eine augenblickliche Laune ungeheure Summen ausgeben konnte, hegte desohngeachtet eine schmutzige Liebe zum Gelde um seiner selbstwillen.

„Lassen Sie alle diese Actien verkaufen, morgen — heute noch wenn möglich."

„Es würde besser sein, sie zu behalten," warf der Professor ein.

„Und Alles verlieren? Nein! Ich will sogleich ausverkaufen," rief sie heftig. „Alles ist mir in diesem Jahre unglücklich gegangen, Verlust hier, Verlust dort, Verlust auf allen Seiten. Wissen Sie, Maximilian Fröhlich, daß es mir zuweilen vorkommt, als würde ich arm sterben?"

Keine Worte vermögen das Entsetzen in dem Blicke und Tone der Dame auszudrücken, als sie diese Worte sprach. Diesem Weibe, das die natürlichen Neigungen, die Freuden und Sorgen nicht kannte, die das Leben anderer Frauen ausmachen, galt die Armuth für das größte Unglück. Die Dinge zu verlieren, die das Leben angenehm machen, aufzuhören in unerschöpflichem Reichthum zu schwelgen, das war es, was Madame d'Aspromonte unter dem Worte Armuth verstand.

Und doch gab es einmal eine Zeit, wo sie die Tochter eines armen Schenkwirths war, der sich glücklich schätzte, wenn er seinem Kinde einen neuen Rock zum Sonntagsstaate kaufen konnte. Ja, aber diese Zeit war längst vorüber und in jenen Tagen war Giulia reich in dem Bewußtsein ihrer frischen jungen Schönheit und in dem prophetischen Instinct gewesen, daß ihr ein großer Preis in der allgemeinen Lotterie zufallen werde.

Aufhören reich zu sein, jetzt, wo der Reichthum die einzige Wirklichkeit in ihrem Leben bildete, würde ein Unglück sein, für dessen Schrecken die Sprache keinen Ausdruck hatte.

Lange Zeit, nachdem sie ihr Freund und Rathgeber verlassen hatte, saß sie in düsterer Träumerei versunken da und sann über die Möglichkeit eines solchen gräßlichen Falles nach.

Maximilian Fröhlich entfernte sich mit einem schlauen Lächeln auf dem Gesichte.

„Sie beginnt ihre Hilflosigkeit zu entdecken," sagte er zu sich, „und wenn sie ein wenig mehr Geld verloren hat und die Nachtheile, allen ihren Launen nachzuhängen,

etwas schärfer fühlt, dann wird meine Zeit nicht mehr ferne sein. Es giebt nichts Unmögliches für den Mann, der zu warten versteht."

Dritte Scene.

Können Sie dort etwas sehen?

Laurence Bell arbeitete während dieser letzten Woche, an deren Schluß die Würfel fallen sollten, mit rastloser Thätigkeit an seinem Bilde. Er lebte in dem Atelier, aber er wurde nicht mehr von der Dame des Hauses gestört. Die langen Tage gingen hin und Niemand kam in seine Nähe, mit Ausnahme eines Dieners, der ihm mit der Miene eines Kerkermeisters, welcher einen Staatsgefangenen bedient, auf einem Teller Brod und Wein brachte.

Eines Morgens kamen die Leute des Tapezierers, um das Maß vom Saale zu nehmen, und der Maler blickte sie an, als ob sie die Vollstrecker irgend eines schrecklichen Urtheilsspruchs wären.

Als die Männer sich wieder entfernt hatten, setzte sich der Maler neben seinem Haufen Skizzen auf den Boden und schnitt mit einer Scheere so erbarmungslos wie Atropos die Leinwand in Stücke. Er hatte eine Wuth, die in ihrer unvernünftigen Heftigkeit fast kindisch war. Ah, welche Sorge, welches Nachdenken, welche Mühe hatte er dem großen Werke gewidmet, das niemals ausgeführt werden sollte.

Als er die Zerstörung beendigt hatte, kehrte er zu seinem Bilde zurück. Seine Arbeit beschränkte sich jetzt auf Kleinigkeiten, hauptsächlich auf die Ausführung der

goldenen Arabesken, welche die Draperie schmückten. Die Frau lächelte auf ihn nieder, während er am Saume ihres Mantels arbeitete. Sie trat gediegen wie eine Bildsäule aus der Leinwand heraus mit einem leuchtenden Nebel um das Haupt. Er vermochte kaum der Einbildung zu widerstehen, daß ihr Busen mit dem Herzschlag sich hebe und falle und daß ihr Fleisch seine Farbe von wirklichem Lebensblut erhalte. Wie oft war er versucht, seine trockenen Lippen auf die weiße Schulter zu pressen, die sich fast wie Marmor von dem purpurnen Faltenwurf abhob.

„O Gott, behüte mich vor Wahnsinn!" rief er, als er am letzten Abende beim scheidenden Licht des Tags von seinem Bilde Abschied nahm und seine Illusion größer als jemals war. „Das Weib lebt. Ihre Blicke folgen mir, wie die Blicke des Ungeheuers Frankenstein verfolgten und selbst ihre Schönheit ist schrecklich, denn sie ist nicht die Schönheit eines von Gott erschaffenen, sondern eines unheiligen Wesens."

Diese sonderbaren Phantasien kennzeichnen mehr als alles Andere den Gemüthszustand des Malers.

Während der letzten Woche sah Mocatti sehr wenig von seinem Schützling. Er fand sich am Dienstag Abend, dem gewöhnlichen Empfangstag der Prinzessin, in Adrians Villa ein, aber Laurence Bell war nicht unter den Gästen, welche die Säle füllten.

Madame d'Aspromonte beehrte ihren alten Freund mit einem ihrer süßesten Lächeln.

„Sie waren bei unserm letzten Zusammentreffen sehr unartig, mein Freund," sagte sie lachend, „aber ich

bin nicht unerbittlich. Das Bild Ihres Schützlings wird am nächsten Sonntag vor meinen Freunden ausgestellt. Sie werden natürlich ebenfalls kommen."

Mr. Mocatti dankte seiner Prinzessin für die gütige Erlaubniß und entfernte sich, erfreut darüber, daß er Laurence nicht in dem überfüllten Tempel getroffen hatte, in welchem die falsche Göttin die Anbetung ihrer Verehrer hinnahm.

Er sprach im Laufe der Woche in der North Audley-Straße vor, aber Laurence war nicht dort zu finden und Mocatti hatte keine Lust, ihn in seinem Atelier aufzusuchen.

„Am Sonntag wird sich Alles entscheiden," sagte er zu sich, „der Erfolg wird meinen armen Laurence trösten. Wenn sich das Glück ihm günstig erweist, so wird er vergessen, daß Giulia d'Aspromonte grausam ist. Ich will ihn dann an einen angenehmen Ort auf dem Lande bringen, wo er wieder Gesundheit und Kraft erlangen kann. Wenn aber das Portrait Fiasco machen sollte —"

Doch dies war ein Gedankengang, den der neapolitanische Bilderhändler nicht weiter verfolgen mochte. Es lag etwas in dem Gesichte von Laurence Bell, was ihm verkündete, daß der junge Mann schwerlich den harten Stoß eines ungünstigen Geschicks auszuhalten vermöge. Ein freundlicher Strahl warmen Sonnenscheins mochte vielleicht die Frische und Lebenskraft dieser hinwelkenden Pflanze wiederherstellen; würde sie aber auch die rauhen Sturmwinde und kalten Regengüsse überleben?

Der Gemäldehändler hatte noch andere Schützlinge, deren Werke für die jährliche Ausstellung in Trafalgar Square vorbereitet wurden, und es fehlte ihm deshalb

in dieser letzten Woche nicht an Beschäftigung, aber sein Herz wie sein Ehrgeiz waren bei dem kleinen Schneiderjungen, den er von einer Haustreppe aufgelesen und aus dem er einen Raphael zu machen gedachte.

Am Sonntag früh begab er sich nach der North Audley-Straße, nachdem er Laurence durch ein Billet benachrichtigt hatte, daß er ihn in seinem Wagen nach der Villa bringen wolle. Der junge Mann war noch nicht lange aufgestanden und mit einer Nachlässigkeit gekleidet, die gerade das Gegentheil von der stutzerhaften Eleganz war, durch die er sich seit seiner Bekanntschaft mit der Prinzessin ausgezeichnet hatte. Trotz seines späten Aufstehens sah er matt und hohläugig aus, ein Beweis, daß er eine schlaflose Nacht zugebracht hatte.

„Aber, mein Freund, wie nachlässig ist heute Dein Anzug!" rief Mocatti. „Bringe doch Deine Haare in Ordnung. Muth, mein Kind; ich bin nicht gekommen, um Dich zur Guillotine zu führen. Denke, daß ich einer der Führer bin, der junge Genies zum Tempel des Ruhms geleitet. Komm', Laurence, Du mußt Deinen Kopf hoch tragen, es ist heute der Wendepunkt Deines Geschicks."

Mit ermuthigenden Gesprächen dieser Art suchte Antonio Mocatti den Weg nach der Villa zu verkürzen. Mehr als ein Fußgänger kam in Gefahr überfahren zu werden, denn Mr. Mocatti suchte seiner Unruhe durch rasendes Fahren Luft zu machen. Es scheint in jeder, nur einigermaßen empfindlichen Brust ein gewisses Vorgefühl eines kommenden Unglücks zu liegen. Dem Neapolitaner kam es jetzt auf diesem kurzen Wege zwischen der

North Audley-Straße und Fulham gerade so vor, als ob er den Sarg seines Schützlings zum letzten Ruheplatz und nicht den jungen Maler zu einem erwarteten Triumph fahre.

Der Speisesaal der Prinzessin war mit Gästen angefüllt und der Koch und Zuckerbäcker der Dame hatten Alles aufgeboten, um ihr bei dieser Gelegenheit Ehre zu machen.

Sie bewegte sich wie eine Königin unter ihren Besuchern hin und her und nahm mit der herablassenden Miene einer Souverainin die Huldigungen hin, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden. Laurence Bell's eingefallenes Gesicht bildete einen lebhaften Contrast zu dieser heiteren Versammlung, von der die meisten Theilnehmer kein anderes Lebensziel kannten, als immer neue Vergnügungen aufzusuchen. Diese frivolen Personen gafften Mr. Bell wie eine Naturseltenheit an und machten dann in hörbarem Murmeln über sein Aussehen ihre trivialen Bemerkungen.

Als Laurence Gelegenheit fand, sich seiner Beschützerin zu nähern, thronte sie in Mitte eines Kreises von Anbetern. Sie saß in einem ihrer niedrigen römischen Stühle, einen weißen, mit goldenen Fransen besetzten Shawl malerisch um die Schultern geschlungen, in dem sie wie eine Kaiserin aussah. Niemals war diese Frau ihrem Opfer so schön vorgekommen, als in diesem Augenblicke, wo sie ihn mit kalter Gleichgiltigkeit und mit ceremoniellem Lächeln auf den Lippen anschaute.

„Endlich, Mr. Bell," sagte sie. „Meine Freunde

sind alle voll Ungeduld, das lang versprochene Bild zu sehen."

Der junge Mann machte sich verlegen mit einem Schlüssel, der an seiner Uhrkette hing, zu schaffen. Es war der Schlüssel, der die Thüren seiner Staffelei öffnete, diese Thüren, die seinen Schatz bewachten. Aengstlich von Einem zum Andern blickend, begegnete er dem ernsten Gesichte von Sir Edgar Verbochhöven, dem großen Maler, und da fühlte er, daß sich wenigstens Einer in dem Kreise befand, der in dieser Krisis seines Lebens mit ihm sympathisiren konnte.

Der große Maler lächelte gnädig, als er dieser flehenden Blicke ansichtig wurde.

Madame d'Aspromonte erhob sich von ihrem niedrigen Sitze mit einer halb schlaffen, halb ungeduldigen Miene, als ob ihr die vorliegende Aufgabe einigermaßen unangenehm wäre und deshalb nicht schnell genug abgethan werden könnte.

„Gehen Sie voraus, Mr. Bell," sagte sie, den Arm eines ältlichen Diplomaten nehmend, der in den letzten zehn Jahren seines Lebens ihr geduldiger Anbeter gewesen.

„Kommen Sie, Sir Henry; wenn das Bild ist, was ein Portrait sein soll, so werden Sie mich sehen, wie ich war, als Sie zuerst nach Rom kamen."

„In diesem Falle werde ich Helena sehen, wie sie zuerst von Paris erblickt wurde," antwortete der Galan; „aber ich weiß kaum, ob ich die Juno von heute für die Helena von gestern umtauschen möchte," setzte er mit süßer Stimme hinzu.

Unter den Anwesenden entstand jetzt eine lebhafte

Bewegung. Die seidenen Kleider machten ein Geräusch wie der Flügelschlag von vielen Vögeln. Signor Mocatti schob seinen Arm durch den des Mr. Bell und zog ihn nach dem großen leeren Saal, wo in einsamem Zustande die Staffelei stand.

„Muth, mein Freund!“ flüsterte er, als Laurence die Hand an das Schloß legte.

„Muth!“ erwiederte der Maler, „ja, ich habe Muth. Ich fürchte jetzt nichts mehr. Sie denken, daß ich das Versprechen nicht gehalten, das ich Ihnen gegeben, Madame d'Aspromonte? Sie denken, daß ich das kindische Talent, das Ihre Hoffnungen erregte, zu Schanden gemacht habe, Mr. Mocatti? Sie sagen, ich habe meine Zeit vertändelt, Monate vergeudet und nichts zu Stande gebracht? Meine Antwort ist hier, hier in dem Bilde, mit dem ich stehen und fallen will.“

Es lag eine fieberhafte Heiterkeit in seinem Wesen. Er trug sein Haupt hoch und begegnete den kalten Augen von Giulia d'Aspromonte mit trotzigen Blicken. Er war nicht mehr ein Bild unerwiederter Liebe, niedergeschlagen und verzweifelnd, sondern selbstbewußt und hoffnungsvoll, ein Bild des Genius. Er überblickte die gemischte Versammlung mit einem frostigen Lächeln, als ob er sagen wollte: Ich nehme meinen Stand in der bezauberten Gegend, der ihr nicht nahen dürft, und dort habe ich einen Rang, den ich nicht für ein Herzogthum im Reiche der Sterblichen austauschen möchte.“

Er drehte den Schlüssel im Schlosse, schlug die Thüren der Staffelei aus einander und schaute mit einem Blick unverhohlenen Triumphes im Kreise umher.

Madame d'Aspromonte und ihre Gäste drängten vor, als die Thüren sich öffneten, die Prinzessin in der Mitte, die Neugierigste unter den Neugierigen. Sit beugte sich mit einem coquetten Lächeln im Gesichte vor, einem Lächeln, wie sie es zur Schau tragen mochte, wenn sie irgend ein neues Toilettenstück, von dem sie sich eine besondere Wirkung versprach, vor dem Spiegel anprobirte.

Wie die neugierigen Gesichter sich näher an das Bild drängten, stand der Maler wie eine Statue da und bot ihnen mit der Heiterkeit des bewußten Triumphes die Stirne.

Eine plötzliche eigenthümliche Bewegung entstand unter der erwartungsvollen Menge und auf allen Gesichtern ließen sich verlegene, verwunderte Blicke wahrnehmen.

„Ah," rief der Maler mit Entzücken, „selbst Sie sind überrascht, Madame d'Aspromonte. Sie erwarteten ein Bild zu sehen, und Sie erblicken ein Weib, eine Göttin, sich selbst, wie Sie waren, als Ihr Name Here war, und Ihr Palast im Olympus stand. Sie wundern sich, daß die Kunst Solches leisten kann? Sie wissen nicht, wie viel sich vollbringen läßt, wenn Gedanken und Wille fest auf einem Gegenstande concentrirt sind. Sehen Sie, Mocatti," fuhr er fort, den Arm seines Beschützers ergreifend und mit gedämpfter Stimme eifrig zu ihm sprechend, ohne die gaffende Menge, die sich vordrängte und erstaunt die Leinwand betrachtete, zu beachten, „sehen Sie, wie voll in ihren Umrissen die Gestalt aus dem Hintergrunde hervortritt. Ich sagte Ihnen ja, daß ich meine Zeit nicht vergeudet habe. Sie werden mir jetzt

vergeben, daß ich so wenig gethan. Nicht wahr, Sie sind jetzt zufrieden? Sehen Sie diese zartweißen Schultern, von welchen der Mantel herabschlüpft? Sehen Sie nicht die gleitende Bewegung des schweren Stoffs auf dem weichen Fleisch? Und dieser vollendete, runde Arm — strecken Sie nicht unwillkürlich Ihre Hand aus, um ihn zu ergreifen?"

Der Maler hielt athemlos inne. Auf seine leidenschaftliche Ergießung folgte eine drückende Stille, die durch kein Wort des Lobes oder Tadels unterbrochen wurde. Madame d'Aspromonte stand mit gerunzelter Stirne und einem Gesichte, in dem sich Aerger und Verwirrung ausdrückte, vor der Staffelei. Die Gesellschaft im Allgemeinen sah verlegen darein, da sie nicht recht wußte, wie sie sich benehmen sollte. Mr. Mocatti's dunkles Gesicht hatte plötzlich eine beunruhigende Bläße angenommen. Er blickte von der Leinwand auf den Maler und vom Maler auf die Leinwand und Sir Edgar Verbochhöven folgte den Augen des Händlers.

„Darf ich Sie fragen, Mr. Bell, ob dies ein Scherz ist?" sagte die Prinzessin endlich in einem so frostigen Tone, daß es schien, als ob das dichte Schweigen durch die scharfe Schneide eines Schwertes plötzlich gespalten worden sei. „Leider muß ich aber sagen, daß dies ein sehr einfältiger Spaß ist und Sie werden mich verbinden, wenn Sie die blanke Leinwand entfernen und meine Freunde Ihr Bild sehen lassen wollen!"

Der Maler starrte die Sprecherin einen Augenblick erschrocken an und dann wendete er sich mit einer leidenschaftlichen Geberde von ihr ab.

„O Mocatti,“ rief er verzweifelnd, „ihr Herz ist härter als Stein. Selbst mein Triumph kann sie nicht rühren.“

Er trat ein wenig von der Staffelei zurück und blickte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit auf die Leinwand. Sir Edgar und Mocatti sahen einander an, während der junge Mann in Verzückung da stand, Alles, was um ihn vorging, vergessend.

„Sehen Sie etwas?“ fragte Sir Edgar.

„Nichts,“ antwortete Mocatti. „Doch warten Sie, wir werden es vielleicht in unrechtem Lichte ansehen.“

Und dann untersuchte Mr. Mocatti mit steigender Verlegenheit im Gesichte das Werk, auf das sein Schützling so viele Monate seines Lebens verwendet hatte. Er besah die Leinwand von der Linken, von der Rechten, von Oben, von Unten, aber stets mit demselben Erfolg. Die Arbeit dieser angstvollen Tage, das Studium dieser schlaflosen Nächte sprach sich in einem Chaos von Farben aus, von denen die eine auf der anderen in wirrer Unordnung aufgetragen war, in einem Netzwerk von Linien, die formlos in einander liefen, als hätte eine ganze Gesellschaft von Spinnen daran gewebt.

„Halt, da ist etwas übrig geblieben!“ rief Mocatti plötzlich, auf eine leuchtende Stelle in Mitte dieses sonderbaren Farbenchaos hindeutend.

Eine Hand, die Hand einer Maria Stuart, sah aus diesem Farbenwirrwarr hervor, als ob sich ein Vorhang von dunklem Zeuge von einander gethan hätte, eine Hand, auf die Titian hätte stolz sein können, das einzige übriggebliebene Bruchstück des Meisterwerkes, das der Maler

nach Art des Pygmaleon während so mancher trauriger Tage des Schmerzes und der Leidenschaft angebetet hatte. Er hatte sein Bild übermalt. Mit unendlicher Mühe und Geduld hatte Laurence Bell das Werk seiner eigenen Hände zerstört, in dem festen Glauben, daß er mit jedem Pinselstrich dem Ideal der Vollkommenheit, wonach seine Seele dürstete, näher komme. Er hatte sich jedem Rathe verschlossen und nur seinen eigenen Eingebungen gefolgt. Er hatte vergessen, daß die Augen des Genies sehr leicht durch den übernatürlichen Glanz seiner eigenen Visionen geblendet werden und daß das Genie niemals schlecht dabei fährt, wenn es von dem gemeinen Menschenverstand zuweilen einen Rath annimmt.

„Hinter diesem Vorhang ist eine Göttin!" rief Mocatti. „Komm', mein Freund, blicke mich nicht mit so verblüffter Miene an. Du hast Dein Bild übermalt — das ist Alles. Raphael hat vielleicht dasselbe gethan, obschon uns Fasari nichts davon erzählt. Du wirst von dieser Erfahrung Vortheil ziehen und nicht mehr mit Deinem Bilde coquettiren. Glaube mir, mein Freund, der Rath eines praktischen Mannes kann niemals schaden.

Laurence Bell sah seinen Beschützer mit der Miene eines Mannes an, der sich umsonst bemüht, mit irgend einer überwältigenden Verlegenheit zu kämpfen.

„Ihr habt euch Alle verschworen, mich zum Besten zu haben," rief er leidenschaftlich. „Ihr wißt nicht, was Ihr thut. Ihr wißt nicht —"

Sein Zornesausbruch endigte in ein krankhaftes Schluchzen. Sir Edgar Verbochhöven legte seinen Arm in den des jungen Mannes und zog ihn sanft aus dem

Kreise der nichtssagenden Gesichter, auf denen sich jetzt ein ironisches Lächeln zu zeigen begann.

„Lassen Sie uns gehen," sagte er mit ernster, theilnahmsvoller Stimme, „kommen Sie mit mir, Mr. Bell. Wenn Sie ein Fiasco gemacht, so ist kein Anlaß vorhanden, diese Leute Ihren Verdruß sehen zu lassen. Sie werden, ehe das Jahr um ist, etwas Großes vollbringen, ich bin davon überzeugt."

Sie waren soeben durch die Orangerie gekommen, und in das daran stoßende Zimmer eingetreten. Laurence Bell sank hilflos wie ein Bild und ohne alle Kraft, seine Bewegung zu bemeistern, auf einen Stuhl.

„Sehen Sie mich an, Sir Edgar," sagte er, „und fragen Sie sich selbst, ob ich jemals wieder ein Bild malen werde. O, Sie wissen nicht, was ich von diesem Portrait hoffte. Sie wissen nicht, wie hart ich gearbeitet habe."

„Sie haben zu hart und zu anhaltend gearbeitet. Sie hatten alles Gefühl der Form verloren; das Ideal Ihres Bildes prägte sich so lebhaft Ihrem Gehirn ein, daß Sie die Wirklichkeit auf Ihrer Staffelei nicht mehr sahen. Mein lieber Mr. Bell, Sie haben ein Gespenst gemalt."

Laurence Bell ließ den Kopf auf den stützenden Arm seines Tröfters fallen und weinte laut, und als Sir Edgar sich auf den jungen Mann niederbeugte, waren seine Augen ebenfalls feucht.

In dem Musiksaale herrschte mittlerweile eine bedeutende Aufregung. Die Anwesenden sammelten sich um die Staffelei und machten ihre Bemerkungen, während sie die Leinwand betrachteten, auf der Laurence Bell eine Farbenlage auf der andern ausgebreitet hatte. Die Prinzessin bemühte

sich nicht, den Gegenstand näher zu untersuchen. Sie stand etwas entfernt und beobachtete die Scene mit einem ergötzlichen Lächeln.

„Ist es möglich, daß der junge Mann, als er dieses malte, sich einbildete, daß er mein Portrait malte?" fragte sie endlich.

„Es ist vollkommen wahr," antwortete Mocatti, „der junge Mann hat nichts als Unglück gehabt, seit er Ihre Schwelle überschritt. Ihre Gönnerschaft ist dem Genie verderblich."

„Und er hat diese ganze Zeit über, während Wochen und Monaten, gemalt und gemalt, hat mich zu seinem Vergnügen Schildwache stehen lassen, hat all dieses Gerede und diesen Lärm veranlaßt, und nichts zu Stande gebracht als Dieses?" rief die Prinzessin, mit unaussprechlicher Verachtung auf die verdorbene Leinwand deutend.

„Leider ist es so."

„Es giebt Stoff zum Lachen für einen ganzen Monat," rief die Prinzessin, in ein silbernes Gelächter ausbrechend, in das der Chor der Umstehenden einstimmte.

Mr. Mocatti verließ die Prinzessin ohne ein Wort, aber nicht ohne einen Blick, den Giulia d'Aspromonte lange nicht vergaß, ein so lebhafter Widerwille, eine so tiefe Verachtung war in diesem Blicke ausgeprägt.

Vierte Scene.

In den Wind gepfiffen.

Eine halbe Stunde nach dieser Scene im Musiksaale spielten die Gäste der Prinzessin auf dem Rasenplatze

Croquet, während die Gebieterin der Villa, von ihrem gewöhnlichen Verehrerkreise umgeben, in einer classischen Stellung an der Marmorbalustrade stand.

Der Vorgang im Musiksaale war ihr im höchsten Grade unangenehm, obschon sie am lautesten über das Fiasco ihres Schützlings gelacht hatte. Daß der Maler sein ganzes Glück auf einen Wurf gesetzt, daß er Alles verloren hatte, und daß ihm das Mißgeschick wahrscheinlich das Herz brechen würde, war ihr sehr gleichgiltig; aber daß ihr Schützling den Versuch gemacht, ihre Reize zu verewigen, daß er die Welt herbeirief, um Zeuge des Triumphes der Schönheit und Kunst zu sein, daß er sich dabei mit Lächerlichkeit bedeckte und zu einem Gerede Anlaß gab, das einen stehenden Spaß für die ganze Saison lieferte, das war für die Geduld der Dame d'Aspromonte zu viel. Ein Theil der Lächerlichkeit mußte nothwendiger Weise auf sie selbst zurück fallen und dieses Weib, das so erbarmungslos in der Verachtung seiner Mitmenschen war, schrak mit unaussprechlichem Widerwillen vor dem Gedanken zurück, in ihren Augen lächerlich zu erscheinen.

Ihr Gefühl gegen Laurence Bell war das eines maßlosen Zornes. Sie hatte ihn gelobt, sie hatte ihn gehätschelt, sie hatte sich seiner gerühmt, sie hatte seinetwegen ihren Ruf als Kunstkennerin auf's Spiel gesetzt und dies war das Ende! Wie konnte sie wissen, ob das Gelächter, das an der Decke ihres Musiksaales wiedergehallt, nicht zum Theil ihrer eigenen Demüthigung gegolten hatte?

Mit dem Schicksal des Mannes, dessen Enttäuschung so schrecklich, dessen Erniedrigung so bitter sein mußte,

hatte Giulia d'Aspromonte nicht das geringste Bedauern. Durch sein Mißgeschick hatte er sich selbst aus dem magischen Kreise der Dame verbannt und es blieb ihm nichts übrig, als zu seiner angeborenen Dunkelheit zurückzukehren, oder zu sterben, vorausgesetzt, daß er nicht etwa die Unverschämtheit hätte, in ihrem Hause sterben zu wollen.

Sie war gerade ein wenig besorgt deshalb, wie sie so in der Abendsonne dasaß und dem Croquetspiele zusah. Mocatti war verschwunden und Sir Edgar Verbochhöven wurde unter den Gästen vermißt. Wo war Mr. Bell hingeflohen, um seine Schande zu verbergen?

Herr Fröhlich verstand die Kunst, die Gedanken der Wittwe von Benjamin d'Aspromonte zu lesen.

„Sie sind wegen Ihres Schützlings besorgt, Madame," sagte er. „Fürchten Sie etwa, daß er unter dem Einflusse seiner Kränkung etwas Verzweifeltes gethan hat?"

„Ich wollte, ich hätte die Versicherung, daß ich ihn zum letzten Male gesehen habe," erwiederte die Prinzessin. „Er ist mir im höchsten Grade lästig geworden, und es bedurfte nur noch dieser abgeschmackten Schaustellung, um das Maaß meines Widerwillens voll zu machen."

Sir Edgar Verbochhöven kam, während sie dies sprach, auf sie zu.

„Wo sind Sie seit dem lächerlichen Auftritt im Musiksaale gesteckt, Sir Edgar?"

„Ich sah nichts Lächerliches in dem Auftritte, der allen Stoff zu einem Trauerspiel in sich hatte," erwiederte er kalt. „Ich habe versucht, Ihren Schützling zu trösten."

„Sie sind sehr gütig," sagte die Prinzessin, mit einer Miene, aus der hervorging, daß es ihr im höchsten Grade

gleichgiltig war, ob Mr. Bell getröstet sei, oder nicht. Die Versicherung genügte ihr, daß er nicht etwa ein Gefäß seines thörichten Herzens gesprengt oder sich den Hals abgeschnitten, oder irgend eine andere übereilte Handlung begangen habe, wodurch der durch seine Thorheit erregte Skandal verlängert würde.

„Ist er fort?“ fragte sie gleichgiltig.

„Ja, Mocatti hat ihn fortgeführt.“

„Ich verliere das Vertrauen in die Schützlinge des Signor Mocatti,“ sagte die Dame.

„Und in Ihre eigenen, Prinzessin?“ fragte der Maler. „Das Mißgeschick des jungen Mannes thut mir leid. Sein Bild bei der letzten Ausstellung erregte schöne Erwartungen. Er muß seitdem seine Zeit auf eine unverantwortliche Weise vergeudet haben.“

Madame d'Aspromonte hatte keine Lust, den Gegenstand weiter zu verfolgen. Der junge Mann hatte die Villa verlassen und mehr wollte sie nicht wissen. Sein Antheil an ihrem Dasein war zu Ende. Wie er den Rest seines Lebens hinbrachte, war eine Frage, die unter ihrer Erwägung stand. Sie kehrte darauf in das Haus zurück und die Abendpartie endete mit Musik.

Fünfte Scene.

Späte Reue.

Nach diesem schrecklichen Erwachen ertrug Laurence Bell sein Geschick mit einer Ruhe, die fast heldenmüthig war. Es schien, als ob all die Wildheit und das Fieber auf diesem phantastischen Bilde seiner eigenen Gedanken, das

vor dem kalten Blicke gewöhnlicher Augen in Luft zerronnen war, verschwunden seien.

Antonio Mocatti fand den jungen Mann sehr ruhig an der Seite von Sir Edgar Verbochhöven sitzen.

„Ich habe Mr. Bell gesagt, daß der Erfolg der Zukunft ihn die Enttäuschung des heutigen Tags vergessen lassen wird," sagte der freundliche Maler.

„Und ich habe Sir Edgar gesagt, daß es kein solches Ding wie die Zukunft für mich giebt," setzte Laurence sehr ruhig hinzu. „Haben diese Leute das Zimmer verlassen, wo das — wo es ist?" fragte er Mocatti.

„Ja, sie sind im Garten."

So lassen Sie uns in das Zimmer zurückkehren. Ich muß sehen, wie vollständig mein Wahnsinn war."

Sie gestatteten ihm zurückzukehren und mit den Augen, die ihm auf eine so rauhe Weise geöffnet worden, sein verdorbenes Werk anzusehen.

„Ja, ich glaube, ich habe es zerstört," sagte er, mit verzweifelten Augen auf den Gegenstand blickend, der ein Gemälde sein sollte. „Ich sehe noch immer dieses strahlende Gesicht mich anlächeln. Und Sie sagen mir, daß es nicht dort ist? Es ist also nur ein Traum, den ich mit solcher Liebe gehegt habe, daß er ein Theil meines Gehirns geworden ist, ein Traum, für mich von größerer Wirklichkeit, als die Erde, auf der ich stand. Aber ich sage Ihnen, daß sich unter dieser Farbendecke eine Göttin befindet. Sie ist da, begraben unter der Arbeit dieser mühevollen Tage. O Mocatti, es ist fast zu schwer zu ertragen. Wenige sorglose Stunden brachten ein Bild hervor, das mir sogleich Anerkennung verschaffte und für

monatelanges Nachdenken und Arbeiten ernte ich nur Demüthigung. Ich bin ein Kind, das den Maler spielt, ein Wahnsinniger, der in das Bild seines verrückten Gehirns verliebt ist, ein Tropf, den seine eigene Thorheit betrogen hat."

Einen Augenblick gewannen Verzweiflung und Leidenschaft die Oberhand über ihn, aber er beherrschte sich bald wieder und dem kurzen Ausbruche folgte eine Ruhe, die den besorgten Mocatti in Erstaunen setzte. Laurence Bell schloß die Thüren der Staffelei und übergab den Schlüssel seinem Beschützer.

„Zeigen Sie Ihren Schützlingen diese Leinwand, wenn sie es versuchen sollten, nach idealer Vollkommenheit zu streben," sagte er.

„Ich will sie ihnen zeigen als eine Warnung gegen den Einfluß der Madame d'Aspromonte," antwortete der Neapolitaner. „Das ist das Fieber, das Dein Gehirn in Unordnung gebracht hat, mein Freund. Ich werde versuchen, das Gegengift zu finden, nachdem Du durch das Gift nahezu umgekommen bist."

Mr. Mocatti ließ die Staffelei in einem Cab nach seinem eigenen Hause bringen, während er Laurence Bell in seinem Phaëton nach der Stadt zurückführte. Der Maler gestattete seinem Beschützer, mit ihm anzufangen, was er wollte, ja, er heuchelte sogar eine gewisse Heiterkeit, und Mocatti schien durch die Vorgänge des Tages mehr niedergedrückt als sein Zögling. Es mag an sich von geringer Bedeutung erscheinen, daß ein junger Mann sein Lieblingsgemälde verdirbt; aber es lag etwas in dem Gesichte des Malers, was seinem Beschützer anzeigte, daß

Laurence Bell nur noch wenige Bilder auf dieser Erde malen werde.

Die Glocken läuteten zum Nachmittags-Gottesdienst, als der Wagen des Händlers sich der Stadt näherte. Der Frühlingsabend war hell und warm und Straßen und Park waren mit festlich gekleideten Spaziergängern angefüllt.

Mr. Mocatti fuhr durch den Park nach Cumberlandgate und von dort nach der Wigmorestraße.

„Wohin bringen Sie mich?" fragte Laurence gleichgiltig.

„Nach dem Orte, von dem ich Dich niemals hätte weglocken sollen," war die Antwort. „Ich habe Dich Deinen besten Freunden entführt und ich will Dich jetzt wieder zu ihnen zurückbringen."

„Meine Freunde?" sagte der Maler hastig. „Welche Freunde?"

„Ich will Dich zu Tom Graystone und seiner Tochter zurückbringen."

„Nein, Mocatti!" rief der Maler entschlossen. „Ich habe sie verlassen, als ich erfolgreich war, ich will nicht zu ihnen zurückkehren, jetzt, wo ich Alles verloren habe. Nein, ich bin noch nicht so tief gesunken."

„Du wirst zu ihnen zurückkehren," sagte der Händler ruhig, „weil Du krank bist, sehr krank bist, mein Kind, und sterben wirst, wenn Dir nicht Freundschaft und Mitgefühl und die zärtliche Pflege eines unschuldigen Weibes zu Theil werden. Du hast die Luft des großen verderblichen Sumpfes geathmet, wo sich unter Blumen und üppigen Blättern, die dem Paradiese anzugehören scheinen,

die vergiftete Luft einer bodenlosen Cloake befindet. Ich habe gut Moral predigen, nach dem, was ich Dir früher gesagt hatte, nicht wahr? Ich habe mich geirrt, ich habe mich vollständig geirrt. Der Einfluß Deiner Prinzessin war verderblich, vergiftend. Das Gegengift ist in der Freundschaft von Amy Graystone zu finden. Glaubst Du, sie wird ihre Arme nicht öffnen, um Dich zu empfangen? Wenn die Gottheit sich über den reuigen Sünder freut, soll das Weib nicht Thränen des Entzückens vergießen, wenn der Wanderer zu ihr zurückkehrt?"

„Ich werde nie mehr zu ihr zurückkehren."

„Bah, Du kennst das Geschlecht nicht. Diese guten Seelen sind nur auf der Erde, um Alles zu vergeben. Es ist ihr Geschäft."

Die kastanienbraunen Traber näherten sich jetzt der Charnockstraße. Der Anblick seines alten Wohnorts schien ein Gefühl der Ruhe über Laurence Bell zu bringen. Diese düstern Straßen, diese von Rauch geschwärzten Mauern, diese schmutzigen Hausstaffeln boten keinen schönen Anblick dar, aber sie erinnerten Laurence Bell an einen Frieden, den er in der glänzenden westlichen Welt nicht mehr gekannt hatte.

Er machte keinen weiteren Versuch, sich seinem Mentor zu widersetzen. Mit dem Gedanken an das Mädchen, das er verlassen hatte, trat die Gestalt eines tröstlichen Engels, der sich über ein Ruhelager beugte, vor seine Seele. War es nicht Ruhe und nur Ruhe, nach der er sich sehnte, jetzt, da der Fiebertraum seines Lebens vorüber war? Amy Graystones liebliche Stimme noch einmal zu hören, den sanften Druck dieser liebkosenden Hand zu fühlen, auf

dem mit Zitz überzogenen Sopha in dem alten Wohnzimmer zu liegen und von den Tönen dieser klagenden deutschen Melodien, die sie so süß zu spielen wußte, eingelullt zu werden, das war es, was den Gegenstand seiner Sehnsucht bildete. Eine unbestimmte Furcht bemächtigte sich seiner, als er sich der bekannten Straße näherte, aber stärker als diese Furcht war die Hoffnung auf Vergebung, die Sehnsucht nach Theilnahme und Trost.

„Ist seine alte Liebe so schnell wieder zurückgekehrt?" ruft der Leser. „Dies wäre ganz gegen die Natur." Nein, Leser, die Amy Graystone seiner jungen Träume, das liebliche Mädchen, das seine Gattin werden sollte, war es nicht, nach deren Anblick Laurence Bell so sehr schmachtete: es war Amy die Trösterin, der mitleidige Engel, die barmherzige Schwester, nach deren Gegenwart seine Seele dürstete. Die Pfade des Lebens führen alle nach einem Ziele hin und ein Zurückgehen auf den geheimnißvollen Wegen gibt es nicht. Die Liebe war todt in der Brust des Malers, die Leidenschaft, das Fieber, das stürmische Gefühl, die ihm ein werthloses Weib eingeflößt, hatten sich selbst verzehrt. Eine eisige Hand hatte sich ihm auf das brennende Gehirn gelegt, seine Kraft lähmend, sein Feuer auslöschend. Laurence Bell dachte an seine Liebe und seinen Ehrgeiz wie an Dinge, die der Vergangenheit angehörten.

„Wie habe ich dieses Weib geliebt, Mocatti," sagte er, „wie sehr habe ich auf dieses Gemälde vertraut! Es war Alles ein Traum, ich blicke zurück und wundere mich über meine eigene Thorheit."

Sie waren jetzt vor dem alten Hause von Tom Gray-

stone angelangt. Mr. Mocatti und Laurence Bell stiegen aus und der erstere ließ ein donnerdes Klopfen an der Thüre von Mr. Graystone ertönen.

Das Haus hatte, wie alle anderen Wohnungen in diesem dunkeln Stadtviertel stets ein düsteres Aussehen gehabt; aber eine brave Frau sucht immer die Häßlichkeit einer Wohnung, die sie inne hat, durch allerlei kleine Ausschmückungen minder auffallend zu machen. Amy hatte ihre Fenster mit Geranien, Reseden und anderen Blumen gefüllt und dazwischen in Käfigen Singvögel aufgehängt. Die Pflege der Blumen und Vögel hatte einen Theil der Morgenstunden der jungen Dame in Anspruch genommen, und Laurence Bell hatte manche sonnige halbe Stunde auf eine angenehme Weise damit hingebracht, daß er ihr bei dieser Beschäftigung Beistand leistete. Es fiel ihm deshalb wie eine schwere Last auf das Herz, als er sah, daß alle Vögel verschwunden und daß die freundlichen Blumen, die Amy so sorgsam gepflegt hatte, nur durch ein einziges halbverwelktes und blattloses Geranium vertreten waren.

Diese Vernachlässigung kam der reuevollen Seele des Malers wie ein Tadel vor. Welche Sorgen mußten in diesem Hause geherrscht haben, ehe die Blumen welkten und starben und ehe die Wartung der Lieblingsvögel eine zu große Last wurde? Was für eine trostlose Geschichte erzählte dieses eine verdorrte Geranium?

Mr. Mocatti mußte sein Klopfen wiederholen, ehe die Thüre geöffnet wurde und Laurence Bell hatte Zeit genug, das Aeußere des Hauses, das so lange seine Heimath gewesen, näher zu betrachten. Ueberall waren die

Spuren der Vernachlässigung sichtbar. Die Treppen, welche sonst von Betsy, der treuen Haushälterin, so rein gehalten wurden, waren voll Schmutz, Stroh und Papierfetzen lagen überall umher und auf der Thüre hatte sich ein vagabundirender Künstler mit Kreide verewigt.

Endlich ließen sich innen Fußtritte vernehmen, nicht der wohl bekannte elastische Tritt von Betsy, sondern der schwache, wackelnde Gang des vorgerückten Alters. Dann vernahm man das Rasseln von Ketten und das Zurückziehen von Riegeln und die beiden Männer schauten einander an, Mocatti Verdruß und Enttäuschung, Laurence unaussprechlichen Schrecken im Gesichte.

„Sie sind auf dem Lande," sagte der Händler. „Das ist allerdings unangenehm. Wenn der Patriarch von seinem Zelte abwesend gewesen wäre, als der verlorene Sohn nach Hause kam, wer steht dafür, ob dieser nicht seine alten schlimmen Wege wieder eingeschlagen hätte? Das Leben ist im besten Falle eine Frage der günstigen Gelegenheit."

Die Thüre wurde geöffnet, während Mr. Mocatti moralisirte, und eine schmutzige alte Frau steckte den Kopf heraus.

„Befindet sich Mr. Graystone nicht in der Stadt?" fragte der Händler.

„Nein, Sir, er ist schon seit mehreren Monaten fort."

„So lange schon?"

„Ja, Sir, er ist schon vor Weihnachten gegangen. Die Gesundheit seiner Tochter war so schlimm, und die Aerzte sagten, sie müßte irgend wohin gehen, wo es wärmer wäre, und so gingen sie nach der Insel Wight."

Laurence Bell sah todtenbleich aus, als sich sein Mentor nach ihm umdrehte.

„So war also Miß Graystone krank?" sagte Mocatti.

„Ja, Sir, sie genoß eine sehr schlechte Gesundheit. Die Aerzte sagen, es stehe sehr schlimm mit ihr, und Mr. Graystone war ganz außer sich. So gingen sie irgend wohin auf der Insel Wight und Betsy mit ihnen. Sie werden sich erinnern, Sir, daß Betsy Mr. Graystone's Haushälterin war."

„Wissen Sie nicht, ob Miß Graystone wieder gesund geworden ist?" fragte Laurence, „ob ihre Gesundheit besser geworden ist, seit sie die Stadt verlassen hat?"

„Ich weiß es nicht, Sir. Ich habe blos die Aufsicht über das Haus, so lange Mr. Graystone fort ist, aber ich habe nichts von ihm und der jungen Dame gehört, seit sie abgereist sind. Nur glaube ich, wenn sie wieder wohl wäre, so würden sie zurückgekehrt sein, denn Mr. Graystone hatte nicht die Absicht, so lange wegzubleiben."

Dies war Alles, was die Wächterin des Hauses mittheilen konnte. Die Adresse des Mr. Graystone war ihr nicht bekannt, keine Briefe kamen von ihm und sie hatte keine Gelegenheit, an ihn zu schreiben. Aber Mr. Mocatti gab Laurence die Zusicherung, daß er bis zum folgenden Tage die Adresse ausfindig machen werde.

„Ich kenne genug von Tom Graystone's Freunden," sagte er, „wir wollen morgen Nachmittag nach der Insel fahren."

„Ich möchte gerne das Wohnzimmer ansehen," sagte Laurence mit einem bittenden Blick auf seinen Beschützer.

Die Frau schloß die Thür auf und die beiden Männer traten in das Gemach. Der Staub lag dick auf den bekannten Möbeln, die im Vergleich zu der glänzenden Einrichtung von Adrians Villa so ärmlich und gemein aussahen. Da war Amy's kleines Piano, an dem er so oft in der Dämmerung gesessen, in Frieden mit sich und der ganzen Welt, reich an Hoffnungen und Ehrgeiz, reicher in dem Bewußtsein, daß er geliebt war.

Und er hatte alles dieses vertauscht für was? Für einen kurzen Rausch, für einen schnell vorübergehenden Zauber, für das Vorrecht, zu den Füßen einer grausamen Göttin zu liegen und einer Schönheit seine Huldigungen darzubringen, die für ihn unerreichbar wie die Sterne waren.

Es war vorüber. Er war jetzt aus dem Traume erwacht, aber er befand sich darum dem Frieden dieser ruhigen Stunden, die für immer dahin gegangen, um nichts näher. Der Branntweintrinker mag die giftige Wirkung seines feurigen Getränks entdecken und mit Beschämung bekennen, daß es thöricht und verächtlich sei, ein Trunkenbold zu sein, aber kann er wieder zu den einfachen Getränken seiner Jugend zurückkehren? Ach nein, er hat den Geschmack dafür verloren. Der Lavastrom ist über den Berg gegangen und es werden dort keine Blumen mehr blühen.

„Hat Miß Graystone ihre Vögel mitgenommen?" fragte Laurence, auf die Nägel blickend, an denen die Käfige zu hängen pflegten.

„Nein, Sir. Miß Graystone gab den Kanarienvogel und Hänfling, ehe sie wegging, einer jungen Freundin."

„Und die Blumen, die sonst an den Fenstern standen?"

„Sie hat sie ebenfalls weggeschenkt und viele Bücher und Bilder und dergleichen. Sie gab sie zwei oder drei jungen Personen, die ihre Freundinnen waren."

Es war an sich nichts Merkwürdiges, daß Amy Graystone bei ihrer Abreise von London ihren Freundinnen einige kleine Geschenke gemacht hatte, aber in den Augen von Laurence Bell hatte dieser Umstand eine unglückliche Bedeutung. War nicht dieses Verschenken von Lieblingsvögeln, Blumen, Büchern und sonstigen kleinen Schätzen eine Art Abschied vom Leben? Gab es nicht der Vermuthung Raum, daß Amy Graystone diesen Abschied als den letzten betrachtete?

Laurence theilte diese Gedanken dem Mr. Mocatti mit, während dieser ihn nach seiner Wohnung in der North Audleystraße fuhr.

„Welcher Unsinn!" rief der Händler. „Diese junge Person leidet ein wenig, weil sie Einer verlassen hat. Dieser Eine braucht ihr nur zu folgen und ihr zu sagen, daß er reuig ist und Tom Graystone kann den Aerzten den Abschied geben."

Sechste Scene.

Im Kirchhofe.

Mr. Mocatti und sein Schützling reisten am folgenden Tage gegen Mittag nach Portsmouth ab. Der Gemäldehändler, der sehr bekannt in London war, hatte keine große Mühe, den Aufenthalt von Thomas Graystone ausfindig zu machen. Ein zuverlässiger Mann versicherte ihn, daß

der Maler sich in Bonchurch auf der Insel Wight befinde und Antonio Mocatti machte sich verbindlich, Laurence Bell so schnell als möglich zu den Füßen des Mädchens zu bringen, dem er ein so großes Unrecht zugefügt hatte.

Der junge Mann machte jetzt keinen Versuch mehr, sich zu widersetzen. Der Stolz, der ihn gestern von dem Gedanken einer Versöhnung zurückschrecken ließ, hatte heute keinen Raum mehr in seiner Brust. Er sehnte sich jetzt sogar noch mehr nach der Gegenwart von Amy Graystone, als in den Tagen, wo sich ihr Bild mit jenem Traum der Zukunft vermischt hatte. Die ganze Niederträchtigkeit seines früheren Benehmens trat ihm mit doppelter Kraft vor die Seele, jetzt, wo er dem verhängnißvollen Zauber entflohen war, mit welchem Giulia d'Aspromonte die Seelen ihrer Sklaven gefangen hielt, und er hegte das lebhafte Verlangen, seine Reue zu bekennen und ihre Verzeihung anzuflehen.

Die Welt, welche Mr. Mocatti nur als den Händler und Speculanten kannte, würde sich darüber gewundert haben, wie er während dieser Reise nach der Insel Wight über seinen Zögling wachte und ihn in seiner Niedergeschlagenheit zu trösten suchte.

Laurence Bell bedurfte eines stärkeren Willens als sein eigener war, um ihn in seinem Unglücke aufrecht zu erhalten. So begierig er war, Amy Graystone zu sehen, so wäre er doch vor dem Ende der Reise wieder umgekehrt, wenn Mr. Mocatti nicht immer bei der Hand gewesen wäre, seine Besorgnisse in's Lächerliche zu ziehen und den schwachen Funken von Hoffnung in seiner muthlosen Seele immer wieder von Neuem anzufachen.

Der Schnellzug brachte die Reisenden in wenigen Stunden nach Portsmouth und kurz darauf befanden sie sich auf dem Verdecke des Dampfschiffs, das mit der Schnelligkeit eines Seevogels über die im Sonnenlichte schimmernden Wogen dahin flog. Es gibt keinen bessern Tröster als das Meer, wenn sein frischer Hauch und seine melodische Stimme den müden Wanderer umgiebt. Auch Laurence Bell's tief gesunkener Muth lebte unter dem besänftigenden Einflusse desselben einiger Maßen wieder auf.

Gegen die Brüstung gelehnt, blickte er hinaus auf die tanzenden Wellen, über denen die Küste, mit dem freundlichen Frühlingsgrün, mit weißen Villen und fliegenden Wimpeln geschmückt emporstieg. Er befand sich jetzt in der Nähe seiner alten Freunde. Mit welchen Augen würden sie ihn wohl in der Stunde seiner Reue ansehen? Durfte er auf Verzeihung und Mitgefühl hoffen? Aber selbst jetzt, wo ihn Winde und Wasser zu Amy Graystone trugen und das Zusammentreffen mit ihr nur eine Frage von Minuten war, hing noch immer der alte verhängnißvolle Zauber über ihm und seine Seele kehrte zu Derjenigen zurück, deren Künste sein Verderben gewesen.

„Glauben Sie, Mocatti, daß sie über mein Mißgeschick betrübt sein wird," fragte er plötzlich.

„Ob ich glaube, daß Miß Graystone über Dein Mißgeschick betrübt sein wird? Allerdings, liegt es nicht in ihrer Natur, über Alles betrübt zu sein, was Dir Schmerzen bereitet.

„Wird Giulia d'Aspromonte betrübt sein?“ sagte Laurence ungeduldig. „Von ihr habe ich gesprochen.“

„Nenne mir den Namen dieses Weibes nicht mehr. Wird sie betrübt sein? Wird die Schlange betrübt sein, wenn ihre bezaubernden Blicke den armen kleinen Vogel in ihren Rachen locken? Wird die Lachhyäne über das thörichte Lamm, dessen Beine sie benagt, betrübt sein? Hinterlist und Grausamkeit sind diesen Geschöpfen von Natur angeboren und warum sollte dies nicht auch zuweilen bei Männern und Weibern der Fall sein? In dem Mechanismus, den Madame d'Aspromonte ihr Herz nennt, gibt es keine Federn, die sich im Mitgefühl für fremde Leiden in Bewegung setzen. Diese Frau ist trostlos, wenn sie ein kleines Fältchen mehr auf ihrer Stirne wahrnimmt, während sie der Tod eines Menschen nicht im Geringsten anficht.“

Das Boot war nunmehr am Ziele seiner Fahrt angelangt und die Passagiere stiegen an's Land. Mr. Mocatti miethete einen zweispännigen Wagen und die beiden Reisenden setzten ohne Verzug ihren Weg nach Bonchurch fort.

Während dieser raschen Fahrt durch das liebliche Waldland wurde wenig gesprochen. Eine fieberhafte Angst ergriff den jungen Mann, als das gefürchtete und doch gewünschte Zusammentreffen näher rückte. Mocatti aber hatte genug zu thun, das Gesicht seines Schützlings mit Zweifel und Mißtrauen zu beobachten.

„Hat dieses Weib mir meinen jungen Raphael wirklich für immer zu Grunde gerichtet?“ sagte er zu sich. „Ach nein, ich will es nicht glauben. Hat es jemals

einen Mann gegeben, der aus Liebe zu einem Weibe gestorben ist? Nein, tausendmal nein. Männer sind gestorben und die Würmer haben sie verzehrt, aber die Liebe hat nichts damit zu schaffen gehabt. Mein Laurence wird diese junge Person wiedersehen. Es wird eine rührende Scene und dann Hochzeit geben. Er wird ein ehrsamer Bürger und der Vater von Kindern mit schmutzigen Nasen werden. Er wird nicht das große begeisterte Geschöpf sein, von dem ich geträumt habe, er wird mir nicht zwanzigtausend Pfund durch ein einziges Gemälde einbringen, aber er wird mir „Topfkocher" und Scenen aus seinem William, aus dem Abbé von Wakefield und aus der Braut von Kenilworth malen und ich will zufrieden sein. Ah, laß mich nur das Lebensblut in seine armen blassen Wangen und die Kraft in seine abgemagerten Glieder zurückkehren sehen und ich will zufrieden sein, denn ich bin thöricht genug, gewisser Maßen die Liebe eines Vaters für diesen jungen Schwachkopf zu fühlen."

Dies war Mr. Mocatti's Gedankengang, während sie auf der schmalen staubigen Straße dahinfuhren. Er kam täglich und stündlich mehr zur Einsicht, daß ein Geschäftsmann sehr thöricht ist, wenn er sich erlaubt, nur im Geringsten ein Gefühlsmensch zu werden.

„Wenn der alte Benjamin d'Aspromonte diese Person nicht gesehen hätte, wie sie vor der Thüre ihrer väterlichen Schenke stand — ah, wie schön sie damals war, wie eine Susanna von Giorgione! — so könnte ich jetzt der Vater eines Sohnes sein, fast eben so alt als dieser Jüngling," sagte der Händler zu sich.

Sie waren nunmehr in Bonchurch angelangt. Die

dunkeln Gruppen von immergrünen Bäumen, die Aussicht auf das Meer, die gewaltigen Felsen, die frischen grünen Wiesen kamen den Augen der Reisenden, welche die Natur in der jüngsten Zeit nur im Hyde-Park gesehen hatten, unendlich reizend vor.

Die liebliche Ruhe des Landes, die Pracht und Mannigfaltigkeit der Farben, die köstliche Reinheit der Luft waren ein Labsal für die müde Seele von Laurence Bell und er hätte kein Künstler sein müssen, wenn er in der entzückenden Betrachtung dieser reizenden Scene nicht einen Augenblick seinen eigenen Kummer vergessen hätte.

Mr. Mocatti beobachtete das veränderte Gesicht seines Begleiters, als die beiden Männer von dem Gasthause weggingen, wo der Händler das Mittagessen bestellt und die nöthigen Befehle für ihre Bequemlichkeit gegeben hatte.

„So komm denn," rief der enthusiastische Mocatti, „Du bist bereits besser, mein Laurence. Ich sehe die gesunde Farbe auf Deine armen blassen Wangen zurückkehren und ich bin zufrieden. Du wirst auch den Husten verlieren, diesen kurzen, trockenen Husten, der mir die Nerven angreift. Du wirst Deine Amy finden und Alles wird wieder gut sein."

„Lassen Sie uns sogleich zu ihr gehen," sagte Laurence. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich dies Zusammentreffen mit diesen beiden Menschen fürchte, selbst in dem Augenblicke, wo ich mich danach sehne."

„Wir wollen sie aufsuchen, wenn wir gespeist haben," antwortete Mocatti, plötzlich praktisch werdend, „Du bist zu schwach und zu reizbar, um für den Augenblick noch

mehr Aufregung zu vertragen. Du sollst Deine Freunde sehen, wenn Du einen Hühnerflügel gegessen und eine halbe Flasche Manzanilla getrunken hast. Du darfst versichert sein, daß auch der verlorene Sohn anhielt, um eine Hand voll Datteln zu essen oder einen Schluck Landwein zu trinken, ehe ihn sein Vater von Ferne kommen sah."

Laurence bat wiederholt, den Besuch in der Wohnung des Mr. Graystone nicht länger aufzuschieben, aber Mocatti war unerbittlich, und da der Maler die Adresse seines früheren Meisters nicht kannte, so mußte er sich unterwerfen.

„Während sie das Essen bereiten, wollen wir eine kleine Viertelstunde herumschlendern," sagte der Händler. „Wir wollen uns die Kirche ansehen. Sie ist ganz in der Nähe und eine der Merkwürdigkeiten des Orts. Du kannst sie als Hintergrund für ein Genrebild gebrauchen — zwei junge schwarzgekleidete Mädchen, die mit zum Himmel emporgerichteten Augen auf einem frischen Grabe knieen, oder ein alter Mann, der in Betrachtungen versunken ist. Doch sieh, dort ist der Mann in Fleisch und Blut, das Haupt wie vom Kummer gebeugt, die Hände gefaltet, die Miene verstört. Es ist, als ob er ausdrücklich bestellt wäre."

Sie standen an dem Gatter des Kirchhofs und von hier aus erblickten sie eine Gestalt, die in ihrer Haltung und Umgebung wirklich den Gegenstand zu einem Gemälde liefern konnte.

Es war die Gestalt eines ältlichen Mannes, der nachdenklich dastand und auf ein frisches Grab blickte.

Mit dem Ellbogen lehnte er auf einen moosbewachsenen Stein, der neben dem Grabe stand. Den Rücken hatte er den beiden am Gatter stehenden Männern zugekehrt. In der einen Hand hielt er einen Kranz von Frühlingsblumen, von Waldanemonen und Veilchen und in seiner ganz nachlässigen Haltung drückte sich ein Kummer, ein Schmerz aus, von dem selbst der weltlich gesinnte Neapolitaner gerührt wurde.

„Ist es nicht sonderbar," sagte er, „daß in einer Welt, wo es solchen Kummer gibt, ein Weib existiren kann, kalt und hart wie Giulia d'Aspromonte, ein Weib, das kein Mitgefühl für Menschen hat, welche leiden, wie der alte Mann dort leidet? Für dieses Weib ist ein frisches Grab, wie dieses da, nichts weiter als ein Stück verdorbener Rasen. Aber sie war von Natur schon ein grausames, herzloses Wesen. Mit siebzehn Jahren betrog sie mich und lachte mir, als sie meinen Kummer sah, in's Gesicht. Bah, was halte ich mich bei ihr auf? Sie ist nicht werth, daß ich sie verwünsche."

Mr. Mocatti zuckte ungeduldig die Achseln, als ob er alle Erinnerung an Madame d'Aspromonte abschütteln wollte. Unglücklicher Weise haben diese großen junoartigen Wesen mit blitzenden italienischen Augen eine schreckliche Gewalt über die Herzen von schwachen Männern. Worin besteht aber dieser subtile Einfluß, so unerklärlich, so unwiderstehlich? Es kann sicherlich nicht Liebe sein, denn diese ist eine Empfindung, welche höhere und reinere Gefühle in sich schließt, als sie jemals in der Brust eines Mannes von einem Weibe wie Giulia d'Aspromonte erweckt werden können.

Ist diese Macht animalischer Magnetismus oder Zauberei? Es muß sicherlich das Eine oder Andere sein.

Der Händler öffnete das Gatterthor und er und Laurence Bell traten in den Kirchhof. Sie gingen an dem einsamen Leidtragenden neben dem frischen Grabe vorüber und traten aus natürlicher Achtung vor dem Kummer so leise als möglich auf; aber trotzdem waren ihre Fußtritte in der Einsamkeit des Ortes vernehmbar und der Mann am Grabe fuhr aus seiner Träumerei empor und sah sich nach ihnen um.

Der Leidtragende war Tom Graystone. Einige Augenblicke sah er sie auf eine sonderbar träumerische Weise an, gerade als ob er sich ihre Gesichter ins Gedächtniß zurückrufen wollte und während er auf diese Weise die Eindringlinge, wie ein Nachtwandler, der soeben aus dem Schlafe geweckt worden ist, betrachtete, standen Laurence Bell und sein Begleiter, wie vom Schrecken gelähmt, ihm gegenüber.

Das Schweigen war aber von keiner langen Dauer, denn nach dieser kleinen Pause der Ueberraschung und Verwirrung sprang Tom Graystone mit einem Wuthschrei auf seinen früheren Schüler zu.

„Sie hier?" stöhnte er. „O Gott, das fehlte noch!"

„Mr. Graystone, ich komme, um Verzeihung zu erhalten."

„Verzeihung! Sind Sie gekommen, um mich zu beleidigen, um meine Tochter zu beleidigen, um den Ruheplatz der Todten zu entweihen?"

„Der Todten!" rief Laurence Bell, neben dem frischen Grabe auf seine Knie niederfallend.

Was brauchte er den Leidtragenden zu fragen? Sein schuldiges Gewissen hatte es ihm bereits gesagt, wer unter diesem Flecke Erde lag. Und gab es einen Verlust, der Thomas Graystone so tief ergreifen konnte, als der Verlust seines einzigen Kindes?

Mr. Mocatti begriff sofort die Bedeutung dieser Scene. Er fühlte, daß er bei dieser Sachlage vollkommen überflüssig war und entfernte sich deshalb. Aber er ging nicht weit, sondern wartete außerhalb des kleinen Kirchhofs, bis sein Schützling wieder erscheinen werde.

„Es ist sehr unangenehm," sagte er zu sich. „Die Arme hätte der rettende Engel des jungen Mannes werden können und da mußte sie gerade sterben."

Während der Händler langsam auf und ab ging und das Thor des Kirchhofs überwachte, kniete Laurence Bell an diesem namenlosen Grabe, dessen Erde noch die frischen Eindrücke der Werkzeuge des Todtengräbers an sich trug. Er hielt das Gesicht mit den Händen bedeckt und weinte wie ein Kind.

Tom Graystone beobachtete ihn mit zornigen Blicken. Sollte er mit diesem Verräther und Abtrünnigen Mitleid haben, weil er bei dem Anblicke des Unglücks, das er angerichtet, einige schwache Thränen vergoß? Sollte er dem Elenden, der das Leben seines Lieblings zerstört hatte, vergeben, weil er gekommen, um eine tragische Scene an ihrem Grabe aufzuführen? Ob diese Thränen die heißen Tropfen des wirklichen Schmerzes, oder nur ein Ausdruck der Heuchelei seien, ob diese Reue aufrichtig oder nicht, das waren Fragen, um die sich Thomas Graystone nicht im Geringsten bekümmerte. Was machte es auch für einen

Unterschied? Für die Todte hatten die Thränen keinen Werth mehr und die Reue, die so spät kam, war schlimmer als Hohn.

„Meine Tochter lag sechs Monate lang auf dem Sterbebette, Laurence Bell," sagte der alte Mann mit kalter harter Stimme. „Sie haben die Sache gut eingerichtet, um ihren Vorwürfen zu entgehen; wäre es aber nicht eben so gut gewesen, wenn Sie ganz weggeblieben wären? Sie ist erst am Donnerstag in der vorigen Woche gestorben."

„Ich bin gekommen, um ihre Verzeihung zu erflehen, um ihr zu sagen, welches Elend mein Wahnsinn über mich gebracht. Ich bin gekommen, weil ich fühle, daß die Hand des Todes auf mir ruht. Ich wollte nichts von ihr begehren, als ihre Verzeihung, und ich hatte dabei weder Hoffnung noch Hintergedanken. Ich habe um mein Leben gespielt und es verloren. Ich bin gekommen, um meine Thorheit anzuerkennen. O Gott!" rief der junge Mann, mit wilder leidenschaftlicher Bewegung emporspringend, „kann sie wirklich todt sein, oder ist dies irgend ein Streich, den Sie mir spielen, eine Rache, die Sie ausgesonnen? Wenn dies so ist, so nehmen Sie sich in Acht, mit mir zu spielen. Die Entfernung zwischen mir und dem Wahnsinn ist nur eine sehr geringe. Mit einem Verzweifelten sein Spiel treiben, ist eine gefährliche Sache. Ich will nicht glauben, daß sie todt ist. Ich will nicht glauben, daß ich zu spät komme."

„Ein wenig mehr als eine Woche zu spät, Mr. Bell!" sagte Thomas Graystone, eben so wenig durch die Leidenschaftlichkeit als durch die vorausgegangene Verzweiflung

des jungen Mannes gerührt. „Es ist jetzt fast ein Jahr, seit Sie mir und meiner Tochter den Rücken gewandt haben. Es gab vielleicht im Laufe dieses Jahres eine Zeit, wo Ihre Reue nicht zu spät gewesen wäre. Ich sah mein Kind sterben, Laurence Bell, ich sah es langsam hinsterben und Sie sind die einzige Ursache seines Todes. Von der Stunde an, wo Sie uns verließen, um Ihrer italienischen Abenteuerin zu folgen, welkte meine Tochter hin. O Gott, wie geduldig sie war! Wie standhaft sie ihr Märtyrerthum ertrug! Es gab Zeiten, wo ich mich hätte herbeilassen können, zu Ihnen zu gehen und Sie zu bitten, zurückzukehren und Ihre frühere Rolle als Bewerber um meine Tochter wieder anzunehmen. Und Sie wissen doch, wie sehr ich von Anfang an dieser Liebe entgegen war. Ja, Laurence Bell, ich würde zu Ihnen gekommen sein und Sie um Mitleid für mein Kind angefleht haben, hätte ich nicht gewußt, wie nutzlos ein solcher entwürdigender Schritt sein würde."

„O, wenn Sie nur gekommen wären!" sagte Laurence mit einem tiefen Seufzer.

„Und wenn ich gekommen wäre, was dann? Ich würde Sie zu den Füßen dieses Weibes gefunden haben. Ich kannte Ihre Lebensweise recht wohl und wußte, daß Sie ein Sclave waren, ein völliger Sclave, der keinen Wunsch hegte, sein schmachvolles Joch abzuschütteln. Würden Sie wohl Ihre italienische Beschützerin verlassen haben, um zu meiner Tochter zurückzukehren? Nein, Mr. Bell, Sie hätten es nicht gethan, und Sie wissen recht gut, daß Sie es nicht gethan hätten. Weshalb sind Sie heute hier? Was brachte Sie an diesen Ort?

Geschah es, weil Ihr Herz sich nach meinem armen Kinde sehnte? Nein; Sie kamen, weil dieses andere Weib nichts mehr von Ihnen wissen will. Ah, Mr. Bell, Ihr Gesicht sagt mir, daß ich das Rechte getroffen habe. Ein Wort von diesem Weibe und Sie würden zu ihr zurückkehren, ohne zu fragen, ob mein armes Mädchen, ehe es starb, Ihnen vergeben hat."

Darauf trat eine augenblickliche Stille ein. Laurence Bell schien sich in einem Zustande von Betäubung zu befinden. Er stand da, blickte auf das Grab und suchte sich über seinen Verlust Rechenschaft zu geben.

„Ich kann nicht von ihr sprechen," stöhnte er endlich hervor. „Ich kann es nicht verstehen. O Gott, ist es wahr, habe ich sie wirklich getödtet?"

„So gewiß, als jemals auf dieser Erde ein Mord begangen worden ist, seit Kain seinen Bruder umgebracht hat. Sie hat Ihnen vergeben und mit ihrer ganzen alten Liebe von Ihnen gesprochen. Gott mag Ihnen ebenfalls vergeben, wenn Ihre Reue aufrichtig ist, aber verlangen Sie keine Vergebung von mir."

Dieses waren die letzten Worte, welche Thomas Graystone zu seinem früheren Schüler sprach. Er kniete am Grabe nieder und legte mit liebender Hand den Kranz von Waldanemonen und Veilchen auf dasselbe nieder. Es war dies die einzige Liebkosung, die er derjenigen jetzt noch widmen konnte, die seit achtzehn Jahren die einzige Freude seines Lebens gewesen war. Er verweilte noch einige Augenblicke, indem er die Blumen zärtlich betrachtete und verließ dann durch eine rückwärts gelegene Thüre schweigend den Kirchhof.

Nachdem Mocatti fast eine Stunde auf seinen Schützling gewartet hatte, verlor er endlich die Geduld. Er hatte sich gescheut, wieder in den Kirchhof zu gehen, weil er aus einem lebhaften Gefühle von Scham dem Vater des lieblichen Mädchens, dessen Glück durch seine unglücklichen Pläne zerstört wurde, nicht wieder unter die Augen treten mochte. Als ihm aber doch endlich die Zeit zu lange wurde, faßte er Muth und trat mit vorsichtigen Schritten hinein.

Keine Stimmen trafen sein Ohr, als er dem Orte sich näherte, wo Amy Graystone begraben lag. Die lautlose Stille sandte einen Schauder in sein Herz. Das Gefühl seiner eigenen Schuld war der Seele dieses Weltmenschen auf einmal sehr drückend geworden. Wollten die Folgen seines kleinen diplomatischen Streichs, seines kleinen feinangelegten Plans zur vollen Entwickelung des Genies seines Schützlings kein Ende nehmen? Sollte das Unglück, das er auf diese Weise, ohne es zu wollen, angestiftet, keine Grenzen haben?

Er fand Laurence auf dem frischen Grabe ausgestreckt und ein unaussprechlicher Schrecken bemächtigte sich seiner. Er dachte, die Saite sei gesprungen und die irdische Laufbahn seines Schützlings habe auf dem Grabe eines Weibes ihr Ende gefunden.

Es war aber nicht so. Beim Tone der Stimme seines Mentors erhob sich der junge Mann und stand blaß wie der Tod, aber sehr ruhig vor ihm.

„Ist dies Ihr Werk, Mocatti, oder das meinige?“ sagte er mit zitternder Stimme. „Ich glaube, ich würde ihr treu geblieben und glücklich gewesen sein, wenn Sie

sich nicht eingemischt hätten. Es ist aber auch möglich, daß es in meiner Natur lag, falsch zu sein. Kommen Sie, lassen Sie uns nach Ryde zurückkehren."

„Nach Ryde zurück? Wozu?"

„Um das nächste Dampfboot nach Portsmouth nicht zu verfehlen."

„Du willst nach der Stadt zurückkehren?"

„Ja, sogleich."

„Zu welchem Zweck? Ich habe Dich von London entfernt, weil Du Ruhe bedarfst. Glaubst Du, daß Du derselben nach dieser schlimmen Nachricht weniger benöthigt bist? Komm, mein Freund, wir wollen in den Gasthof zurückkehren. Ein verdorbenes Mittagessen ist besser, als gar kein Mittagessen. Du bist blaß wie eine Leiche. Muth, Muth, mein Freund! Dieses arme junge Mädchen war brustleidend. Habe ich Dir das nicht schon früher gesagt? Du brauchst Dir keine Vorwürfe darüber zu machen, daß sie eine schwächliche Gesundheit hatte. Komm!"

„Und glauben Sie, daß ich an diesem Orte bleiben werde, wo selbst der Himmel und die See von meinem Elende sprechen? Nein, ich muß fort, sogleich fort."

„Weshalb?"

„Ich habe Geschäfte in London, wichtige Geschäfte."

„Was für Geschäfte?"

„Das ist keine Frage für Sie."

„O ja, es ist eine Frage für mich und eine Frage, die ich stellen werde, bis ich Deine Antwort erhalte. Habe ich nicht Mühe genug gehabt, diesen weiten Weg mit Dir zu machen? Habe ich nicht persönliche und ge-

schäftliche Opfer gebracht, um über Dich zu wachen und für Dich Sorge zu tragen? Und jetzt willst Du mich auf solche Weise abfertigen? Ich verlange zu wissen, was Du für Geschäfte in der Stadt hast?"

„Ich muß dieses Weib sehen. Ich muß ihr sagen, was sie gethan hat."

„Und Du glaubst, daß sie sich etwas darum bekümmern wird? Kannst Du das nach allen Deinen Erfahrungen wirklich glauben?"

„Ich frage mich das gar nicht," antwortete Laurence in seiner Aufregung mit ungewohnter Schnelligkeit sprechend. „Sie soll erfahren, was sie gethan hat, sie soll ihr Werk kennen lernen. Ich will ihr sagen, welchen Widerwillen, welche Verachtung, welchen giftigen Haß ihre Niederträchtigkeit in meiner Brust erregt hat."

„Und noch einmal frage ich Dich, glaubst Du, daß sie sich etwas darum bekümmern wird? Schwachkopf, hast Du noch nicht erfahren, daß diese Dinge ihre Triumphe ausmachen? Ein junges Mädchen mit gebrochenem Herzen, eines Vaters Haar vor der Zeit ergraut, ein junger wahnwitziger Tollkopf, der sich wegen ihrer Grausamkeit das Hirn einrennt — was ist alles Dieses anders, als eine neue ihrer Schönheit dargebrachte Huldigung? Du sollst nicht zu diesem Weibe gehen, Du sollst nicht unmittelbar von diesem frischen Grabe weg ihre Nähe aufsuchen."

Nur mit der größten Schwierigkeit gelang es Mocatti, Laurence Bell von seinem Vorsatze, sogleich den Rückweg anzutreten, wieder abzubringen, aber diese Nachgiebigkeit war weit mehr eine Folge seiner gänzlichen Erschöpfung, als seiner freien Einwilligung.

Sie kehrten in den Gasthof zurück, wo Mocatti ein halb kaltes Mahl einnahm, während Laurence an einem Fenster saß und unbeweglich hinausstarrte. Nach dem Essen ging der junge Mann auf sein Zimmer und der Händler machte einen Spaziergang am Seeufer, auf dem er Betrachtungen über die Verworrenheit der menschlichen Schicksale anstellte.

„Wie habe ich wissen können, daß ich es mit solchen Leuten zu thun habe?“ sagte er zu sich, während er über sein Verhältniß zu seinem Schützling nachdachte und das Unglück, das er angestiftet, bereute. „War ich nicht von diesem Weibe betrogen worden, und war nicht mein Herz dem Brechen so nahe, wie es bei einem gewöhnlichen Menschenherz nur immer der Fall sein kann? Und bin ich denn, weil ich damals gelitten, jetzt irgendwie schlimmer daran? Ich trenne diese beiden thörichten Wesen, und siehe da, die Eine bricht ihr Herz und stirbt sogleich und der Andere wird verrückt und kann mir keine Bilder mehr malen. Ich wollte ein Feuer anzünden und habe einen eingeschlossenen Vulkan losgelassen und da darf ich mich wohl fragen, ob ich so viel Unheil hätte voraussehen können.“

Unter solchen Gedanken brachte Antonio Mocatti, unbekümmert um die Herrlichkeit des Himmels und des Meeres, seinen Abend auf eine sehr traurige Weise zu. Frühzeitig am folgenden Morgen ging er in das Zimmer des Malers, um zu sehen, ob die Nachtruhe nicht einen besänftigenden Einfluß auf sein verstörtes Gehirn ausgeübt habe.

Der Vogel war aber ausgeflogen. Ein paar zu-

sammengekleckste halbverwischte Zeilen benachrichtigten Mocatti, daß Laurence Bell sich auf dem Wege nach London befand.

„Ich werde mich nicht in ihre Nähe begeben," schrieb er. „Sie haben recht, sie würde sich doch nichts darum kümmern. Was liegt ihr auch daran, ihr, die kein Herz hat, ob die Herzen Anderer leiden oder brechen? Ich gehe nach der Stadt zurück, weil ich es an dem Orte, der Amy Graystone's Grab enthält, nicht aushalten kann und weil ich wieder an die Arbeit gehen will."

„Machen Sie sich keine weitere Sorge um mich, Mocatti. Sie werden nichts mehr von mir hören, bis ich meine frühere Thätigkeit wieder aufgenommen habe. Ich gehe von hier unmittelbar nach der Wohnung von Nottinghill und werde es Ihnen zu wissen thun, wenn ich etwas auf der Staffelei habe."

„Er sucht mir Staub in die Augen zu streuen," rief der erzürnte Mocatti. „Er ist nach London zurückgekehrt, um dieses Weib zu sehen."

Siebente Scene.

Ein leeres Blatt.

Laurence Bell eilte so schnell, als ihn das Dampfboot und der Eilzug zu befördern vermochte, nach der Stadt zurück, aber er ging nicht zu der Madame d'Aspromonte. Er begab sich in seine alte Wohnung in der North Audleystraße, raffte seine fahrende Habe zusammen, ließ sie in ein Cab bringen und fuhr geraden Wegs nach dem Atelier, das Mr. Mocatti nebst Schlafzimmer in dem

ersten Stocke eines einsamen Hauses über dem Laden eines verzweifelnden Apothekers für ihn gemiethet hatte.

Hier wurde der junge Mann krank und lag an einem schleichenden Fieber mehrere Wochen darnieder. Glücklicher Weise kam Mr. Mocatti zeitig genug dazu, um für eine gehörige Wartung und ärztliche Hilfe Sorge zu tragen.

Als man des Fiebers Herr wurde, erhob sich Laurence Bell von seinem Krankenlager als ein bloßer Schatten des hoffnungsvollen jungen Malers, dessen Lady Macbeth ihm einen kurz dauernden Ruhm erworben. Er war schwächer als ein Kind und litt an einem kurzen trockenen Husten, welcher Mocatti schaudern machte. Dagegen hatte sich durch die gezwungene Ruhe der Krankheit seine Sehkraft bedeutend gebessert. Nach wenigen Tagen war er im Stande, zwei oder drei Stunden des Tages mit zeitweiliger Unterbrechung vor seiner Staffelei zu stehen. Er hatte einen lebhaften Eifer gezeigt, zu seiner früheren Beschäftigung zurückzukehren und er arbeitete jetzt zwar nicht mit der alten Begeisterung, aber mit ruhigem stetigem Fleiß und kämpfte dabei gegen körperliche Schwäche und Schmerzen mit einem Muthe an, der fast heldenmüthig war.

„Ich wünsche Ihnen das Geld zurückzuzahlen, das ich von Ihnen geborgt habe," sagte er zu Mocatti. „Sie waren sehr gütig gegen mich und ich möchte nicht, daß Sie durch das Vertrauen, das Sie mir geschenkt, in Verlust kämen."

„Zum Kukuk mit dem Geld!" rief der Händler. „Glaubst Du, ich sei so gierig danach, daß ich nicht warten könnte? Wenn Du nun vernünftig sein und an die Seeküste gehen wolltest, um wieder kräftig zu werden, so würden

wir trotz alle dem noch erleben, Dich als modernen Raphael zu sehen."

„Nein, Mocatti," erwiederte Laurence ruhig, „Sie und ich wissen das besser. Meine Zukunft ist gemessen. Zwei Dinge habe ich noch zu thun, ehe ich sterbe: Ich wünsche meine Schulden zu bezahlen und über dem Grabhügel, unter dem Amy Graystone schläft, ein Marmorkreuz, rein und weiß wie ihre junge Seele, errichten zu lassen."

Mr. Mocatti zuckte mit verzweifelter Miene die Achseln. „Gut," sagte er, „Du mußt nach Deinem Gefallen handeln. Versprich mir nur das Eine, daß Du nie mehr Giulia d'Aspromonte sehen willst."

„Nein. Weshalb sollte ich sie auch aufsuchen, außer um ihr Vorwürfe zu machen? Und sie würde dadurch, wie Sie richtig bemerkt haben, weder gerührt, noch betrübt werden, denn sie würden ihr nur als verkleidete Schmeicheleien erscheinen. Ich vermuthe, daß sie in diesem Augenblicke mein Dasein vollständig vergessen hat. Nein, ich will nicht mehr in ihre Nähe gehen."

„Das ist also ausgemacht?"

„Ja."

„Die Hand darauf," sagte der Händler mit ungewöhnlicher Feierlichkeit.

Er entfernte sich ziemlich befriedigt, aber keineswegs über den Gesundheitszustand seines Schützlings beruhigt. Der Arzt hatte ihm gesagt, daß, wenn Laurence Bell eine Zeit lang ruhig leben und alle Aufregung sorgfältig vermeiden wollte, die Möglichkeit gegeben sei, sein Leben zu erhalten, aber es sei nur eine Möglichkeit, die durch die

geringste Unvorsichtigkeit von Seiten des Kranken zerstört werden würde.

„Ich kann immer noch kein rechtes Vertrauen in ihn setzen," dachte Mocatti. „Er sagt zwar, er habe dies Weib vergessen, aber ist es auch wahr? Es ist nur zu leicht, gegen ein gutes Weib treulos zu werden, aber kann der Mann, der einmal ein schlechtes Weib geliebt hat, sich dazu bringen, es zu vergessen?"

Während mehrerer Wochen arbeitete Laurence Bell mit unermüdlicher Geduld und während dieser Zeit trat eine geringe Besserung in seinem Befinden ein. Der Husten wurde weniger lästig und der Schmerz in der Brust ließ etwas nach. Die Frühlingstage wurden bei der Annäherung des Sommers länger und in allen Gärten und auf allen öffentlichen Plätzen von Notting Hill begann ein geräuschvolles Treiben der Croquetspieler. Der laute Ton der Kugeln brachte dem jungen Maler die Erinnerungen an die frivolen Vergnügungen des vorigen Sommers zurück. Er bildete sich ein, die Croquetspieler auf dem Rasenplatze von Adrians Villa zu sehen, während er hinter dem Stuhle von Giulia d'Aspromonte stand, ihren Worten lauschte und den Duft ihres Haares einsog. Die Erinnerungen an diese Stunde kamen ihm zurück, wie die Bilder eines vergangenen Lebens vor den Augen eines Ertrinkenden vorüberfliegen.

Keine Feder vermag die Bitterkeit zu beschreiben, die diese Frühlingstage in dem Gemüthe des Mannes erregten, welcher Alles verloren hatte. Ja, er hatte Alles verloren: die Hoffnung auf Ruhm, die Liebe eines reinen und getreuen Herzens, die Achtung seiner früheren Freunde

und selbst die Gunst dieser falschen Sirene, der er Alles zu Füßen gelegt.

Er las die kritischen Bemerkungen über alle Kunst-Ausstellungen. Sie brachten für den Einen Lob, für den Andern ein freundliches Wort der Ermunterung, für einen Dritten gute Rathschläge, für ihn nichts. Das Jahr, das ihm einen Triumph hätte eintragen sollen, brachte ihm nur eine Niederlage, und zwar eine Niederlage der schimpflichsten Art.

Er dachte sich, wie die Geschichte seines Mißgeschicks in allen Künstlerkreisen herumgehen, mit welchem Spott und Hohn sie von den Taglöhnern der Kunst aufgenommen werden würde. Was kann auch Leuten, die es niemals versucht, nach dem Höchsten zu streben, verächtlicher erscheinen, als der Sturz des Ikarus oder Phaeton?

In allen den traurigen Grübeleien von Laurence Bell hatte die Erinnerung an Amy Graystone nur einen sehr geringen Antheil. Als er an ihrem Grabe stand, hatte er allerdings alle Qualen eines leidenschaftlichen Schmerzes und alle Bitterkeit einer nutzlosen Reue empfunden; aber sobald er einmal von dem Orte, wo sie begraben, und aus der Nähe ihres unglücklichen Vaters entfernt war, wanderten seine Gedanken wieder in den alten Kanal zurück und die Gestalt von Giulia d'Aspromonte erhob sich vor seinem geistigen Auge als eine kolossale Statue, hinter der alle andern Bilder verschwanden.

Er malte während dieser Zeit zwei reizende Cabinetstücke. Er hatte zwar allen Eifer für seine Kunst verloren, aber seine technische Geschicklichkeit kehrte mit der Besserung seiner Sehkraft und der zeitweiligen Beruhigung seiner

überreizten Nerven wieder zurück. Es war jetzt kein blendender Nebel mehr vor seinen Augen und er wurde nicht mehr durch glänzende Bilder seiner Phantasie irre geleitet. Er arbeitete wie ein Geschäftsmann, dem es darum zu thun ist, eine gewisse Summe zu erwerben, und er arbeitete mit Erfolg.

Mr. Mocatti lobte die beiden kleinen Genrebilder, wie er die Arbeiten seines Schützlings in den Tagen, wo er so viel von seiner Zukunft gehofft, noch niemals gelobt hatte. Er war entzückt von der anscheinenden Ruhe des jungen Mannes und trug die Bilder im Triumph davon.

„Sie werden Kleinode auf einer der Winter-Ausstellungen sein," sagte er. „Ich sehe, Du bist auf dem rechten Wege, mein Freund. Diese Thätigkeit ist die beste Arznei für Dich. Der Arzt sagt mir, Du werdest in wenigen Monaten ein Herkules sein; so sehr hast Du Dich bereits gebessert. Und nicht wahr, Du wirst auf diese Weise fortfahren?"

„Ja," antwortete Laurence mit einem Seufzer. „Ich werde sogleich etwas Anderes anfangen. Wie viel glauben Sie, daß diese beiden Bilder einbringen werden?"

„Wir können dafür hundert bis hundertundfünfzig Pfund erhalten."

„Einhundertundfünfzig Pfund," sagte Laurence nachsinnend. „Fünfzig für das Kreuz auf Amy's Grab, hundert für Sie, nicht einmal das Drittel der Summe, die ich Ihnen schulde. Ja, ich muß sogleich etwas Anderes beginnen, aber ich bin nur um einen Stoff verlegen."

„Quäle Dich nicht darum. Der Stoff wird Dir schon kommen. Ich gehe auf einige Tage nach Paris.

Ich werde Dir einen Pack neue Schauspiele und Novellen mitbringen, in denen Du einen Stoff finden wirst."

Der Händler reiste ab und obschon seine Anwesenheit dem jungen Manne wenig Vergnügen machte, so fühlte er sich doch seit der Entfernung desselben noch mehr vereinsamt.

Für behäbige Familien mit croquetspielenden Töchtern mag Notting-Hill ein sehr angenehmer Platz sein; aber kann irgend ein Ort einem freundlosen jungen Manne zusagen, der verdrießlich und von dem Gefühle seiner Vereinsamung niedergedrückt umherwandelt?

Für Laurence Bell war die Nachbarschaft von Notting-Hill nichts als ein Labyrinth von Terrassen und Straßen, wo stets dieselben Piano's klimperten und immer dieselben lärmenden Mädchen in braunen Hüten Croquet spielten.

Er hegte den lebhaften Wunsch, ein neues Gemälde zu beginnen, aber es fehlte ihm der Stoff dazu. Die beiden kleinen Genrebilder waren einfach genug. Das eine stellte ein schönes junges Mädchen vor, das über einem Paquete Liebesbriefe weint, das andere ein Mädchen, das auf einem Felsen saß und einem davon segelnden Schiffe nachblickt. In dem Gesichte desselben war Verzweiflung und Entsagung ausgedrückt. Er ist fort und nach ihm hat das Leben keinen Reiz mehr für Diejenige, die ihn geliebt und verloren hat.

Einige Tage bemühte sich Laurence, einen neuen Stoff aufzufinden. Er machte zwei oder drei Bleistiftskizzen, riß sie aber voll Unmuth wieder in Stücke. Dann folgte auf seinen geduldigen Fleiß eine dumpfe Theil-

nahmslosigkeit. Er konnte nicht mehr arbeiten. Das Leben erschien ihm zu schaal und zu leer, um es länger ertragen zu können. Er saß Stunden lang in düsterm Sinnen da, nur an die Vergangenheit denkend und sich ganz jenen Träumen hingebend, die für ihn mehr Wirklichkeit hatten, als sein armseliges Dasein.

Das Ende davon war nicht ferne. Es kam eine Stunde, wo er dieses dumpfe gehaltlose Leben nicht mehr zu ertragen vermochte. Er setzte seinen Hut auf und ging aus dem Hause. Er wußte kaum, ob es mit seinem eigenen Willen geschah, daß er den Weg in den Park und von dort gen Fulham einschlug. Es war Dienstag Abends, wo Madame d'Aspromonte ihre Freunde zu empfangen pflegte. Die dunkeln Schatten der Dämmerung sammelten sich bereits unter den alten Bäumen und die Alleen des Parks waren nur noch von wenigen Spaziergängern belebt.

Ohne alles Bewußtsein dessen, was um ihn her vorging, setzte Laurence seinen Weg fort. Er war wie ein Mensch in einem Traume. Was war sein Leben in der letzten Zeit auch anders gewesen, als ein Traum? Abgeschlossen von seinen Mitmenschen und nur von der einen Leidenschaft, die sein Inneres verzehrte, eingenommen, hatte er keinen Antheil an dem Thun und Treiben der äußern Welt gehabt.

Was war sein Zweck, daß er sich heute Abends nach dem Hause der Madame d'Aspromonte begab? Er hatte keinen Zweck, keinen bestimmten Plan. Er folgte lediglich einem blinden Antriebe, einem Antriebe, dem er nicht widerstehen konnte.

Die Wochen, in denen er gearbeitet und sich von Madame d'Aspromonte fern gehalten, obschon er wußte, daß ihre Wohnung in seinem Bereiche lag, waren für ihn ein langes Martyrthum gewesen, gegen das die Natur sich jetzt empörte. Die Leidenschaft sprengte ihre Fesseln und riß ihn mit der Gewalt der Verzweiflung mit sich fort.

„Bin ich ein Sklave?" fragte er sich, „daß ich nicht einmal meine eigene Art und Weise, mich aus der Welt zu fördern, wählen darf? Muß mein Leben in diesen trübseligen Räumen Zoll für Zoll hinsiechen, nur weil es Mocatti so gefällt? Nein, ich will dieses Weib noch einmal sehen, ehe ich sterbe."

Nur sehen wollte er sie, nicht sich zu ihren Füßen werfen, wie in den früheren Tagen, wo sie von Tasso und Leonora, von Chastelard und Maria Stuart gesprochen, in den süßen Tagen, wo er sich geliebt wähnte. Es war kein solcher Traum, den er an diesem Abende hegte. Er sehnte sich danach, sie zu sehen, ihr Vorwürfe zu machen und Beleidigungen anzuthun. War die Leidenschaft, die in seiner Brust wüthete, nicht weit mehr wilder unbezähmbarer Haß als Liebe? Konnte er anders als dieses Weib hassen, das durch seine falschen Künste Schande über ihn gebracht und dann seine Hoffnungen mit Füßen getreten?"

In allen Fenstern der Villa schimmerten Lichter, als der unglückliche Wanderer sie erblickte. Das Haus stand auf einem Strich wilden Landes zwischen der Straße und dem Fluß und die Gegend umher bot einen ziemlich trostlosen Anblick dar. In den Augen von Laurence Bell aber erschien sie an diesem Abend wie ein Paradies.

Ein lebhaftes Gefühl von Scham überkam den Maler,

als er sich der weißen Säulenhalle der Villa näherte. Ein Mann, auch wenn er nicht Herr seiner selbst ist, kann kaum eine feige oder niedrige Handlung begehen, ohne daß er seine eigene Nichtswürdigkeit kennt. Laurence Bell besaß einen scharfen Sinn für seine Schmach. Er hatte Mocatti versprochen, diesem Weibe nicht mehr nahe zu kommen und er war im Begriffe, sein Versprechen zu brechen. Und dies war noch nicht Alles. Sein Hierherkommen war ein Verrath gegen die Todte und ein Schimpf für seine eigene Ehre.

„Was liegt daran?" sagte er zu sich. „Sie hat mir meinen Ruhm und meinen Frieden geraubt, sie mag auch meine Ehre nehmen. Es wird dann nichts mehr übrig bleiben, was sie mit Füßen treten kann, als mein Leben, und dieses kann sie nicht bald genug nehmen.

Achte Scene.

Bezaubert.

Mr. Bell vermied es, sich an dem Eingange unter der Säulenhalle zu zeigen, weil er nicht wußte, ob die Prinzessin ihrem Haushofmeister nicht Befehl gegeben, ihn abzuweisen. Für die gewöhnlichen Abendbesuche war es noch zu früh, auch würde ihm sein Anzug nicht gestattet haben, sich unbemerkt unter die anderen Gäste zu mischen. Er wußte, wie er einen leichtern Eingang zur Villa finden konnte. Die Thüren und Fenster waren an diesem schwülen Abend fast alle geöffnet und er ging um das Haus herum zu einer Thüre, die in die Orangerie führte, diese lange, mit Mosaik belegte Pflanzenhalle, welche als Verbindungsweg zwischen dem Musiksaal und der Villa diente.

Die Thüre war zu, aber nicht versperrt. Laurence Bell öffnete sie vorsichtig und ging sachte in den dunkeln Hain von Citronen und Orangen, wo der Duft der Blüthen fast erstickend war und das schwache Licht einer einzigen Lampe auf die breiten glänzenden Blätter niederschimmerte.

Die Thüre des Musiksaales war geöffnet und das Zimmer war glänzend erleuchtet. Als der Maler still stand, ungewiß, welchen Weg er nehmen sollte, schlugen die Töne eines Piano an sein Ohr, die aus dem Gemache kamen, das früher sein Atelier war.

„Sie ist dort," dachte Laurence, und im nächsten Augenblicke stand er auf der Schwelle des Saales.

Ja, sie war dort, sie saß vor dem großen Flügel, dessen Töne wie die Sphärenmusik klangen und dessen Aeußeres ein Wunder eingelegter Arbeit war. Sie war dort, gekleidet in weißer Seide, welche in massiven Falten gleich der Marmordraperie einer Bildsäule von ihrer runden Taille niederfiel. Ein schwarzer Spitzenshawl hing nachlässig auf der einen Schulter, während die andere durch ihre blendende Weiße die Seide beschämte. Ein Bouquet von voll aufgeblühten purpurrothen Rosen hob sich dunkel von der reinen weißen Büste ab und Blüthen von derselben Purpurfarbe glühten in ihrem dunkeln Haar.

Der Saal hatte eine gänzliche Umgestaltung erfahren, seit ihn Laurence Bell an dem schrecklichen Tage seiner Niederlage zum letzten Mal gesehen.

Tapezierer und Decorateurs hatten in wenigen Wochen Wunder gewirkt. Die schönen mythischen Gestalten, von denen Laurence vergebens geträumt, waren sämmtlich da,

in Medaillons dargestellt. In einem spielte Orpheus seine bezauberte Leyer, in einem anderen hütete Amphion seine Heerde. Auf der einen Seite durchzog Arion auf seinem gezähmten Delphin fröhlich die Wogen des jonischen Meeres, auf der andern bliesen bausbackige Tritonen ihre Muscheltrompeten. Lyra und Laute, Pfeife und Pauke waren dazwischen in erhabener Arbeit aus mattem Golde angebracht und stachen gegen die Vorhänge von rahmfarbiger Seide, welche die Füllungen bildeten, sehr angenehm ab. Die Sopha's und Stühle waren aus der Zeit von Ludwig XVI., die Kronleuchter alte venetianische Arbeit. Nichts konnte luftiger und heiterer sein, als die Ausstattung dieses Gemachs. Keine grelle Farbe beleidigte das Auge und große Massen von Palmen und Farrn, kunstreich aufgestellt, gaben dem Zimmer einen lieblichen Anstrich von Frische und Kühle.

Solche Dinge sind ganz geeignet, ihren Einfluß auf die schwachen Gemüther von Künstlern auszuüben. Man denke sich den Unterschied zwischen Madame d'Aspromonte, welche in einem Walde von Palmen sitzt, mit einer grauen Seidendraperie im Hintergrunde und derselben Frau, die an einem Regentage durch eine der volkreichen Verkehrsstraßen von London geht mit beschmutzten Schuhen und Unterröcken, und in der übelsten Laune darüber, daß es ihr nicht gelingt, einen Sitz in einem Omnibus zu erlangen. Wer vermag zu sagen, wie viel die Schönheit von ihren Reizen der Umgebung zu verdanken hat? Man nehme der Venus Anadyomene ihre Muscheln und ihre See und sende sie in ein Arbeitshaus, wo man ihr das Haar abschneidet; was wird von der Göttin übrig bleiben

als eine gut aussehende junge Frauensperson mit einer geraden Nase und einer weißen Hautfarbe?

Die Berauschung, die in allen reizenden Dingen liegt, wirkte auf die Sinne von Laurence Bell wie Kohlendampf auf den träumerischen Selbstmörder. Wenige Minuten zuvor in der kalten Nachtluft hatte er sich gesagt, daß er niedrig und gemein sei und sich wegen seiner Ehrlosigkeit selbst verwünscht, jetzt dagegen dachte er an nichts als an die leidenschaftliche Bewunderung der Schönheit dieses Weibes.

Sie sah von ihrem Piano empor, als er die Thür schloß; aber weder durch ihren Blick noch durch ihre Mienen verrieth sie die geringste Ueberraschung. Wäre er ein erwarteter Gast gewesen, so hätte sie ihn nicht ruhiger empfangen können. Es war sogar ein schmachtendes träumerisches Lächeln auf ihren Lippen, als sie sich nach ihm umsah. „Ah, Mr. Bell," sagte sie sanft, „es ist lange her, seit ich Sie nicht mehr gesehen habe. Ich begann fast zu fürchten, Sie möchten krank sein."

„Seit wann beginnen Sie zu fürchten, Madame?" fragte der Maler mit seiner heiseren hohltönenden Stimme. „Ja, ich war krank."

„Und Sie fühlen sich wieder hergestellt? Ich bin sehr erfreut darüber. Ihr unendliches Mißgeschick hat mir wirklich sehr leid gethan. Sie müssen mir vergeben, wenn ich ein wenig lachte, es war einer von jenen Fällen, wo man genöthigt ist, zu lachen."

„Ja, es war ein passender Gegenstand zum Lachen," erwiederte Laurence mit der furchtbaren Ruhe eines verzweifelten Menschen. „Ich hätte ohne Zweifel selbst lachen

sollen, aber ich glaube, ich habe die Gewohnheit zu lachen verlernt. Ich bin an einem frischen Grabe gestanden, seit ich Sie zum letzten Male gesehen habe, Madame d'Aspromonte."

„So? ich bedaure sehr. Sie haben Eines von Ihren Eltern oder Verwandten verloren?"

„Nein, Madame. Meine Eltern sind schon lange todt. Das Grab, an dem ich stand, war das von Amy Graystone, dem treuen liebenden Engel, dem Mädchen, das mir zum Weibe bestimmt war, das ich aber verlassen habe, als ich die verhängnißvolle Gewohnheit annahm, dieses Haus zu besuchen."

„Und Sie sind, wie es scheint, diesen Abend hieher gekommen, um mir wegen Ihres Treubruchs gegen diese arme junge Dame Vorwürfe zu machen? Das ist ein wenig arg. Verdiene ich Tadel darüber, daß ich bestrebt bin, mein Haus meinen Freunden so angenehm als möglich zu machen?"

„Angenehm! Ja, wie die Sirenen dort auf dem Bilde die Melodieen ihrer Lippen den Seeleuten des jonischen Meeres angenehm zu machen suchen."

„Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir jeden Vergleich mit derartigen Geschöpfen ersparen. Wie ich vermuthe, soll eine Schmeichelei darin liegen, aber es ist eine Schmeichelei, deren man sehr bald überdrüssig wird. Ich mache keinen Anspruch darauf, weder eine Sirene noch eine Zauberin zu sein. Ich bin blos eine Frau, die in ihrer eigenen Weise ruhig zu leben wünscht und nicht daran denkt, irgend Jemand ein Leid anzuthun."

Sie ließ ihre Hände sanft auf die Tasten gleiten und

begann, wie es schien, in gänzlicher Zerstreuung eine leidenschaftliche Melodie, die musikalische Klage einer schmerzgefolterten Seele zu spielen. Während sie spielte, heftete sie ihre Augen auf Laurence mit einem Blicke, in welchem der Stolz nicht mehr die Oberhand hatte.

Er trat näher an das Piano und lehnte sich darauf, um mit ihr zu sprechen. Er ergriff ihre Hand, die so nachlässig auf den Tasten ruhte, und hielt sie wie in einem Schraubstock fest.

„Giulia," sagte er — und dies war das erste mal, wo er sie mit ihrem Vornamen anredete, obgleich der Name in allen seinen Träumen auf seinen Lippen schwebte — „Giulia, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Vorwürfe mache. Ich weiß, daß ich kein Recht habe, so zu Ihnen zu sprechen, ganz und gar kein Recht. Sie haben die Uebergabe meiner Seele nicht verlangt. Es geschah nicht auf Ihr Geheiß, daß ich meine Männlichkeit und meine Ehre in den Staub legte, damit Sie mit Ihren achtlosen Füßen darauf treten konnten. Sie hatten kein Recht, Ihnen dort im Wege zu liegen. Sie haben mir kein Unrecht angethan. Ihr Name ist für mich das blinde Schicksal. Was kann ich anderes thun, als mein Haupt beugen und Ihre Macht anerkennen? Soll ich Sie tadeln, weil Ihre Haupt-Eigenschaft die Zerstörung ist? O nein, meine schöne Medusa, es ist nicht Ihr Fehler, daß Ihr Anblick todtbringend ist. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, ich will Ihnen nie mehr solche machen. Ich bin diesen Abend hieher gekommen, um Sie noch einmal zu sehen — nur um Sie zu sehen. O, verweigern Sie mir nicht einige Augenblicke des Entzückens. Die Hand des Todes ruht

schwer auf mir. Weder meine Liebe noch mein Haß werden lange mehr Macht haben. O lassen Sie mich aussprechen, wie sehr ich Sie liebe. O lassen Sie mich Ihnen sagen, was ich in jenen süßen träumerischen Tagen, als ich in diesem Gemache an Ihrer Seite saß und den Trank aus Ihren Augen sog, den ich für Begeisterung hielt, so oft auszusprechen mich gesehnt habe. O Königin, Zauberin, Göttin, haben Sie Erbarmen mit mir und gestatten Sie mir, die ganze Leidenschaft dieses Herzens, das so wild schlägt, vor Ihnen auszuströmen."

Die Prinzessin sah Laurence mit einem Blicke an, der nicht ganz frei von Furcht war. Es lag etwas im Aeußern des Malers, was wohl geeignet war, Besorgniß einzuflößen. Sein Gesicht war todtenbleich und seine Augen hatten einen Glanz, der von einem fieberhaften Zustande, aber auch von Wahnsinn herrühren konnte. Madame d'Aspromonte fürchtete, daß es Wahnsinn sein möchte, dieser dämonische Geist in sterblicher Hülle, der, seit die Welt steht, schon so viele schreckliche Thaten veranlaßt hat. Die Wittwe von Benjamin d'Aspromonte war keine klassische Matrone mit einer über die Furcht erhabenen Seele. Sie besaß zwar jene großartige stolze Haltung, welche den Anschein von Muth gibt, aber in der That war sie selbst von kleinlicher Furcht und Aengstlichkeit nicht frei.

So hielt sie an diesem Abende ihre Lage nicht für sicher und gefahrlos. Sie befand sich allein in einem Gemache, das von dem übrigen Hause vollständig isolirt war und zu einer Stunde, in welcher aller Wahrscheinlich-

keit nach kein zufälliger Besucher in die Nähe kommen würde.

Es ist wahr, daß das Ziehen einer Glocke der Madame d'Aspromonte sogleich Hilfe gebracht hätte, wenn sie sich in Gefahr von Seiten eines Wahnsinnigen gesehen; aber in solchen Fällen ist das Läuten einer Glocke gewöhnlich mit beträchtlichen Schwierigkeiten verknüpft. Die Augen des Wahnsinnigen sind auf die Augen seines Opfers gerichtet, seine Hand hält den Arm dieses Opfers fest, sein Messer oder sein Pistol ist zum Gebrauche bereit und wären tausend Glocken in der Nähe, der Unglückliche würde in diesem verhängnißvollen Augenblicke machtlos sein, eine davon in Bewegung zu setzen.

Ueber den Tasten war zwischen der eingelegten Arbeit des Piano eine kleine Uhr eingesetzt. Madame d'Aspromonte richtete ihren Blick darauf. Es war gerade halb Zehn und da die Gäste der Dame selten vor halb Eilf zu erscheinen pflegten, so mußte sie noch eine ganze Stunde den wilden Reden eines Wahnsinnigen zuhören, der jeden Augenblick ein Messer aus der Tasche ziehen und es ihr in's Herz stoßen konnte.

Aber in dieser Stunde der Gefahr verließ die Schlange ihre List nicht und sie wußte, wie sie sich aus den Klauen des Löwen zu ziehen hatte.

„Lassen Sie uns, so viel wir können, ruhig über diese Dinge sprechen, Laurence," sagte sie, den Vornamen des jungen Mannes als eine Art Beschwörungsformel gebrauchend. „Sie dürfen nicht annehmen, daß ich gleichgiltig gegen den Werth eines so innigen Gefühls bin, wie Sie es für mich an den Tag gelegt haben. Nein,

ich bin nicht gleichgiltig. Ich weiß recht wohl, wie werthvoll und selten eine wahre Zuneigung ist. Unglücklicher Weise aber ist sie eines von den kostbaren Dingen, die ein Weib wie ich nicht an ihr Herz zu nehmen und zu hegen wagt. Heute ist sie ein Engel der Liebe, überirdisch, göttlich, morgen wird sie vielleicht ein Dämon der Zwietracht. Fangen Sie an, mich zu verstehen, Laurence Bell? Ich bin zu alt, um eine solche Liebe, wie die Ihrige, anzunehmen. Wenn ich ein wenig mit Ihnen getändelt habe, so geschah es, weil die Versuchung für mich zu groß war. Ihre Liebe war sehr süß für mich, nur zu süß. Aber ich bin zehn Jahre zu alt, um es wagen zu dürfen, mich einem so süßen Traume hinzugeben."

„Zu alt! O nein, tausendmal nein, Giulia!"

Die Prinzessin schüttelte traurig den Kopf.

„Ich habe dreißig Jahre, wohlgezählt," sagte sie mit einem Lächeln verschämter Offenheit, begierig, ob diese Angabe nicht zu viel für seine Leichtgläubigkeit sei. „Glauben Sie, daß ich ein Weib bin, das die Liebe eines zweiundzwanzigjährigen Mannes anzunehmen wagt? Nein, theurer Freund, lassen Sie uns klug sein. Für Sie und mich ist nichts als Freundschaft auf dieser Erde möglich. Im Himmel wird es den Geistern Derjenigen, welche denken und fühlen wie wir, vielleicht gestattet sein, seraphische Gemeinschaft zu halten und die alte heidnische Fabel von den getheilten Seelen, welche sich nach vielen Jahren mühevoller Wanderung wiederfinden und wiedervereinigen, wird vielleicht an uns zur Wahrheit werden."

Es war eine lange Zeit, seitdem Laurence Bell keine

so süße Worte mehr von den Lippen der Madame d'Aspromonte gehört hatte. Wie konnte er dem Einflusse dieser Sirenentöne widerstehen? Sie liebte ihn! Hatten nicht diese schönen Lippen das süße Bekenntniß abgelegt? Sie liebte ihn und wenn sie am kältesten und grausamsten geschienen, lag sie mit ihren eigenen Gefühlen im Kampfe. Sie liebte ihn, konnte es aber nicht über sich gewinnen, an die Beständigkeit seiner Leidenschaft zu glauben.

In dem Entzücken, das mit diesem Gedanken über ihn kam, vergaß Laurence Bell alles Vergangene. Er vergaß Alles, was er von den Händen dieses Weibes erduldet, er vergaß selbst, daß seine Tage gezählt waren.

„Mein Ideal, meine Gottheit!" rief er, ihre Hand, die er während dieser ganzen Zeit mit eisernem Griffe in der seinigen gehalten, loslassend und zwischen die weißen Seidendraperien, welche die Prinzessin umgaben, auf die Kniee niedersinkend. „Sie lieben mich, Sie lieben mich!" rief er mit unaussprechlicher Leidenschaftlichkeit in seiner zitternden Stimme. „Sie haben es selbst bekannt. Sie lieben mich, können aber meiner Treue nicht vertrauen. O Giulia, können Sie mir ein so großes Unrecht anthun? Zweifeln Sie so sehr an ihrer eigenen Macht, daß Sie meine Liebe der Wandelbarkeit für fähig halten? Was hat der Unterschied der wenigen Jahre zwischen uns zu bedeuten, wenn er gegen die Herrlichkeit Ihrer Schönheit und den magischen Zauber Ihres Lächelns abgewogen wird? Sie lieben mich und diese ganze Zeit über, während ich die Qualen der Unglücklichen im Fegfeuer erduldet habe, hätte ich hier, hier zu Ihren Füßen knieen, wie jetzt den Saum Ihres Kleides küssen und Ihnen wieder

und wieder sagen können, wie leidenschaftlich, wie wahnsinnig ich Sie liebe."

Er drückte seine heiße Stirne an die kühle weiche Seide, die ihn, wie er so neben Madame d'Aspromonte's Stuhle kniete, in wogenden Massen umgab.

„O meine Geliebte," flüsterte er sanft, „dieses sind Entzückungen, welche die Herzen der Menschen brechen. Sie bieten mir Ihre Freundschaft an — Ihre Freundschaft! Wissen Sie, daß ich diesen Abend hierher kam, wie ein Dieb? Ich stahl mich in Ihr Haus wie ein Verbrecher, weil ich glaubte, daß Ihre Diener Befehl hätten, mich von Ihrer Schwelle zu weisen. O Giulia, Sie wissen nicht, wie wenig es von Ihrer Hand bedarf, um das Glück meines Lebens zu machen. Ein Lächeln, ein Blick, ja selbst noch weniger als dieses — die Erlaubniß, unter der Menge, die Ihre Gesellschaften besucht, vergessen oder ungekannt in einer Ecke sitzen und aus der Ferne Ihr Gesicht beobachten zu dürfen. Lassen Sie mich Ihren Sklaven, nur Ihren Sklaven, Ihren Hund, Ihren Bedienten sein, der Ihnen die Thüre hält, wenn Sie hinaus gehen, oder die Schleppe trägt, wenn Sie sich zu Ihrem Wagen begeben."

„Kind, Sie sollen Alles sein, was Sie wünschen, vorausgesetzt, daß Sie vernünftig sind," sagte die Prinzessin, auf das fieberhaft geröthete Gesicht ihres Anbeters niederblickend.

Sie wunderte sich über seine Leichtgläubigkeit und ihr leichter Sieg machte ihr nicht wenig Vergnügen. Vor wenigen Minuten war dieser Mann ein Geschöpf, das sie fürchtete, und jetzt lag er zu ihren Füßen, ihr

Sklave, ihre Drahtpuppe, die sie nach Gefallen regieren und lenken konnte. Und dieser lächerliche, durchgefallene, schwindsüchtige junge Maler mit hohlen Wangen, gläsernen Augen und mit einem Husten, der wie eine Todtenglocke klang, glaubte sich wirklich geliebt, von ihr, Giulia d'Aspromonte, um deren Hand hochgestellte Männer vergebens geworben! Die Bethörung des armen Burschen war so ausnehmend komisch, daß die Prinzessin gerne laut gelacht hätte, wäre es nicht nöthig gewesen, die Sache in diesem Augenblicke ernst zu nehmen.

„Wie lächerlich ist dieser Mensch," sagte sie zu sich und dann lispelte sie mit sanfter bittender Stimme: „Du wirst mich jetzt verlassen, nicht wahr, Laurence? Meine Freunde werden sogleich hier sein und Dein Anzug ist nichts weniger als für eine Abendgesellschaft geeignet. Und dann ist ein wilder Blick in Deinen Augen, der mich erschreckt. Du wirst nach Hause gehen und Dir nach den Thorheiten dieses Abends die nöthige Ruhe gönnen."

Wie unaussprechlich süß war es für diesen armen Narren, daß er so von den Lippen seiner Delilah gedutzt wurde. Er erhob sich von seinen Knien, bereit, mit seiner ganzen alten Unterwürfigkeit zu gehorchen.

„Darf ich Sie morgen wieder sehen, Giulia?"

„Morgen und alle kommenden Morgen."

„Es wird nur für eine kurze Zeit sein. Gute Nacht! Doch nein, ich will lieber sagen: Auf Wiedersehen!"

Damit beugte er sich zu ihr nieder und drückte zum ersten Male seine Lippen auf ihre breite weiße Stirne.

„Gott segne Sie!" rief er mit heiserer erstickender Stimme und im nächsten Augenblicke war er verschwunden.

Es geschah nicht oft, daß Madame d'Aspromonte die Segnungen ihrer Bewunderer empfing. Diejenigen, die vor dem Altare dieser Dame anbeteten, bezahlten sie gewöhnlich mit einer ganz andern Münze, der Prinzessin war es aber ganz gleichgiltig, ob sie von ihnen gesegnet oder verflucht wurde. Sie gewährten ihr Unterhaltung, und das war Alles, was sie von ihnen verlangte.

Neunte Scene.

Eine Verabschiedung.

Wilde Träume von unmöglicher Glückseligkeit suchten in dieser Nacht den fieberhaften Schlummer des jungen Malers heim. War es wirklich Schlaf, der seine Augenlider fesselte. War es nicht vielmehr ein langes Delirium, in welchem der Schmerz die Maske der Freude vornahm? Dieses arme verhöhnte Wesen hielt sich wirklich für glücklich. Sie war ihm zurückgegeben, seine Kaiserin, seine Gottheit. Die Ketten hielten ihn von neuem fest. Wieder schleppte er die gewichtige Kanonenkugel an seinen Füßen und er nannte es Glück.

„Morgen! Morgen sollte er sie wiedersehen. In der kurzen Zeit, die ihm auf dieser Erde noch übrig blieb, durfte er zu ihren Füßen liegen und im Sonnenschein ihres Lächelns schwelgen.

„Und sie wird sich um mich grämen, wenn ich todt bin," sagte er zu sich. „Sie liebt mich und mein Schatten wird zwischen sie und ihre Vergnügungen kommen, wenn ich dahin bin. O wenn ich nur ihre Gedanken in diesen Tagen wissen könnte, ich würde dann keinen höhern Himmel verlangen."

Der Maler war an dem hellen Sommermorgen frühzeitig munter. Der friedliche Schlaf hatte seit lange schon sein Lager geflohen. Seine Nächte waren fieberhaft und von schweren, unruhigen Träumen gestört. Dieser unglückliche junge Mann hatte nicht blos seinen Ruhm und seine Ehre, sondern auch seine Gesundheit auf dem Altare einer falschen Göttin zum Opfer gebracht und die unbeschreiblichen Qualen, welche die Folge eines zerstörten Nervensystems sind, bildeten einen Theil der Bürde, die er zu tragen hatte.

An dem Fenster seines freudlosen Ateliers stehend, beobachtete er den Aufgang der Sonne, und so bald er das rechte Licht hatte, stand er vor seiner Staffelei und skizzirte die Gestalt einer Frau, die vor einem Piano saß. Es war Madame d'Aspromonte, wie er sie am vorigen Abend gesehen hatte. Er wünschte das Bild, das seinen unruhigen Schlummer heimgesucht, auf die Leinwand zu übertragen. Es sollte kein ausgeführtes Portrait werden. Er hegte keinen Wunsch mehr, mechanische Vollendung zu erreichen. Er hatte noch einige Stunden hinzubringen, ehe er mit Anstand bei Madame d'Aspromonte vorsprechen konnte, und in der Skizzirung ihres Bildes fand er einen gewissen Ersatz für das Entzücken, das ihm ihre Gegenwart gewährte. Es war mehr ein Vergnügen der Sinne als des Verstandes, das er von dieser Beschäftigung ableitete.

Was war diese Liebe auch anders für ihn gewesen, als eine Reihe von Bildern, die von einem trügerischen Bilde beleuchtet an seinen geblendeten Sinnen vorüberzogen, um im nächsten Augenblicke in Nacht zu verschwinden?

Noch niemals hatte Laurence Bell mit mehr Kraft und Feuer gearbeitet, als an diesem Tage. Er begann sich selbst für begeistert zu halten, so rasche Fortschritte machte sein Werk, so über alle Erwartung gelang es ihm. Als der westliche Sonnenschein sein Auge zu blenden begann, legte er mit einem Seufzer der Befriedigung den Pinsel nieder. Sein Bild war vollendet. Es war nur eine Skizze, aber eine Skizze, auf die jeder Meister stolz sein konnte.

Es war bereits dunkel, als der Maler das Haus verließ. Diesen Abend hatte er, ehe er sich auf den Weg nach der Wohnung der Madame d'Aspromonte begab, sorgfältig Toilette gemacht. Es war nicht mehr der wilde unwiderstehliche Drang einer müden Seele, welcher ihn dahin führte; heute suchte er die Villa als ein bevorrechteter Gast auf, stolz auf den Erfolg seines Tagewerks und berauscht von der Aussicht, einen Abend zu den Füßen seines Ideals zubringen zu dürfen.

Hatte sie ihm nicht ihre Freundschaft angeboten, ein Vorrecht, in dessen Besitz er glücklich leben und sterben konnte? Brauchte er sich nach mehr noch zu sehnen, wenn schon ihr Gesicht zu sehen unaussprechliche Freude war?

An diesem Abende schleppte er sich nicht mit müden Schritten durch den Park. Ein einspänniger Wagen brachte ihn mit ziemlicher Schnelle nach Fulham; aber der Ungeduld des Malers erschien das Pferd, hinter dem er an diesem Abend saß, als das langsamste Thier, das jemals in einem irdischen Stalle gepflegt worden war.

Aber selbst mit diesem langsamsten aller Rosse konnte

die Fahrt nicht ewig dauern. Man kam endlich an eine Stelle, hinter der man die gewöhnliche Welt zurückließ, um in das Reich der Phantasie und in das Gebiet von Giulia d'Aspromonte einzutreten. Laurence Bell stieg aus, bezahlte und entließ den Kutscher. Die Thore waren offen. Er betrat die bezauberten Gärten und ging mit schnellem festen Schritt eines Besuchers, der sich für erwartet hält, auf das Haus zu.

Die Villa war in Dunkelheit gehüllt. Die marmornen Säulen hatten in dem schwachen Lichte der Sterne ein kaltes, fahles Aussehen. Es herrschte auf der Scene rings umher eine so herrliche Ruhe und Stille, daß man versucht sein konnte, die Wohnung der Madame d'Aspromonte für ein großartiges Mausoleum zu halten.

Die Glocke, welche Laurence Bell zog, unterbrach mit lautem schrillen Klange die herrschende Stille. Die Thür wurde von einem Diener in gewöhnlichem Anzuge geöffnet und der Haushofmeister kam mit einem Zeitungsblatt in der Hand aus einem der kleineren Zimmer, als Laurence das Atrium betrat, wo zwei Wachsstumpen in einem der riesigen Bronceleuchter brannten und ein schwaches Grabeslicht verbreiteten.

Noch niemals hatte Laurence Bell die Hausflur der Villa so schwach beleuchtet gesehen. In den Jaspisvasen befanden sich keine exotischen Pflanzen, kein Lichtschimmer drang aus halbgeöffneten Zimmerthüren hervor, kein Ton entfernter Musik ließ sich vernehmen. Alles war kalt, dunkel und still.

Das Herz des Malers schlug schneller. Sein Gefühl sagte ihm, daß nicht Alles in Ordnung sei, aber er ent-

hielt sich, eine Frage zu stellen. Er war eben im Begriff, in einen Gang einzubiegen, der zu dem Zimmer führte, in welchem er die Prinzessin zu finden hoffte, als ihn der Haushofmeister zurückhielt.

„Aber, Monsieur, die Frau Prinzessin ist ja nicht dort."

„Es hat nichts zu sagen. Ich will warten."

„Aber, Monsieur, die Frau Prinzessin ist abgereist."

„Sie ist abgereist? Wann? Wohin ist sie gegangen?" keuchte Laurence.

„Madame hat ihre gewöhnliche Reise auf dem Continente angetreten. Sie reist alle Jahre, wie es Monsieur bekannt sein wird. Halt, da ist ein Brief für Monsieur. Williams, diesen Brief!"

Der Diener verschwand und kehrte sogleich mit dem Billet zurück, das Laurence Bell mit zitternder Hand aufriß. Es war sehr kurz.

„Mein lieber Mr. Bell! Ich habe einen wahren Abscheu vor Allem, was einer Scene gleich sieht. Sie haben mir die Ehre angethan, mehrere sehr widerwärtige Scenen zu machen und ich sehe mich deshalb genöthigt, dieses Land zu verlassen, um einer Wiederholung dieser unangenehmen Auftritte aus dem Wege zu gehen.

Zu gleicher Zeit gestatten Sie mir, Ihnen meine besten Wünsche für Ihre Zukunft und die Versicherung meiner vorzüglichsten Werthschätzung auszusprechen.

Giulia d'Aspromonte.

„Wohin ist sie gegangen?" fragte der Maler, als er das Billet gelesen hatte.

Der Haushofmeister zuckte die Achseln. Er kannte den Reiseplan der Madame nicht. Er hatte den Befehl,

sich ihrem Gefolge in Paris anzuschließen und sie auf ihrer Reise zu begleiten. Der erste Haltplatz war Paris. Darüber hinaus konnte er für nichts stehen. War nicht Madame zuweilen etwas launenhaft und mußte nicht die Richtung ihrer Reise immer mehr oder weniger von einem augenblicklichen Einfalle abhängig gemacht werden?

„Wer hat sie begleitet?" fragte Laurence heftig.

Der Haushofmeister zuckte zum zweiten Male die Achseln.

„Aber, Monsieur, natürlich Madame Baumgarten, die Freundin und Gesellschafterin der Frau Prinzessin."

„Und wer sonst noch?" fragte Laurence noch heftiger, denn das Benehmen des Mannes verrieth ihm, daß noch Jemand dabei war. „War auch Herr Fröhlich in ihrer Gesellschaft?"

„Was wollen Sie, Monsieur?" sagte der Haushofmeister. „Herr Fröhlich ist der Neffe der Madame Baumgarten. Er hat seine Tante begleitet. Er war auch, wie Monsieur wissen, der alte und geschätzte Freund meines verstorbenen Herrn, des Prinzen d'Aspromonte."

„Zu welcher Stunde sind sie abgereist?" fragte Laurence.

„Heute Morgen mit dem ersten Zuge. Es war ein plötzlicher Einfall von Madame. Sie befahl ihren Dienerinnen gestern Abends um zehn Uhr zu packen. Ihre Gäste verließen sie erst heute Morgen und um halb sechs Uhr frühstückte sie."

„Warum nicht?" murmelte Laurence. „Wie hätte sie auch im Stande sein sollen, zu schlafen? In welchem Hotel steigt die Prinzessin in Paris ab?"

„In der letzten Zeit hat Madame den Louvre mit ihrer Gönnerschaft beehrt!"

Hierauf verließ Laurence Bell die Villa. Was konnte er noch für weitere Fragen stellen? Welche Aufschlüsse konnte er noch erwarten? Dieses Weib hatte ihn wieder einmal genarrt, das war Alles. Er konnte sich jetzt denken, wie sie über ihn gelacht hatte, als sie sah, wie er sich durch ihre listigen Künste zum Besten halten ließ. Er war verzweifelt und voll Ingrimm zu ihr gegangen. Sie hatte seine Verzweiflung in Entzücken, seinen Grimm in Liebe verwandelt. Und jetzt lachte sie verächtlich über seine Liebe und war aus England geflohen, um seinem gerechten Grimm zu entgehen.

„Aber es wird eine Zeit kommen, wo sie mich nicht mehr narren wird," sagte Laurence Bell zu sich.

Von der Villa aus begab er sich geraden Wegs nach einem Wirthshause an der Fulham-Straße und bestellte Branntwein, den er am Schenktische trank. Dies war etwas ganz Neues für ihn, der bisher immer ein Muster der Mäßigkeit gewesen war. Während er am Schenktische stand, nahm er sein Portemonnaie heraus und zählte den Inhalt desselben. In einer der Abtheilungen befanden sich mehrere Sovereigns und in der andern eine Fünfpfund-Note, der Rest des letzten Anlehens von Mocatti.

Um sechs Uhr am folgenden Morgen war er im Bahnhof, wo er ein Billet für Paris nahm. Er reiste zweiter Klasse und langte bei Eintritt der Nacht an seinem Ziele an. Es war das erste Mal, daß er die Weltstadt des Vergnügens und der Thorheit besuchte. Wie oft hatte er von diesem Orte geträumt, mit welchem Ent-

zücken hatte er sich ihre Größe und Schönheit ausgemalt, mit welch edeln Schatten hatte er die sonderbaren alten Straßen und die historischen Paläste bevölkert. Er hatte sich das Paris von Richelieu und Mazarin, Bosuet und La Valliére, das poetische Paris der Vergangenheit ausgemalt. Jetzt aber befand er sich in dem modernen Paris, dessen geschäftiges Leben und Treiben ihn gleich den Wogen eines stürmischen Meeres umbrauste.

Der junge Maler nahm indeß von allen den Scenen, die so neu für ihn waren, nicht die geringste Notiz. Er begab sich nicht sogleich nach dem Hotel du Louvre, obschon dies der eigentliche Bestimmungsort seiner Reise war.

Auf den Boulevards umhergehend, blickte er in alle Läden, bis er einen fand, den er suchte. Es war ein Gewehrladen, glänzend erleuchtet und mit einem Schaufenster voll kostbarer Waffen. Laurence Bell ging hinein, und kaufte einen kleinen Revolver, den besten, der für Geld zu haben war. Mit diesem in der Tasche suchte er das Louvre-Hotel auf und ließ sich sogleich in das Bureau weisen.

„Möchten Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, ob die Frau Prinzessin d'Aspromonte in dem Hotel wohnt?" fragte er den ersten Geschäftsführer.

„Ja, Monsieur," erwiederte der Mann, „Madame ist gestern Abend angekommen. Madame hat eine Reihe von Zimmern im ersten Stocke inne, dieselben, welche kürzlich die japanesische Gesandtschaft bewohnt hat."

Mr. Bells zweite Frage war, ob er ein Schlafzimmer im Hotel erhalten könne.

Der Rechnungsführer sah in seiner Liste nach und sagte dann:

„Ja, ein kleines Zimmer im fünften Stock steht Monsieur zur Verfügung, wenn es Monsieur genügt."

Monsieur erklärte, daß ihm das vollkommen genüge und wurde deshalb dem Kellner überantwortet, der ihm das erwähnte Gemach anzuweisen hatte. Die Ersteigung des Hotel du Louvre war für Laurence eine eben so mühsame Reise als für einen Mann in voller Gesundheit und Kraft die Besteigung des Mont-Blanc gewesen sein würde. Keuchend und erschöpft kam er endlich im fünften Stocke an. Sein eingefallenes Gesicht zeigte eine fahle Todtenblässe, die durch den rothen Fleck, womit die Schwindsucht ihre Opfer zeichnet, nur noch greller hervortrat.

Der Kellner sah ihn mitleidsvoll an, als er ihn fragte, ob Monsieur noch etwas bedürfe.

„Ja, ein wenig Branntwein."

„Das ist Einer, der nicht lange mehr einer Wohnung über der Erde bedarf," sagte der Kellner zu sich, als er sich entfernte, um für den Bewohner von Nr. 92 eine Caraffe mit Cognac zu holen.

Zehnte Scene.

Das Ende aller Dinge.

Die Reise der Madame d'Aspromonte war das Ergebniß eines plötzlichen Entschlusses. Indem sie sich nach dem Continente begab, hatte sie einem unwiderstehlichen Gefühle von Furcht nachgegeben. Dieses große juno-

artige Wesen war eine wahre Memme, wo ihr Wohlbefinden oder ihre Sicherheit in Frage standen.

Es mochte in Laurence Bells Aussehen und Benehmen etwas gelegen sein, was wie Wahnsinn aussah und es war deshalb recht wohl erklärlich, daß ihn Madame d'Aspromonte fürchtete. Sie war an solche Dinge nicht gewöhnt. Sie hatte ein Feuer angezündet, dessen Flammen sie zu verzehren drohten und sie suchte deshalb dem gefährlichen Element zu entfliehen.

„Er wird wiederkommen," sagte sie zu sich, „und zu einer andern Zeit wird es mir vielleicht nicht so leicht werden, ihn zu beruhigen. Diese brennenden Augen schienen mich zu bedrohen. Der Druck seiner Hand kam mir wie der Griff des Todes vor."

Von diesem Gedanken eingenommen, suchte sie sich außer dem Bereiche von Laurence Bell zu setzen und sie traf ihre Anstalten zur Reise, ohne eine Stunde zu verlieren.

„Ich bin des Londoner Lebens überdrüssig, meine gute Baumgarten," sagte sie zu ihrer ältlichen Sclavin, „und sehnst Du Dich nicht, Dein deutsches Heimathsland wiederzusehen, wo Du mit 300 Thalern des Jahrs so angenehm gelebt hast? Wir wollen mit dem Frühzug morgen nach Paris und von dort an den Rhein, dann nach Wien und später vielleicht nach Rom gehen. Wollen Sie uns begleiten, Fröhlich?"

Der Professor hatte seinen Plan für eine Herbstreise bereits gemacht und er nahm mit Vergnügen das Anerbieten an. Er hatte seine wohlerwogenen Absichten in Bezug auf diese Dame und sah mit Zuversicht deren

baldiger Ausführung entgegen. Seit dem Tode von Benjamin d'Aspromonte war der österreichische Rathgeber eine Nothwendigkeit für die Prinzessin geworden und er wurde ihr jetzt, wo sie aus Anlaß ihrer unglücklichen Speculationen mit allerlei Besorgnissen in die Zukunft blickte, mit jedem Tage unentbehrlicher.

Madame d'Aspromonte sank mit einem Gefühle der Erleichterung im Hotel du Louvre in ihren Lehnstuhl. Sie war ihrem wahnsinnigen Anbeter entronnen, dessen Heftigkeit sie fürchtete.

„Ich denke, ich habe diesem jungen Manne einen hübschen, kleinen Streich gespielt," sagte sie zu sich.

Sie hatte sich außer dem Bereiche von Laurence Bell gesetzt, — dies war der herrschende Gedanke der Madame d'Aspromonte, als sie sich einer angenehmen Träumerei hingab, während die Kellner im anstoßenden Zimmer den Tisch deckten.

Seit drei Tagen und Nächten verweilten die Prinzessin und ihr Gefolge im Hotel du Louvre. Madame d'Aspromonte hatte beabsichtigt, nur eine Nacht in Paris zu bleiben, da sie sobald als möglich zwischen sich und dem Manne, den sie fürchtete, eine weitere Entfernung zu setzen wünschte; aber ihre Absicht wurde durch den Einspruch des Herrn Fröhlich, der Geschäfte in der großen Stadt hatte und die Furcht der Dame verlachte, vereitelt.

„Angenommen auch, daß dieser junge Mann wahnsinnig wäre," sagte er, „was dann? Gestattet man Wahnsinnigen in der Welt ihren eigenen Weg zu gehen? Und kann Mr. Bell Sie belästigen, wenn Sie in Ihren eigenen Gemächern sitzen, oder an meinem Arme sich zu

Ihrem Wagen begeben? Welche thörichte Einbildung hat sich Ihres Gehirns bemächtigt? Sie sind so daran gewöhnt, nur sanfte Worte zu hören, daß Sie, weil dieser junge Mann ein wenig erzürnt und hitzköpfig ist, sich einbilden, er wolle Ihnen etwas zu Leid thun. Es ist nichts als Thorheit, Madame, die Thorheit eines Kindes, das sich vor einem Schatten fürchtet."

Seit drei Tagen und Nächten verweilte die Prinzessin in dem Hotel und während des größten Theils dieser drei Tage und Nächte bewachte sie Laurence Bell wie ihr Schatten. Sicherlich mußte diese unbestimmte Furcht, von der sie während dieser Zeit beherrscht wurde, mehr dem magnetischen Einflusse seiner Gegenwart als den Regungen ihres Gewissens beigemessen werden. Er befand sich in ihrer Nähe; irgend ein feines Gefühl, irgend eine Ahnung sagte ihr, daß sie von einer Gefahr bedroht sei.

Die Größe des Hotels du Louvre, seine zahlreichen Stiegen und Gänge, die Menschenmenge, die sich beständig darin hin und her bewegte, und das geschäftige Treiben der Dienerschaft verschafften Laurence Bell die Gelegenheit, ohne Aufsehen und Verdacht seine Ueberwachung durchzuführen.

Täglich am frühen Morgen während dieser drei Tage entfernte sich der Maler auf einige Stunden. Es geschah dies, um eine Schießgalerie jenseits der Seine, deren Adresse man ihm in dem Gewehrladen gegeben, zu besuchen und sich im Scheibenschießen zu üben. Zuerst zeigte er sich sehr ungeschickt, am dritten Morgen aber sagte ihm der Eigenthümer des Schießstands, daß er bereits gute Fortschritte gemacht habe und in einer Woche im Stande

sein werde, im Gehölze von Vincennes seinen Mann zu stehen.

An diesem dritten Morgen ging Laurence Bell auf der Straße an Antonio Mocatti vorüber, ohne daß dieser in dem Menschengewühle seinen Schützling bemerkte.

„Es thut mir leid, daß er durch mich zu Verlust kommt," dachte der Maler im Weitergehen.

Die Prinzessin brachte den dritten und letzten Abend ihres Aufenthalts in Paris in der italienischen Oper zu, wo der „Maskenball" gegeben wurde. Es war eine außerordentliche Vorstellung nach dem Schlusse der gewöhnlichen Saison und ein glänzendes Publikum hatte alle Räume des Hauses besetzt.

Madame d'Aspromonte befand sich in ihrer liebenswürdigsten Stimmung. Alle ihre Vorbereitungen, um am nächsten Morgen mit Tagesanbruch die Reise nach Wien anzutreten, waren getroffen. Herr Fröhlich stand hinter ihrem Stuhle und unterhielt sie während der Zwischenacte mit angenehmem Geplauder. In einer dieser Pausen, wo von dem Sujet der Oper die Rede war, bemerkte unter andern die Prinzessin:

„Es ist doch eine sonderbare Sache, daß Gustav gerade in dem Opernhause ermordet wurde, das er für sein Volk erbaut hatte. Ich habe mich oft darüber gewundert, wie es kommt, daß der Mord in der Mitte einer Volksmenge so leicht ist. Ich kann mir wohl denken, daß ein Mensch in das Zimmer eines andern geht und ihn dort tödtet, aber in einem Ballsaale oder am hellen Tage in einer volkreichen Straße sollte man so etwas für un-

möglich halten. Es ist auffallend, daß Niemand die Absicht des Mörders merkt, bis sie ausgeführt ist."

„Es ist schon manchen Mördern ihre Beute entrissen worden," sagte Herr Fröhlich mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit, „in der Regel aber sind sie zu schnell für die Zuschauer. Und dann ist, genau betrachtet, die Vernichtung eines Menschenlebens doch nur eine unbedeutende Sache. Es bedarf nur eines schwachen Druckes auf ein kleines Stückchen Eisen, und Alles ist geschehen, vorausgesetzt, daß die Mündung des Pistols die rechte Richtung hat."

„Ja, sie ist sehr leicht," antwortete die Prinzessin mit einem Schauder, während der Vorhang wieder in die Höhe ging.

Am nächsten Morgen erschien in allen Pariser Blättern folgende Meldung:

„Ein beispielloses Verbrechen ist gestern Abend von einer Person begangen worden, die sich bisher allen Nachforschungen der Polizei entzogen hat. Die Prinzessin d'Aspromonte ist wenige Minuten vor Mitternacht durch den Kopf geschossen worden, als sie, auf den Arm eines Freundes gestützt, die italienische Oper verließ.

„Die am Ausgang des Theaters versammelte Volksmenge war beträchtlich und dem Mörder ist es gelungen, in der ersten Verwirrung zu entkommen. Drei Männer wurden auf dem Schauplatze des Verbrechens verhaftet, aber sie mußten sämmtlich wieder in Freiheit gesetzt werden, da keinerlei Beweise gegen sie aufzubringen waren.

„Die unglückliche Dame wurde in ein benachbartes Haus gebracht, aber die schleunigst herbeigerufenen Aerzte erklärten, daß der Tod augenblicklich eingetreten sei. Ein

kleines Pistol, ohne Zweifel die Waffe, womit das Verbrechen verbracht worden, wurde kurz nach dem Morde auf der Straße gefunden.

„Madame d'Aspromonte war die Wittwe des Prinzen Benjamin d'Aspromonte, des verstorbenen Chefs des berühmten Bankhauses in Rom, der, obschon ursprünglich von jüdischer Abkunft, für eine der festesten Stützen der päpstlichen Herrschaft galt."

Mr. Mocatti las diesen Bericht, als er am Tage nach dem Morde in einem aristokratischen Hotel der Rue de la Paix beim Frühstück saß und wurde sehr bleich.

„Wer kann dies gethan haben?" fragte er sich. „Ohne Zweifel haben Viele Ursache, sie zu hassen, aber ist Einer wild genug oder wahnsinnig genug, dies zu thun, ausgenommen —"

Und dann nach einer Pause schüttelte er den Kopf.

„Nein, es kann nicht sein. Ich verließ ihn emsig bei der Arbeit und von seiner Thorheit geheilt."

Acht Tage lang beschäftigte sich Paris mit dem Schicksale der Madame d'Aspromonte. Die Polizei war unermüdlich, den Verbrecher zu entdecken und den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern; aber nach Ablauf der Woche war noch nichts über die Resultate ihrer Thätigkeit bekannt.

Das Begräbniß der Prinzessin war ungemein prachtvoll. Dem pomphaft geschmückten Leichenwagen folgte eine lange Reihe von Carossen, aber die Leute, die darin saßen, hatten keine Thräne, kein Bedauerniß für die Hingeschiedene; ja sie hielten es nicht einmal der Mühe werth, eine Betrübniß zu heucheln. Sie folgten dem

Leichenbegängniß, wie sie jedem andern Schauspiel beigewohnt hatten.

Sie wurde auf dem Père la Chaise begraben und unter allen Personen, die ihre Gruft umstanden, befand sich nur eine einzige, die ihren Tod bedauerte. Diese Person war Herr Fröhlich, dessen Pläne durch das plötzliche Ende seiner Prinzessin vollständig zu Wasser wurden.

Madame d'Aspromonte hatte kein Testament hinterlassen. Ihre Reichthümer gingen auf eine Schaar niedriger neapolitanischer Verwandten über, die sich darum stritten und rauften und einander um ihrer Tausende willen ewigen Haß nachtrugen.

Mr. Mocatti kehrte sogleich nach dem Leichenbegängniß in sehr beunruhigter Gemüthsstimmung nach London zurück. Er fuhr unmittelbar von der Eisenbahn nach der Wohnung in Notting-Hill, wo er Laurence Bell in seinem Atelier traf. Bevor er aber zu dem Maler hinaufging, zog er unten bei der Magd, die den Apotheker und seine Miether bediente, einige Erkundigungen ein. Diese junge Person sagte dem Händler, wann Mr. Bell Notting-Hill verlassen hatte und wann er wieder zurückgekehrt war, und von diesem Augenblicke an hatte der Neapolitaner keinen Zweifel mehr über die Hand, durch welche Giulia d'Aspromonte ihren Tod gefunden.

Der Maler sah mit einem sonderbaren Lächeln auf, als sein Beschützer eintrat.

„Sie waren in Paris?"

„Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß etwas mehr als das, Laurence Bell," ant-

wortete Mr. Mocatti in ernstem, strengen Tone. „Ich weiß, was Sie dort gethan haben.“

„Glauben Sie, ich würde davor zurückschrecken, dieselbe Sache zu thun, wenn sie nochmal zu thun wäre?“ rief der Maler mit einem wilden Blicke in seinen eingesunkenen Augen. „Mit ihren Zaubereien ist es jetzt zu Ende. Sie wird keine Herzen mehr brechen. O Mocatti, Sie wissen nicht, wie sie mich noch in der letzten Zeit genarrt und verspottet hat. Sehen Sie mich nicht mit solchem entsetzten Gesichte an. Sie müssen selbst wissen, daß der Tod von Giulia d'Aspromonte für die Welt eine Wohlthat ist. Ich bin hieher zu meiner Arbeit zurückgekehrt und ich werde ruhig fortarbeiten, bis ich sterbe. Sie werden mich ohne Zweifel für den verhärtetsten und schlechtesten Menschen halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich keine Reue fühle. Aber es ist die Wahrheit. Es thut mir leid, daß ich falsch gegen Amy Graystone war; daß ich mein Leben so vergeudet habe, aber was ich in Paris gethan, thut mir nicht leid.“

Zehn Tage nach der Rückkehr des Mr. Mocatti kam das gequälte Leben seines Schützlings zu einem friedlichen Ende. Die Abzehrung machte jetzt, wo die Leidenschaft ihrem Opfer nicht mehr die Kraft des Widerstandes verlieh, rasende Fortschritte. Laurence Bell starb in den Armen des Mr. Mocatti. Er legte kein Zeichen der Reue an den Tag und Niemand auf dieser Erde war klug genug, zu entscheiden, ob er in den letzten zwei Monaten seines Lebens vollkommen bei Sinnen gewesen.

Mr. Mocatti konnte seinen Schützling, von dessen Genie er so Großes gehofft, lange nicht vergessen. Er

verkaufte dessen letzte Skizzen um hohen Preis, denn die Geschichte des jungen Mannes war ruchbar geworden. Herr Fröhlich hatte die französischen Behörden auf seine Spur gebracht, aber die Londoner Polizei hatte vergebens nach ihm gesucht, bis es zu spät war.

Der Bilderhändler machte sich noch lange Vorwürfe wegen des Antheils, den er an dem Geschicke von Laurence Bell gehabt.

„Hätte ich ihn seinen eigenen Weg gehen lassen, so würde er sich wohl befunden haben und wahrscheinlich ein großer Mann geworden sein," sagte er zu sich.

Adrians Villa wurde in öffentlichem Aufstrich verkauft und um einen ungeheuren Preis von einem glücklichen Börsenspeculanten erworben, der ein Billard in Madame d'Aspromonte's Musiksaal aufgestellt hat und seinen City-freunden gestattet, die tropischen Pflanzen in der Orangerie mit dem Rauche ihrer Regalia zu vergiften.

Ein reines, weißes Marmorkreuz bezeichnet den Ort, wo Amy Graystone begraben liegt, und nicht weit von diesem einfachen Denkmal befindet sich eine Granittafel, welche den Namen von Laurence Bell trägt.

Liegt eine Moral in dieser Erzählung? Nach der Ansicht des Schreibers, ja. Ist nicht die Geschichte von Laurence Bell ein Protest gegen die Anbetung des rein Sinnlichen in der Kunst? Unglücklicher Weise verrathen alle Tendenzen unserer Zeit eine besondere Leidenschaft für sinnliche Schönheit. In dem ungezähmten Luxus des modernen Lebens, in den Ausschweifungen der modernen

Gewänder, in dem bemalten Gesichte und der falschen Haarfrisur der modernen Schönheit bemerkt man immer wieder denselben Einfluß.

„Und warum nicht?" wendet man uns ein. „Unser Zeitalter ist künstlerisch geworden und diese Liebe für Glanz und Farbe ist ohne Zweifel unzertrennbar von der Liebe zur Kunst."

O gewiß nicht. Sicherlich giebt es in der Religion der Kunst eine höhere und reinere Verehrung als diejenige, die zu den Füßen irdischer Schönheit beginnt und endet.

Buchdruckerei der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (W. Koebke),
Berlin, Zimmerstraße 96.

Hogarth, den feinen Kenner und Zeichner der englischen Gesellschaftszustände, welcher mit der Mythologie brach, um in streng moralisirender Weise im Geiste Popes, Swifts neben den Dichtern und Schriftstellern auch als bildender Künstler seine Zeit, ihre Vorzüge und Laster weltgerichtlich darzustellen. Der Romn genügt somit nach allen Seiten; Sprache und Darstellung verleugnen den Dichter nicht, der die Kunst versteht, dem Leser Theilnahme für die Personen und Zustände, die er vor ihm werden läßt, einzuflößen und wie Wenige Cultur-Romane zu schreiben. Der Humor nud die Satyre, die Hogarth auszeichnet, finden in dem Schriftsteller, welcher diesen Künstler der deutschen Lesewelt wieder vorgeführt, gleichfalls einen treuen Wiederhall.

Aus anständiger Familie.

Geschichte eines verlorenen Menschenlebens.

Von

Ernst Wichert.

3. Bde. Geh. 4 Thlr.

Es sind keine großen Gegensätze und Fragen, welche in diesem Roman nach ihrer Lösung ringen, nicht Kreise wichtiger Interessen, in welche der Verfasser uns führt. Es ist eben nur der Kreis bescheidenen bürgerlichen Lebens, aber das, um was es sich handelt, ist denn doch immer das Höchste und Letzte, was ein Mensch einsetzen kann — die sittliche Existenz. Der Verfasser hat es verstanden, die Geschichte des verlorenen Menschenlebens dramatisch zu gestalten und das Interesse steigend zu spannen, trotz des einfachen äußern Rahmens.
